

**"Uns ist in alten mæren ... " –
Der historische Hintergrund der mittelhoch-
deutschen Dichtung
(Nibelungenlied, Epos vom Herzog Ernst,
Walther von der Vogelweide)**

© Thomas Frenz, Passau 2013
Das Zeichen ⊗ verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen
Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen wegge-
lassen sind.

Fassung von 2013 mit einzelnen Nachträgen bis 2022

Einleitung

I. Die Dichtungen:

1. Nibelungenlied
2. Herzog Ernst
3. Walther von der Vogelweide

II. Die Geschichte hinter den Dichtungen:

4. Die Gefahr aus dem Osten: Hunnen, Awaren, Ungarn
5. Theoderich der Große = Dietrich von Bern
6. Der Streit der merowingischen Königinnen: Fredegunde versus Brunichilde
7. Das Königreich des Rotweins: Burgund
8. Gnadenlose Rache: die wahre Geschichte des Herzogs Ernst
9. Die Reise nach Osten (I): der erste Kreuzzug, oder: *Gesta dei per Francos*
10. Die Reise nach Osten (II): der zweite Kreuzzug, oder: Blamage vor Damaskus
11. Die Reise nach Osten (III): die späteren Kreuzzüge
12. "Swær nû des rîches irre gê": die Doppelwahl von 1198
13. Der Waise
14. Politische Autosuggestion: die "deliberatio super tribus electis"
15. Die Bamberger Bluthochzeit
16. Politische Springprozession, oder: der Papst sitzt zwischen allen Stühlen
17. Erzbischof Engelbert von Köln oder die Banalität des Bösen
18. Französisches Kalkül und Wittelsbachischer Jähzorn: der Tod Konradins und der Maria von Brabant

III. Epilog

19. Kein historischer Hintergrund: der Gral, die Templer und die Albigenser
20. Geschichte und Anderwelt: ein Blick auf den König Artus

M. D. u. H., ich begrüße Sie zur Vorlesung " 'Uns ist in alten mæren ... ' – Der historische Hintergrund der mittelhochdeutschen Dichtung (Nibelungenlied, Epos vom Herzog Ernst, Walther von der Vogelweide)". Uns sind in den historischen Quellen viele interessante Nachrichten überliefert betreffend wichtige Persönlichkeiten, Kriegsergebnisse, positive und negative Events und bedeutende Gestalten: von all dem soll im Folgenden die Rede sein. Oder das Ganze auf Mittelhochdeutsch:

*Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
Von helden lobebæren, von grôzer arebeit,
Von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
Von küener recken strîten muget ir nû wunder hœren sagen.*

Sie haben es erkannt: das ist die erste Strophe des Nibelungenliedes, die ich zuvor bewußt banal in das heutige Deutsch übertragen habe. Der Germanist würde an dieser Stelle sofort darauf hinweisen, daß einzelne Begriffe in mittelhochdeutscher Zeit noch eine andere Bedeutung haben als heute. So ist *arebeit* – heute "Arbeit" – damals vor allem die kriegerische Mühe und Arbeit, und *hōchgezît* – heute "Hochzeit" – meint jedes Fest, nicht nur das anlässlich einer Eheschließung. In den folgenden Strophen gäbe es dann *rîch* – heute "reich" –, das damals vor allem "mächtig" bedeutet, nicht nur wie heute "wohlhabend", und beiläufig ein Lehnwort aus dem Keltischen ist.

Den Historiker interessiert natürlich vor allem die Frage: entspringen die Erzählungen des Dichters nur seiner Phantasie, oder stehen dahinter konkrete geschichtliche Ereignisse? Die Frage so zu stellen heißt selbstverständlich sie mit Ja zu beantworten. Das Nibelungenlied hat einen historischen Hintergrund, der sich vom 5. Jahrhundert bis in die Zeit des Dichters, also ins 12. Jahrhundert, erstreckt. Natürlich erfolgt keine Eins-zu-Eins-Umsetzung, sondern der Autor gestaltet den Stoff um, denn er will ja vor allem eine spannende Unterhaltung und beiläufig auch Belehrung bieten. Dasselbe tut der Verfasser einer Heiligenlegende, der einen erbaulichen Text liefern will, und – etwas näher an historischer Wissenschaft – auch der Autor einer Familienchronik, der die berühmten und bedeutenden Ahnen seines Herrn und deren Heldentaten vorführt – zum Ruhme des Auftraggebers, zur Befestigung von dessen ehrenvoller Stellung in der Gegenwart und zur Belehrung von dessen Nachkommen.

Ich habe für diese Vorlesung drei Werke ausgewählt:

- das **Nibelungenlied**, also die Erzählung von der Königstochter Kriemhild, die den Königsohn Siegfried heiratet, der dann aber von ihren eigenen Brüdern aus politischen Gründen getötet wird, wofür sie schließlich blutige Rache nimmt, wobei sie ihr ganzes Geschlecht ausrottet. Ich nehme an, daß Sie es von der Schule her kennen. Sodann
- das **Epos vom Herzog Ernst**, das Ihnen wahrscheinlich neu sein wird. Dieser Herzog Ernst hat im frühen 11. Jahrhundert wirklich gelebt, geriet in Konflikt mit dem deutschen König, verlor sein

Herzogtum und mußte fliehen, wobei er im Epos phantastische Abenteuer erlebt, die teilweise an die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht erinnern. Es gibt aber noch eine zweite Bezugsebene, das Schicksal der Andechs-Meranier, der wichtigsten Konkurrenten der Wittelsbacher im 13. Jahrhundert. Als dritten betrachten wir

- **Walther von der Vogelweide**, den Sie ebenfalls aus der Schule kennen dürften, einen berühmten Minnesänger, der aber auch die politischen Ereignisse seiner Zeit, des frühen 13. Jahrhunderts, in zum Teil sehr bissigen Gedichten kommentiert hat. Hier ist der historische Bezug also unmittelbar gegeben.
- ergänzend werde ich noch einige andere Dichter erwähnen, die ich jeweils an ihrer Stelle einführe.

Die Vorlesung verläuft nun so, daß ich Ihnen zunächst die drei Werke mit einer kurzen Inhaltsangabe und, soweit möglich, Portrait des Autors vorstelle. Danach folgen dann die historischen Kapitel in im Wesentlichen chronologischer Reihenfolge, wobei wir gegebenenfalls auf die Dichtungen Bezug nehmen.

I. TEIL: DIE DICHTUNGEN

1. KAPITEL: DIE DICHTUNGEN: DAS NIBELUNGENLIED

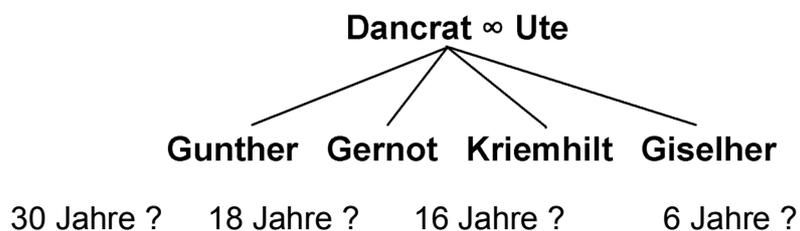
DAS NIBELUNGENLIED IST, wie vorhin schon angedeutet, die Geschichte vom Glück und Ende Siegfrieds und von der blutigen Rache der Witwe Kriemhilt an den Tätern. Der Dichter betont mehrfach und geradezu penetrant, dahinter stehe die Rivalität zweier edler Frauen, die vielen Helden das Leben gekostet habe; aber ganz so stimmt das nicht, denn die Rivalin Kriemhilt, Prünhilt, ist ihrerseits das Opfer eines mehrfachen hinterhältigen Betrugens der Männer, wie wir gleich sehen werden.

Bevor die eigentliche Story beginnt, hören wir von einem Traum Kriemhilt, der bedeutet, daß Liebe immer in Leid enden müsse. Deshalb beschließt sie, sich grundsätzlich von den Männern fernzuhalten und nicht zu heiraten. Es kommt dann anders, wie wir wissen, aber dem Historiker stellt sich damit gleich ein Problem, denn Liebe zwischen Ehepartnern ist im Mittelalter eigentlich gar nicht vorgesehen: die Ehe ist eine Wirtschafts- und Reproduktionsgemeinschaft, aus der möglichst viele, vor allem männliche Kinder hervorgehen sollen. Gefühle sind dabei nebensächlich. Man könnte das ganze Nibelungenlied fast als Exempel dafür ansehen, wozu es führt, wenn man diese Grundregel außer Acht läßt. Aber das ist möglicherweise zu modern gedacht.

Aber beginnen wir mit der Geschichte: am burgundischen Hof in Worms herrschen die drei Brüder Gunther, Gernot und Giselher, die eine Schwester Kriemhilt haben; der Vater ist bereits tot, die Mutter Ute lebt noch. Der Hof ist wie ein mittelalterlicher Königshof orga-

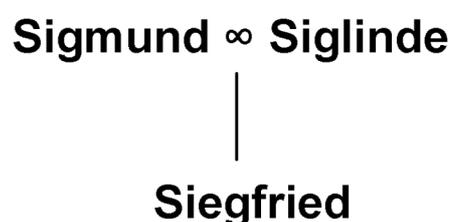
nisiert, d.h. es gibt einen Kämmerer Hunold, einen Truchseß Ortwin, einen Küchenmeister Rumolt, einen Marschall Dankwart sowie weitere Vasallen, darunter Hagen von Tronje, den man vielleicht als Waffenmeister bezeichnen könnte; jedenfalls ist er der wichtigste Berater der Könige.

Für das Lebensalter der Protagonisten können wir Folgendes erschließen: Kriemhilt hat genau das Alter erreicht, in dem sie für eine Ehe bereitsteht, also nach damaligem Brauch etwa 16 Jahre. Über das Alter der Brüder wird nichts gesagt, nur daß Giselher mehrfach als Kind bezeichnet wird und daß er 20 Jahre später seinerseits im besten Ehealter steht und sich kurz vor der Katastrophe noch verlobt; wir können ihn uns zu Anfang des Dramas also etwa 6jährig vorstellen. Gunther scheint, was das Heiraten angeht, schon etwas überfällig zu sein. Ich vermute daher, daß Gernot und Kriemhilt etwa gleichaltrig waren:



Solch eine Konstellation mit drei regierenden Brüdern nach dem Tode des Vaters war immer etwas subtil, vor allem wenn die jüngeren noch minderjährig waren und bis zu ihrer Volljährigkeit unter der Vormundschaft des Älteren standen. Da konnte es leicht vorkommen, daß der Ältere die Vormundschaft über den Termin hinaus verlängern wollte oder gar versuchte, die Jüngeren um ihr Erbe zu betrügen, die dann oft die Teilung des Herrschaftsgebietes verlangten. Solche Probleme gab es etwa im bayerischen Herzogtum des Öfteren; unter anderem ist die Trennung Bayerns und der Pfalz und auch die Entstehung der Territorien Niederbayern und Oberbayern auf solche Schwierigkeiten zurückzuführen. Im Nibelungenlied hören wir zwar für den Hof in Worms nichts dergleichen; zu Siegfried werden Erbprobleme aber angedeutet, denn dessen Vasallen sind der Herrschaft des alternden Vaters überdrüssig und wünschen die Nachfolge des jungen Helden. Das Ganze wird aber nicht weiter ausgeführt.

Siegfried wächst am Hof in Xanten auf, also am Niederrhein. Seine Eltern sind Sigmund und Siglinde, die allerdings anders als bei Wagner nicht Bruder und Schwester sind.



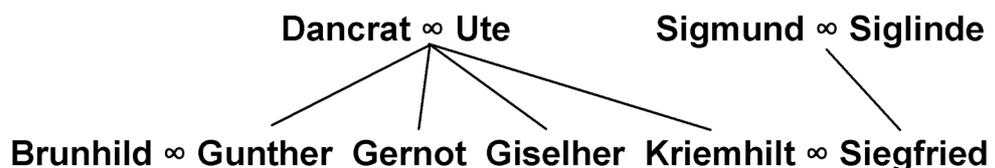
Sigmund ist offenkundig schon älter und bleibt später bei der Ermordung seines Sohnes auch merkwürdig untätig. Siegfried hat sich bereits einen Ruf als Draufgänger erworben, der in der Regel erst handelt und dann denkt. Er hat unter anderem auf nicht ganz saubere Weise einen riesigen Schatz erworben, den er später mit in die Ehe bringt; zu dem Schatz gehört auch eine Tarnkappe, die ihren Träger unsichtbar macht. Außerdem hat Siegfried einen Drachen getötet und in dessen Blut gebadet, was ihn unverwundbar macht; aber durch ein Lindenblatt, das herabfiel, ist eine Stelle auf dem Rücken vom Drachenblut frei geblieben. Die Lehnsleute von Sigmund und Siegfried wollen, daß er die Herrschaft übernimmt, was er aber ablehnt. Vom Alter her können wir ihn also auf 18 Jahre schätzen.

Siegfried kommt nun an den Nibelungenhof in Worms, um Kriemhilt, deren Ruf bereits weit verbreitet ist, zu heiraten. Möglicherweise will er sie zu diesem Zweck auch ganz einfach zu entführen, was im Mittelalter durchaus gängige Praxis war, weil sich dann komplizierte Verhandlungen über die Mitgift erübrigten. Durch eine solche Entführung der Braut mit ihrem Einverständnis kam etwa die Ehe Kaiser Konrads II. mit der Kaiserin Gisela zustande; ein Verwandter dieser Kaiserin war übrigens der Herzog Ernst, der uns später noch beschäftigen wird.

Kriemhilt wird nicht entführt – mehr noch: Siegfried bekommt sie ein Jahr lang nicht einmal zu sehen. Stattdessen muß er Vorleistungen erbringen. Zunächst muß er mit den Nibelungen gegen die Sachsen und Dänen in den Krieg ziehen, wobei er sich selbstverständlich auszeichnet, und dann muß er Gunther bei dessen eigener Brautwerbung behilflich sein.

Gunther hat sich nämlich eine ganz eigenartige Braut ausgesucht: Prünhilt, die Königin von Island. Diese hat sich zu einer Art Goldmedaille in den Olympischen Spielen hochstilisiert, d.h. sie will nur den heiraten, der sie in verschiedenen Sportdisziplinen besiegt, was bisher noch niemand gelungen ist. Auch Gunther hat keine Chance, zumal er ja nicht mehr ganz jung ist – im Sport gehört man bekanntlich schnell zum alten Eisen –, deshalb nimmt er Siegfried mit, der für ihn unter einer Tarnkappe die Wettbewerbe durchführt und ihn so scheinbar gewinnen läßt. Dabei wird bei der ersten Begegnung Siegfried unklugerweise als Lehnsmann Gunthers vorgestellt.

Dann kommt es zur Doppelhochzeit in Worms:

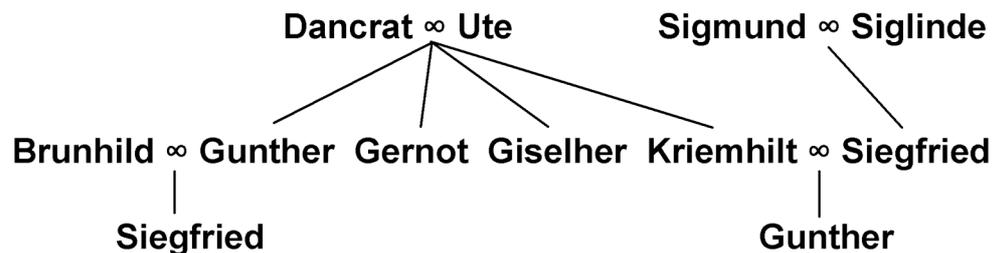


Siegfried und Gunther sind also am Ziel ihrer Wünsche, aber Gunther erlebt in der Hochzeitsnacht eine herbe Enttäuschung, denn Prünhilt will sich nicht entjungfern lassen. Stattdessen bindet sie Gunther mit ihrem Gürtel zu einem Paket zusammen und hängt ihn

an einem Nagel an der Wand auf. Erneut muß Siegfried in die Bre-
sche springen: wiederum mit der Tarnkappe bezwingt er Prünhilt, die
durch die Entjungferung ihre überragenden Kräfte verliert, nimmt ihr
dabei aber auch den Gürtel weg, den er Kriemhilt schenkt, wobei er
dieser auch erzählt, von wem er stammt. Das Denken war ja noch
nie seine Stärke.

Den Verlust der Kräfte Prünhilts durch die Entjungferung kann
man tiefenpsychologisch deuten, aber auch ganz simpel juristisch,
denn mit dem Vollzug der Ehe geht die Muntgewalt über die Frau
von deren Vater auf den Ehemann über. Die Muntgewalt ist das, was
wir heute noch als Vormundschaft kennen, also die eheliche Gewalt
des Mannes über die Frau nach damaligem Recht; sie beinhaltet
aber auch die Pflicht, die Frau gegen jederlei Unbill zu verteidigen.
Das geht so weit, daß er ggf. stellvertretend für sie einen gerichtli-
chen Zweikampf bestehen muß.

Nach der Doppelhochzeit kehren Siegfried und Kriemhilt in
dessen Königreich an den Niederrhein zurück, wo nun auch der von
den Vasallen schon lange gewünschte Thronwechsel stattfindet.
Kriemhilt bringt einen Sohn zur Welt, der den Namen Gunther erhält.
Umgekehrt bekommt Prünhilt einen Sohn, den man Siegfried nennt –
ob nach seinem echten Vater, wollen wir dahingestellt lassen.



Zusätzlich müssen wir uns wohl noch einige Töchter vorstellen. Die-
se dritte Generation spielt aber für die weitere Geschichte keine Rol-
le.

Zehn Jahre später: Siegfried und Kriemhilt verbringen das
Pfungstfest in Worms. Als die Damen dem Turnier zuschauen, lobt
Kriemhilt, die immer noch in Siegfried verknallt ist, ihren Mann als
den besten aller Ritter usw. Prünhilt bemerkt dazu, man solle den
Lehnsmann nicht über den Lehnherrn stellen, was Kriemhilt wieder-
um nicht gelten läßt. Man geht im Dissens auseinander; tatsächlich
reden beide völlig aneinander vorbei. Sie erinnern sich: Siegfried ist
Prünhilt einst bei der Brautwerbung in Island als Lehensmann Gun-
thers vorgestellt worden. Kriemhilt dagegen weiß, was in Gunthers
Hochzeitsnacht wirklich geschehen ist, denn Siegfried hat ihr ja
Prünhilts Gürtel geschenkt.

Am Nachmittag begegnen sie sich an der Türe des Domes
wieder. Prünhilt will als erste die Kirche betreten, aber Kriemhilt
schleudert ihr die Worte entgegen: "Seit wann hat eine Kebse den
Vortritt vor einer Königin?" Und dazu zeigt sie ihr den Gürtel, den
Siegfried ihr einst in der "stellvertretenden" Hochzeitsnacht abge-

nommen hat. Prünhilt bricht in Tränen aus, weiß aber nichts zu erwidern, denn sie durchschaut die wahren Vorgänge ja immer noch nicht, und Gunther gibt ihr auf einschlägige Fragen nur ausweichende Antworten.

Es ist dann Hagen, der sie über die wahren Verhältnisse aufklärt und sich auch erbieht, ihre Ehre zu rächen. Das kann nach Lage der Dinge nur durch den Tod Siegfrieds geschehen. Das weiß auch Kriemhilt, und so bittet sie ausgerechnet Hagen, ein wachsames Auge auf ihren Mann zu haben, wobei sie auch verrät, an welcher Stelle er nicht unverwundbar ist. Das weitere ist bekannt: auf einem Jagdausflug in den Odenwald ersticht Hagen Siegfried hinterücks. Die Leiche legt er Kriemhilt auf die Türschwelle, so daß diese am nächsten Morgen buchstäblich über ihn stolpert.

Das ist nun keine besondere Gemeinheit, wie man auf den ersten Blick zu glauben geneigt ist, sondern eine juristisch erforderliche Handlung. Die Tötung Siegfrieds ist nämlich aus der Sicht Hagens kein Mord, sondern er stellt die Ehre der Königin Prünhilt wieder her, wozu Hagen als Prünhilts Lehnsmann verpflichtet ist. Deshalb muß die Tötung öffentlich gemacht werden – der Fachterminus lautet "verklaren" –; ein Mord wäre es nach frühmittelalterlicher Rechtsauffassung erst, wenn die Leiche heimlich beiseite geschafft und so auch ihr ordnungsgemäßes Begräbnis verhindert würde. Ganz generell werden heimlich vollbrachte Verbrechen schlimmer bewertet als offene Taten: der Diebstahl ist verwerflicher als der Raub, auf Diebstahl steht der schimpfliche Tod am Galgen, während der Räuber "ehrlich" enthauptet wird.¹

Umgekehrt ist Kriemhilt aber jetzt zur Blutrache für die Tötung ihres Mannes verpflichtet, die in ihren Augen selbstverständlich ein Mord ist. Dafür muß sie den Mörder aber erst einmal kennen. Dazu dient eine berühmte Szene: wie auch heute noch, erweisen alle Verwandten und sonstigen Trauernden dem Toten "die letzte Ehre", indem sie an dem Sarg vorbeigehen. Das ist ja auch heute noch üblich, nur ist heute der Sarg bereits geschlossen, während er früher noch offen war, besonders bei königlichen Begräbnissen. Das diente auch dem Zweck, feststellen zu können, ob bei dem Tod alles mit rechten Dingen zugegangen war. Diese Aufbahrung nannte man "in Parade setzen" oder auch auf Englisch *public viewing*. So z.B. auch 1886 beim Tode des Märchenkönigs Ludwig II.:

¹ Zur näheren Information über diese rechtlichen Aspekte empfehle ich meine Vorlesung "Kain und Abel im Mittelalter. Der (politische) Mord vom 6. bis 16. Jahrhundert".



Der Aberglaube verlangt, daß die Wunden des Toten wieder aufbrechen und bluten, sobald der Mörder an den Sarg tritt – und genau das geschieht, als Hagen an der Reihe ist.

*Daz ist ein michel wunder, vil dicke ez noch geschiht,
Swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht,
Sô blutent im die wunden, als och dâ geschach.
Dâ von man die schulde dâ ze Hagene gesach.*

"Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht: wenn man den Mordbefleckten bei dem Toten sieht, so bluten ihm die Wunden, wie es auch hier geschah. Daran erkannte man, daß die Schuld bei Hagen lag."

Als erstes ist nun nach dem Tod Siegfrieds die Frage zu klären, wo sich Kriemhilt denn in Zukunft aufhalten soll. Ihr alter Schwiegervater Sigmund und dessen Leute wollen sie nach Xanten holen, aber sie lehnt das ab, und zwar mit zwei interessanten Begründungen: erstens sei sie in dem niederrheinischen Königreich eine Landfremde und somit schutzlos, und zweitens gehöre sie der Sippe der Mörder Siegfrieds an und müsse somit fürchten, Opfer der Blutrache durch dessen Verwandte zu werden. Tatsächlich muß nach germanisch-frühmittelalterlicher Auffassung die Sühne für ein Verbrechen nicht unbedingt den Täter treffen, sondern es wird seiner Sippe ein gleichwertiger Verlust zugefügt, durchaus auch an einer anderen Person.

Kriemhilt bleibt also in Worms. Sie ist jetzt zwar Witwe, aber immer noch unermesslich reich, denn sie hat ja nun den Schatz in Besitz, den Siegfried mit in die Ehe gebracht hat. Deshalb ist Hagens erste Sorge, ihr diesen Schatz wegzunehmen, was ihm schließlich auch gelingt. Der Vorgang ist durchaus historisch zu sehen, denn alle neuen Herrscher müssen sich zunächst einmal des Schatzes ihres Vorgängers bemächtigen; das ist geradezu Bestandteil des Regierungsantritts, und wer bei einer strittigen Nachfolge dabei schneller ist, hat schon fast gewonnen. Interessant ist, daß Prünhilt bei all diesen Vorgängen mit keinem Wort mehr erwähnt wird; ihre Rolle ist ausgespielt; ebenso werden die Kinder nicht mehr erwähnt.

Nun beginnt der zweite Teil des Nibelungenliedes, der viel archaischer wirkt als der erste, und es ist durchaus möglich, daß zwei ursprünglich selbständige Erzählungen zu dem Epos vereint sind. Kriemhilt, nunmehr nach meiner Rechnung etwa 30 Jahre alt, ist immer noch eine attraktive Frau, deren Schönheit international bekannt ist. Deshalb kommt der König der Hunnen, der gerade Witwer geworden ist, auf die Idee, um ihre Hand anzuhalten. Dieser König heißt im Nibelungenlied Etzel; dahinter steht der durch hochdeutsche Lautverschiebung und Umlaut veränderte Name Attila, also eine klar historische Gestalt. Allerdings haben sich in sie auch Züge der Awaren und besonders der Ungarn und selbst der Mongolen hineingemischt, weshalb wir uns im historischen Teil der Vorlesung auch mit diesen Völkern befassen werden. In den Namen Etzel ist möglicherweise noch eine weitere Gestalt mit eingeflossen: der römische Feldherr Aetius, der hochdeutsch zu Etz werden muß; er war verantwortlich für den Untergang der historischen Burgunder im Jahre 437.

Nach einigem Hin und Her – man könnte auch von interkulturellen Mißverständnissen sprechen – kommt die Ehe zustande. Hagen warnt davor, aber Gunther und seine Brüder, die offenbar doch ein schlechtes Gewissen haben, überlassen Kriemhilt die Entscheidung. Tatsächlich ist Kriemhilt als Witwe ja wieder unter die Muntgewalt ihrer Brüder gefallen. Kriemhilt stimmt also zu, Königin der Hunnen zu werden, jedoch – der Dichter läßt keinen Zweifel daran – allein zu dem Zweck, die Mittel für die Blutrache für den Mord an Siegfried in die Hand zu bekommen.

Die Ehe wird also geschlossen, und Kriemhilt schafft es auch, die Zuneigung ihrer neuen Untertanen zu gewinnen, obwohl sie die Nachfolge der äußerst beliebten Königin Helche antritt, und sie scheint auch in ein gutes Verhältnis zu Etzels Bruder Bløedelin zu treten. Das ist nicht selbstverständlich, denn es könnte das Problem entstehen, wer Etzels Nachfolge antritt: Bløedelin als sein Bruder oder ein eventueller Sohn aus Etzels zweiter Ehe. Wir kommen im historischen Teil auf diese Frage noch einmal zurück, wenn sie für das Nibelungenlied auch irrelevant ist, wie wir noch hören werden. Nach sieben Jahren kommt tatsächlich ein solcher Sohn zur Welt, wahrscheinlich nach einer oder mehreren Töchtern, von denen der Dichter aber schweigt. Der Sohn wird getauft und erhält den Namen Ortliep.

Nach weiteren sechs Jahren lädt die nunmehr (nach meiner Rechnung) 43jährige Kriemhilt ihre Brüder zu sich an den Hof Etzels ein. Wiederum warnt Hagen, wird aber überstimmt. Die Reise ist von dunklen Vorzeichen begleitet. Unter anderem sagen drei Wassernixen Hagen voraus, niemand werde lebend nach Hause zurückkehren, mit Ausnahme des Kaplans, der den Zug begleitet. Daraufhin wirft Hagen den Kaplan, der nicht schwimmen kann, in die Donau, damit er ertrinkt und sich so die Prophezeiung als unwahr erweist. Wunderbarerweise wird der Kaplan aber an Land geschwemmt – vielleicht haben ja auch die Nixen nachgeholfen – und kehrt nach Hause zurück. Spätestens jetzt weiß der Leser, daß der Verwandtenbesuch bei Kriemhilt in einer Katastrophe enden muß.

Zuvor gibt es aber noch eine positive Szene: an der Grenze zum Reich Etzels werden die Burgunder von Markgraf Rüdiger von Bechlarn begrüßt; der Markgraf hat eine Tochter, die mit dem jüngsten der drei Brüder Kriemhilt, Giselher, verlobt wird. Rüdiger ist einer der Ausländer, die am internationalen Hof Etzels eine Rolle spielen.

Die weiteren sind Dietrich von Bern (der historische Theoderich der Große; "Bern" ist hier die deutsche Form für Verona) sowie Hildebrand. Der mittelalterliche Leser identifiziert letzteren zweifellos mit dem Helden des gleichnamigen Hildebrandsliedes: zwei Heerführer treffen aufeinander und stellen sich, wie es üblich war, namentlich vor. Der jüngere, der zuerst spricht, ist Hadubrand, woraufhin der ältere, eben Hildebrand, erkennt, daß er seinem eigenen Sohn gegenüber steht, und dies auch sagt. Der jüngere sieht darin aber eine Finte, um sich feige vor der Schlacht zu drücken, und ruft ihm zu: "Du bist ein alter Hunne! Du lügst so dreist, wie dein Bart weiß ist." Damit ist der Kampf unvermeidlich, in dem der jüngere unterliegt und umkommt. So steht es im älteren Hildebrandlied, das noch in althochdeutscher Sprache verfaßt ist. Es gibt auch ein jüngeres Hildebrandslied: dort ist die Situation zu einem Zweikampf ohne Zeugen reduziert, in dem der ältere den jüngeren besiegt, aber dann nicht tötet, als er erkennt, daß es sich um seinen Sohn handelt.

Eine solche verchristlichte Lösung bleibt im Nibelungenlied aus. Vielmehr kommt es nach anfänglich fröhlichem Empfang zu einem von Kriemhilt inszenierten allgemeinen Gemetzel, in dem der Reihe nach Gernot, Giselher, dann Ortliep, der Sohn Etzels und Kriemhilt, Rüdiger von Bechlarn, Bloëdelin, schließlich Gunther, dann Hagen und am Ende Kriemhilt selbst ums Leben kommen. Die grausigen Détails sind hier entbehrlich. Den Abschluß des Epos bildet dann die berühmte letzte Strophe:

*Ine kann iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach,
Wann ritter unde vrouwen weinen man da sach,
Dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
Hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.*

(Ich kann euch keine Auskunft darüber geben, was seither dort geschah, außer daß man Ritter und Frauen und Knappen ihrer Gefährten Tod beweinen sah. Hier hat der Bericht ein Ende: das ist der Nibelungen Untergang.)

Der Dichter des Nibelungenliedes ist namentlich nicht bekannt, und das Epos hat sich wohl auch allmählich mit vielen Zwischenstufen entwickelt; aber es gibt einen Hinweis darauf, wann und wo die Fassung, die uns heute vorliegt, entstanden sein kann. Auf ihrer Fahrt von Worms zum Hof Attilas kommen die Nibelungen auch durch Passau. Dort begrüßt sie Pilgrim, der Onkel Kriemhilt, der in dieser Stadt als Bischof amtiert:

*Der edelen künige œheim der bischof Pilgrîn,
Dem wart vil wol ze muote, dô die neven sîn
Mit alsô vil recken kômen in daz lant.*

Daz er in willic wære, daz wart in schiere bekannt.

Oder in neuhochdeutscher Übertragung: "Der edelen Könige Oheim, der Bischof Pilgrim, freute sich sehr, als seine Neffen mit so vielen Recken in sein Gebiet kamen. Daß er ihnen günstig gestimmt war, konnten sie bald erfahren. Sie wurden noch vor der Stadt von den Bediensteten [des Bischofs] empfangen. In Passau selbst konnte man sie nicht unterbringen. Sie mußten auf die andere Flußseite übersetzen, wo sie eine Ebene fanden. Dort wurden Hütten und reiche Zelte aufgestellt."

Der Dichter des Nibelungenliedes zeigt hier erstaunlich genaue Ortskenntnisse, so daß man vermutet, die uns heute vorliegende Fassung des Epos' sei hier bei uns in Passau entstanden. Als Vorbild Pilgrims gilt sein späterer Amtskollege Wolfger, der von 1191 bis 1204 Passauer Bischof war. Von seinem Name kommt beiläufig bemerkt der Wolf im Passauer Wappen her. In einer Handschrift folgt auf die Schlußstrophe des Nibelungenliedes noch ein weiterer Text, die sog. Nibelungenklage. Darin nennt sich ein Meister Konrad als Autor, ob nur der Klage oder des gesamten Epos, ist unklar. Es gibt unter den Notaren Bischof Wolfgers auch einen, der Konrad heißt, aber ob er dieser Meister Konrad ist, muß offenbleiben.

Die Überlieferung des Nibelungenliedes umfaßt drei Handschriften des ganzen Textes, die allerdings durchaus von einander abweichen, und viele Fragmente. Hier ein Beispiel:



In der rechten Spalte sehen Sie in roter Tinte die Überschrift der 5. Äventiure: *Wie Sifrit Krimhilt erst gesach* (Wie Siegfried Krimhilt das erste Mal sah).

Und hier ein weiteres aus einer anderen Handschrift mit dem Beginn des ganzen Textes:



Das Nibelungenlied hatte ein enormes literarisches Nachleben, vor allem im 19. und 20. Jahrhundert. Die Nachdichtungen, Dramatisierungen, Filme und Opern sind nicht zu zählen, und da dies keine literaturwissenschaftliche Veranstaltung ist, will darauf nicht näher eingehen – dafür brauchte man eine eigene Vorlesung. Als wichtigstes Drama dürfte dasjenige von Friedrich Hebbel zu nennen sein, der den Stoff in nicht weniger als 11 Akten in drei Teilen ausbreitet ("Der gehörnte Siegfried", "Siegfrieds Tod", "Kriemhilds Rache").



Nicht alles bei Hebbel ist überzeugend. Als Siegfrieds Sarg ins Wormser Münster getragen wird, muß er – in Nachäffung des Habsburgischen Trauerzeremoniells – zunächst dreimal um Einlaß bitten,

der ihm erst gewährt wird, als er sich als armer Sünder bezeichnet.² Am Schluß des ganzen Werkes, nach dem Gemetzel am Hunnenhof, dankt Etzel zugunsten Dietrichs von Bern ab, der die Herrschaft im Namen des Christentums übernimmt. Diese Einzwängung des Stoffs in einen heidnisch-christlichen Gegensatz kommt auch sonst vor; insbesondere Hagen wird gern als aufrechter Heide geschildert.

Es gibt auch zahlreiche Filme zu dem Thema. Am wichtigsten ist wohl immer noch der Stummfilm von Fritz Lang. Richard Wagner hat die Nibelungenstory zusammen mit anderen Sagenelementen zu der monströsen Operntetralogie "Der Ring des Nibelungen" vereinigt und sie dabei im übrigen, wie auch die Gralsgeschichte im Parzival, gründlich mißverstanden.

In Passau sind die Nibelungen allgegenwärtig: Nibelungenstraße, Nibelungencenter, Darstellung der Hochzeit Kriemhilds im Rathaussaal:



An der Stelle, wo heute gegenüber dem UFO (offizieller Name: "Stadtgalerie") der plumpe Turm steht, gab es bis 2004 die Nibelungenhalle, die der Nazi-Oberbürgermeister Max Moosbauer dort 1934/5 für eine Führerrede errichten ließ, die dann aber doch nie gehalten wurde. Sie war architektonisch gewöhnungsbedürftig und hieß deshalb im Passauer Volksmund die "Nie-gelungen-Halle".



Dort fand vom 1975 bis zu ihrem Abriß der politische Aschermittwoch der CSU statt



und ebenso der Christkindlmarkt, der dort trotz Abhaltung im Innenraum mehr Stimmung hatte als die jetzige City-Marketing-gemanagete Version auf dem Domplatz.

Einer Erwähnung bedarf noch die sog. Nibelungentreue, d.h. das Festhalten an einer Verpflichtung in dem sicheren Bewußtsein, daß dies zum eigenen Untergang führen wird, wie eben die Fahrt der Nibelungen zu den Hunnen. Als Nibelungentreue bezeichnete man auch das Festhalten des Deutschen Kaiserreich am Bündnis mit Österreich-Ungarn im und vor allem zu Beginn des 1. Weltkriegs; der Reichskanzler Bülow verwendete das Wort in einer Reichstagsrede am 29. März 1909³:

² Vgl. dazu Kapitel 21 meiner Vorlesung "Insignienkunde – Geschichte und Politik als multimediale Inszenierung".

³ Wilhelm von Massow (Hg.), Fürst Bülows Reden, 6. Bd. 1907–1914 (Leipzig o.J. = ca. 1916; Reclams Universalbibliothek 5791–5793) S. 127f.

"Meine Herren, ich habe irgendwo ein höhnisches Wort gelesen über unsere 'Vasallenschaft' gegenüber Österreich-Ungarn. Das Wort ist einfältig! Es gibt keinen Streit um den Vortritt wie zwischen den beiden Königinnen im Nibelungenlied; aber die Nibelungentreue wollen wir aus unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn nicht ausschalten, die wollen wir gegenseitig wahren. Meine Herren, damit aber ängstlichen Gemütern nicht Bilder blutigen Kampfes emporsteigen, beeile ich mich, hinzuzufügen, daß ich gerade in unserem festen Zusammenstehen mit Österreich-Ungarn eine eminente Friedenssicherung erblicke. Die Publizierung des österreichisch-ungarisch-deutschen Bündnisses hat seinerzeit auf kriegslustige Elemente in Europa beruhigend eingewirkt. Die Konstatierung, daß dieses Bündnis auch heute nichts von seiner Kraft eingebüßt hat, kann in derselben Richtung nur nützlich wirken."

Zur politischen Situation, in der diese Rede gehalten wurde, ist folgendes zu bemerken: im Jahre zuvor hatte Österreich-Ungarn Bosnien-Herzegovina annektiert, wodurch es in scharfe Spannungen zum Nachbarland Serbien geriet; und in der Hauptstadt von Bosnien-Herzegovina, Sarajewo, erfolgte 1914 jenes Attentat auf den österreichischen Thronfolger, das den 1. Weltkrieg auslöste. Mit der "eminente Friedenssicherung" nach Bülow's Worten war es also nicht so weit her.

Daß der Ausdruck auch in der Durchhaltepropaganda des 3. Reiches verwendet wurde, wird niemanden verwundern. Hermann Goering verglich am 30.1.1943 die Lage der Soldaten in Stalingrad mit derjenigen der Nibelungen am Hofe König Etzels: "Wir kennen ein gewaltiges, heroisches Lied von einem Kampf ohne gleichen, das hieß 'Der Kampf der Nibelungen'. Auch sie standen in einer Halle aus Feuer und Brand, löschten den Durst mit eigenem Blut, aber kämpften und kämpften bis zum letzten. Ein solcher Kampf tobt heute dort, denn ein Volk, das so kämpfen kann, muß siegen."

Bereits vorher ist das Nibelungenlied politisch mißbraucht worden, und zwar durch den späteren Reichspräsidenten von Hindenburg, der im 1. Weltkrieg Chef der Obersten Heeresleitung war und dann von einem Untersuchungsausschuß des Reichstages zu den Ursachen der deutschen Niederlage verhört wurde. Er stellte dabei die berüchtigte Dolchstoßlegende auf, indem er behauptete, das "im Felde unbesiegte Heer" sei durch einen Dolchstoß in den Rücken vernichtet worden (gemeint ist die Revolution vom November 1918), und zwar genauso wie Siegfried an der Quelle im Odenwald.

Die Suche nach dem Nibelungenhort, der ja eigentlich der Schatz Siegfrieds ist und von den Nibelungen nur gestohlen wurde, dauert bis heute an. Fernsehsendungen, in denen sog. Forscher genau die Stelle vorweisen, an der er versenkt worden ist und zum Beleg das Nibelungenlied zitieren, stehen alljährlich im Programm. Allerdings hat sich noch keiner als wirklich erfolgreich erwiesen, trotz modernster Technik. Offenbar hat die Tarnkappe, die ja auch zu dem Schatz gehört, bis heute ihre Wirkung nicht verloren.

Zum Schluß noch ein Kuriosum. Der Dichter August von Platen, von dem Sie vielleicht die Ballade "Das Grab im Busento" ken-

nen, wollte das deutsche Volk mit einem Nationalepos "Die Hohenstaufen" beglücken, das allerdings Fragment blieb – Gott sei dank. Die erste Strophe sollte lauten:

"Königliche Männer verkündet mein Gesang
Und eines Heldenstammes frühzeitigen Untergang,
Parteienhaß und Kampf, die nicht vermocht zu scheiden,
Jubel und Sieg sing' ich und unerhörte Leiden!"

Also eine seltsame Mischung aus der ersten Strophe des Nibelungenliedes und dem Anfang von Vergils Aeneis, die ja seinerseits die Odyssee zum Vorbild nimmt.⁴

Nach dieser Einleitung dient August von Platen sein Werk dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV., dem "Romantiker auf dem Thron", zur finanziellen Förderung an – Walther von der Vogelweide läßt grüßen –, und dann hören wir:

"Du horchst dem Klange gern, den ihr ein Gott beschied,
Und liebst, spricht die Sage, das Nibelungenlied:
Dir sing' ich nun die Zeit, in der es ward gesungen,
Verkündige, statt erdichtete, die wahren Nibelungen."

2. KAPITEL: DAS EPOS VOM HERZOG ERNST

MIT 6000 VERSEN IST DAS Epos vom Herzog Ernst nur knapp zwei Drittel so lang wie das Nibelungenlied, und auch das sprachliche Niveau kommt mir niedriger vor, aber das ist vielleicht Ansichtssache. Wie das Nibelungenlied gliedert es sich in einen stationären und einen Reisetil.

Die Hauptpersonen sind folgende:

- Adelheid, die verwitwete Herzogin von Bayern,
- ihr Sohn Ernst, Herzog von Bayern,
- Kaiser Otto der Große,
- Heinrich, Pfalzgraf vom Rhein, ein Verwandter Kaiser Ottos,
- ein Graf Wetzlar, der sich als unbeirrbar treuer Gefolgsmann und kluger Ratgeber des Herzogs erweist, in den eigentlichen Ablauf der Geschichte aber nicht wirklich eingreift.

Zu Beginn ist Herzog Ernst noch minderjährig, was beiläufig bedeutet, daß seine Mutter die Vormundschaft über ihn ausübt und Bayern regiert. Klein-Ernst erhält eine sorgfältige Ausbildung, lernt Französisch, Latein und Griechisch – wozu er auch an andere Höfe geschickt wird – und erwirbt die ritterlichen Tugenden, so daß er nach seiner Schwertleite selbst die Regierung übernehmen kann. Er erweist sich als äußerst fähiger und beim Volk beliebter Regent.

⁴ Wenn Sie das interessiert, empfehle ich Ihnen Kapitel 13 und 14 meiner Vorlesung "Arma virumque cano: Nationalepen als Quelle des Geschichtsbewusstseins – und was wirklich geschah".

Kaiser Otto, von dem wir ausdrücklich erfahren, daß er das Erzbistum Magdeburg gegründet habe, wird ebenfalls Witwer und möchte in zweiter Ehe die Herzogin Adelheid zur Frau nehmen. Deshalb schreibt er ihr eigenhändig einen Brief (Vers 318ff.):

*Mit sîn selbes hant er schreip
einen brief, so er beste kunde,
süezin wort von sînem munde,
sô er aller friuntlîchest mohte.*

"Mit eigener Hand schrieb er einen Brief, so gut er konnte, süße Worte aus seinem Munde, so freundlich er es vermochte."

Die Werbung wird angenommen, wobei offenbar die Zustimmung des jungen Herzogs ausschlaggebend ist, der ja mit Eintritt der Volljährigkeit die Muntgewalt über seine Mutter innehat. Die Hochzeit findet in Mainz statt und ist ein rauschendes Fest, dessen Darstellung mich an den berühmten Mainzer Hoftag Friedrich Barbarossas im Jahre 1184 erinnert. Als Stiefsohn des Kaisers steigt Herzog Ernst zu dessen bevorzugtem Berater auf.

Aber nicht alle sind damit zufrieden. Pfalzgraf Heinrich verleumdete ihn beim Kaiser. Dieser will es zunächst nicht glauben, läßt sich dann aber überzeugen – obwohl sowohl Adelheid als auch die übrigen Fürsten zu seinen Gunsten Ernsts intervenieren – und geht gegen den vermeintlichen Verräter vor. Dieser kommt daraufhin heimlich in die Pfalz, dringt beim Kaiser ein, der gerade mit Heinrich zusammensitzt, und schlägt Heinrich den Kopf ab. Der Kaiser kann sich in die Kapelle retten. Dann flieht der Herzog wieder nach Bayern.

Die Folge ist ein fünfjähriger Bürgerkrieg zwischen dem Kaiser und dem Herzog, in dessen Verlauf auch Regensburg belagert und Bayern verwüstet wird. Als Ernst merkt, daß er auf die Dauer den Kürzeren ziehen wird, begibt er sich auf Pilgerfahrt oder Kreuzzug ins Heilige Land. Dort kommt er zwar zunächst gar nicht an, aber auf dem Weg dorthin wird er vom ungarischen und vom griechischen König freundlich aufgenommen und durchquert auch ohne Probleme den bulgarischen Wald. Der griechische König versorgt ihn und seine Begleiter mit Lebensmitteln und schickt sie zu Schiff weiter. Das ist der normale Verlauf: der byzantinische Kaiser läßt die Kreuzfahrer immer möglichst schnell über den Bosphorus übersetzen.

Und nun gleitet die Erzählung, die für mittelalterlichen Geschmack ohnehin schon zu lange realistisch war, ins Phantastische über. In einem fünftägigen Seesturm gehen alle Schiffe bis auf dasjenige des Herzogs zugrunde. Sie landen schließlich im Land Grippia. Die dortige Hauptstadt finden sie völlig menschenleer vor, aber es sind Tische wie zu einem Fest aufgestellt und sogar schon Speisen aufgetragen. Von diesen bedienen sie sich; die übrigen Schätze lassen sie aber unangetastet und ziehen sich wieder auf ihr Schiff zurück. Den Herzog packt aber die Neugier; er geht noch einmal allein in die Stadt, wo er u.a. auch ein Bad nimmt.

Dabei wird er von den zurückkehrenden Grippianern überrascht und muß sich verstecken. Die Grippianer sind Menschen mit

Kranichköpfen. Sie haben gerade den König von Indien besiegt und die Königstochter geraubt, die der König nun heiraten will. Dabei gibt es interkulturelle Probleme bei den an sich wohl gut gemeinten Liebeskosungen des Königs für seine Braut; mit einem Kranichschnabel küßt es sich eben schlecht. Der Herzog wartet, bis sich das Paar ins Brautgemach zurückzieht. Sein Versuch, die Prinzessin zu befreien, mißlingt zwar, aber er kann wenigstens den König erschlagen; die Prinzessin hat sich bereits erstochen.

Anschließend fahren unsere Helden weiter, und was sie nun erleben, entspricht ziemlich genau den Abenteuern Sindbads des Seefahrers aus 1001 Nacht. Ihr Schiff scheitert am Magnetberg. Sie haben nichts mehr zu essen, und sobald einer gestorben ist, holen ihn die Greifen, um ihn in ihrem Nest auf der Spitze des Magnetberges an ihre Jungen zu verfüttern. Die letzten sechs Gefährten, unter ihnen der Herzog, nähren sich in Felle ein und lassen sich von den Greifen auf die Bergesspitze tragen, schneiden sich heraus und entkommen. Auf einem gewaltigen Fluß fahren sie auf einem improvisierten Floß ins Tal hinunter. Dabei müssen sie auch eine enge und dunkle Felsengrotte passieren. Dabei ereignet sich ein *Détail*, das die ganze Geschichte für uns besonders interessant macht. Die Höhle ist inwendig nämlich gar nicht so dunkel:

*Do schein der berc inner gar
Von maniger hande steine.
Die wâren al gemeine
Schoene unde wol gevar.
Ouch was der grunt unden gar
In der selben mâze erkant.*

"Da war der Berg innerlich von vielerlei Edelsteinen erleuchtet. Die waren allesamt schön und wohlgestaltet. Auch der Boden unterhalb der Wasserfläche sah genauso aus."

*Ernst der edele wîgant,
Einen stein dar under sach,
Den er ûz dem velse brach.
Der stein gap vil liechten glast.
Den brâhte sît der werde gast
Ûz der vil starken freise.
Dâ von er wart der weise
Durch sîn ellen genant.
Er ist noch hiute wol bekannt:
Ins rîches krone man in siht.*

"Ernst, der edle Recke, sah darunter einen Stein, den er aus dem Felsen brach. Der gab ungewöhnlich hellen Schein. Ihn brachte der Held aus diesem Abenteuer mit. Deshalb wurde er wegen seiner Einzigartigkeit der Waise genannt. Man kennt ihn noch heute, denn man kann ihn in der Reichskrone sehen."

Der Fluß mündet schließlich in eine weite Ebene, deren Bewohner die Flüchtlinge freundlich aufnehmen. Der Herzog unterstützt

den dortigen König bei Auseinandersetzungen mit seltsamen Nachbarvölkern, nämlich den *Plathüeven*, den *Ôren*, den *Cânâan* und anderen. Diese Völker erinnern an die 22 unreinen Völker, die der Sage nach Alexander der Große auf seinem Zug nach Indien hinter einer Bergkette eingeschlossen hat, die aber kurz vor der Apokalypse von dort wieder hervorbrechen werden. In der Schedelschen Weltchronik aus dem 15. Jahrhundert gibt es Abbildungen von ihnen:



Nach einigen weiteren Abenteuern und Heldentaten gelangt Herzog Ernst schließlich über Babylon, Jerusalem (wo er die heiligen Stätten besucht, die Wallfahrt kommt also doch noch an ihr Ziel), Bari und Rom nach Hause zurück. Während der Weihnachtsmesse wirft er sich in Bamberg dem Kaiser zu Füßen, der ihm Verzeihung gewährt und ihn wieder in seine alte Stellung einsetzt. Ihm schenkt er den Waisen, so daß dieser ihn in die kaiserliche Krone setzen lassen kann.

Die Überlieferungs- und Textgeschichte des Epos ist ziemlich kompliziert. Der mittelhochdeutschen Fassung vom Ende des 12./Anfang des 13. Jahrhunderts, auf die ich mich gestützt habe, geht möglicherweise eine lateinische Vorlage voraus, und das Epos selbst ist dann schon im 13. Jahrhundert auch wieder ins Lateinische übersetzt worden. Es war – vor allem wegen seiner phantastischen Berichte im 2. Teil – sehr beliebt, wurde ständig überarbeitet und auch schon im Inkunabelzeitalter 1476 gedruckt. In der neuzeitlichen Rezeption steht das Epos dann aber ganz im Schatten des Nibelungenliedes; ich nehme an, daß es auch Ihnen unbekannt war, sofern Sie nicht bereits germanistisch vorbelastet sind. Es gibt aber ein Trauerspiel in fünf Akten von Ludwig Uhland "Ernst, Herzog von Schwaben", das die Schicksale des namengebenden Herzogs historisch recht getreu wiedergibt; es wurde 1819 uraufgeführt, geriet dann aber schnell in Vergessenheit.

Wenn es im Mittelalter schon ein Fernsehen gegeben hätte, wäre die Geschichte vom Herzog Ernst sicher als Telenovela im Vorprogramm gelaufen, zwischen der Reklame für Einbecker Bier und damaszenische Schwerter (oder auch Passauer Wolfsklingen). Sie hat aber darüber hinaus einen ernsthaften historischen Hintergrund, der uns hier zu interessieren hat. Genauer gesagt, vermischen sich vier zeitliche Ebenen: 1. die sagenhafte Orientfahrt Heinrichs des Löwen und überhaupt die Kreuzzüge; 2. selbstverständlich die Geschichte Kaiser Ottos des Großen, seiner Ehe mit Adelheid von Burgund und seiner Probleme mit seinen Brüdern Thankmar und Heinrich; 3. die Geschichte Kaiser Konrads II., dessen Stiefsohn, d. h. der Sohn der Kaiserin Gisela aus früherer Ehe, tatsächlich Ernst hieß; und 4. die Geschichte des Mordes an König Philipp von Schwaben im Jahre 1208. Mit all dem müssen wir uns befassen, allerdings nicht mehr in diesem Kapitel, sondern im zweiten Teil der Vorlesung.

3. KAPITEL: WALTHER VON DER VOGELWEIDE

ICH SÂZ ÛF EIME STEINE
und dachte bein mit beine.
Darûf sazte ich den ellenbogen.
Ich hætte in mîne hant gesmogen
das kinne und ein mîn wange.
Sô dôchte ich vil ange,
wie man zer werlte sollte leben.
Deheinen rât kont ich gegeben,
wie man driu dinc erwürbe,
der keinez nicht verdürbe.
Die driu sint êre und varnde guot,
die dicke einander schaden tuot.
Daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.

Oder das Ganze in neuhochdeutscher Übertragung: "Ich saß auf einem Stein und bedeckte Bein mit Bein. Darauf setzte ich den Ellenbogen. Ich hatte in meine Hand geschmiegt das Kinn und meine eine Wange. So dachte ich sehr beunruhigt darüber nach, wie man auf dieser Welt leben solle. Ich konnte keinen Rat geben, wie man drei Dinge erwerben könne, ohne eines davon zu vernachlässigen. Diese drei Dinge sind zunächst einmal die persönliche Ehre und weltliche Besitztümer, die einander sehr schaden." Man könnte auch formulieren: deren Erwerb zu einem schwierigen Zielkonflikt führt. "Das dritte ist Gottes Gnade, die Krönung der beiden anderen."

Der Dichter, der hier buchstäblich über Gott und die Welt nachdenkt und keine Lösung findet, ist natürlich Walther von der Vogelweide, und die Pose, die er eingangs beschreibt, wurde zur Standarddarstellung seiner Person, etwa in der Abbildung in der Maneschen Liederhandschrift:



Und hier dieselbe Darstellung auf einem silbernen 3-Mark-Stück von 1930:



Einem breiteren Publikum ist Walther vor allem als Minnesänger bekannt. Bei kaum einem Mittelalter-Event fehlt der folgende Text:

Under der linden ûf der heiden,
dâ unser zweier bette was,
da muget ir finden schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
Bî einem walde in einem tal –
tandaradei –

schöne sanc diu nachtegal.

Im 19. Jahrhundert hat man sich das dann so vorgestellt:



Ob es sich dabei um Hohe Minne, Niedere Minne oder ganz einfach um Ehebruch handelt, muß uns hier kein Kopfzerbrechen bereiten, denn uns interessiert nicht das Tandaradei, sondern der Dichter, der die politischen Ereignisse seiner Zeit kommentiert, in einer Mischung aus Kabarettist und Pressesprecher.

Aber schauen wir uns zunächst seinen Lebensweg an, den wir hauptsächlich aus Erwähnungen in seinen eigenen Gedichten rekonstruieren müssen und können. Geboren ist er um 1160/1170. Er stammt aus einer ritterbürtigen Familie, was wir daraus schließen können, daß er in einer Quelle als "Herr" titulierte wird. Er kommt also wohl aus einer jener Ministerialenfamilien, die im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert in den Startlöchern standen, um in den niederen Adel aufzusteigen. Nähere geographische Angaben sind nicht möglich. Es gibt in Südtirol einen Vogelweidhof, der ihn für sich in Anspruch nimmt, aber dafür gibt es keinen Beleg. In dieser Zeit konnten Westfalen in Bayern Bischof werden und schwäbische Ministeriale in Süditalien als Herzöge Karriere machen. Erst nach dem Interregnum verengt sich der geographische Horizont.

Wie in solchen Familien üblich, wurde der junge Walther zu einer anderen Familie in die Knappenausbildung geschickt. Das war ab dem 7. Lebensjahr üblich. Zu den Kenntnissen, die ein angehender Ritter erwerben mußte, gehörte auch das Versmachen und Musizieren. Offenbar zeigte Walther hier besondere Begabung. Und wir können noch vermuten, daß er ein zweit- oder drittgeborener Sohn war, der keine Chance hatte, im väterlichen Lehen nachzufolgen; jedenfalls ist er geradezu überschwenglich begeistert, als er gegen Ende seines Lebens von Friedrich II. ein eigenes Lehen erhält.

Im einzelnen kommt er 1188 in Wien an den Babenbergischen Hof, wo er also auch miterlebt, wie Richard Löwenherz auf der Rückkehr vom Kreuzzug gefangen genommen und erst Monate später gegen Lösegeld freigelassen wird. Ab 1198 finden wir ihn am Hofe König Philipps von Schwaben, aber er ist offenbar nicht mehr dort, als der König 1208 ermordet wird. Stattdessen dient er sich dem Passauer Bischof Wolfer an, den wir schon als Mäzen des Dichters des Nibelungenliedes kennengelernt haben.

Daraus erwuchs die einzige urkundliche Quelle über Walther, denn der Bischof schenkte ihm am 12. November 1203 fünf lange Schillinge für den Kauf eines Pelzmantels und ließ diese Ausgabe – zum Jubel aller Germanisten und Historiker – auch mit Nennung des Namens in seinem Reisetagebuch eintragen:



Walthero ca[n]tori de vogelweide pro pellicio V solidos longos. (Dem Sänger Walther von Vogelweide für einen Pelzmantel 5 lange Schil-

linge.) Die Summe ist nicht unbeträchtlich: Sie wissen, daß das Pfund im Mittelalter gewöhnlich in 20 Schillinge zu je 12 Pfennigen unterteilt wurde. In Bayern war das anderes: hier bestand das Pfund aus 8 Schillingen (die man zur Unterscheidung auch "lange" Schillinge nannte) zu je 30 Pfennigen. Walther erhielt also 5/8 Pfund; für drei Pfund bekam man schon ein ganzes Pferd, wie übrigens aus einem Gedicht Walthers über den Verlust eines solchen Rosses hervorgeht.

Ab 1205 finden wir den Dichter bei Landgraf Hermann von Thüringen, so daß er an dem ominösen Sängerkrieg auf der Wartburg teilgenommen haben kann, 1211 dann bei Markgraf Dietrich von Meißen. Schließlich macht er ab 1212 Propaganda für den welfischen König Otto IV. und noch später für Friedrich II. Von diesem bekommt er 1220 sein Lehen. Als letztes datierbares Zeugnis gilt die sogenannte Elegie, die man als Kreuzzugsaufruf interpretieren kann, möglicherweise für den Kreuzzug Friedrichs II. 1227, aber die Deutung ist umstritten. In diesem übrigens sehr schönen Text stilisiert er sich als alten Mann, der es bedauert, selbst nicht mehr mitziehen zu können. Wenn er um 1170 geboren ist, war er damals etwa 60 Jahre alt; in diesem Alter geht man nur noch als Kaiser auf Kreuzzug, wie Barbarossa, nicht mehr als Ministeriale.

Ich will die einzelnen politischen Sprüche hier nicht aufzählen – wir können sie in den historischen Kapiteln jeweils an ihrem Ort behandeln –, aber auf das Thema "Walther und das Geld" müssen wir noch einmal zurückkommen, denn seine politischen Stellungnahmen sind durchaus von diesem Thema beeinflusst. Wer den armen Poeten in der Dachkammer als kulturelles Ideal ansieht, mag dies moralisch verurteilen. Tatsächlich sind eine ganze Reihe von Walthers Sprüchen Bettelbriefe, oder es wird dem angepeilten Mäzen die Knauserigkeit seines Gegners als warnendes Exempel vorgehalten. Das bekam zum Beispiel Otto IV. zu spüren, von dem Walther schreibt:

*Ich wolt hêrn Otten milte nâch der lenge mezzen:
dô hât ich mich an der mâze ein teil vergezzen:
wær er sô milt als lanc, er hete tugende vil besezzen.*

"Ich wollte die Freigebigkeit Herrn Ottos an seiner Körpergröße messen, aber da hatte ich mich wohl im Maß ein wenig vertan. Denn wenn er so freigebig wäre wie er groß ist, besäße er viele gute Eigenschaften." Dahinter steht der Vergleich zwischen dem rambohaften Körper des Welfen und – schon mit Blick auf den nächsten Mäzen – der eher zierlichen Gestalt des Staufers Friedrich II.

Daraus folgt aber auch, daß Walther von der Vogelweide nicht wirklich eine politische Meinung hatte, sondern seine dichterischen Fähigkeiten seinem jeweiligen Herrn zur Verfügung stellte. Damit kommen wir zu der Frage, ob dies für diesen jeweiligen Herrn überhaupt von Nutzen war, oder anders gefragt: wie sah es aus mit der Rezeption seiner Texte und ihrer Wirkung bei den Zeitgenossen? Wann wurden diese Texte vorgetragen, und vor welchen Zuhörern?

Darüber wird in der Literaturwissenschaft heftig diskutiert, aber so wirklich Genaues wissen wir nicht. Es ist bekannt, daß die Ritterromane auf den Burgen zur Abendunterhaltung vorgetragen wurden – wenn greifbar, von einem fahrenden Sänger, ansonsten vom Burgfräulein, weil das am besten lesen konnte. Wir wissen auch, daß zu jedem mittelalterlichen Fest der Auftritt der Gaukler gehörte (sofern sie nicht ein Moralapostel wie König Heinrich III. vom Hofe verwies). Aber für welches Publikum waren die politischen Sprüche gedacht? Und wurden sie einmal vom Dichter vor einem erlauchten Publikum vorgetragen, oder wurden sie weitergereicht und so verbreitet (was ohne weiteres auch rein mündlich geschehen konnte)? Was Walther von der Vogelweide angeht, gibt es ein Zeugnis für seine überregionale Wirkung: Thomasin von Zerklære sagt über ihn 1215:

*Er hât tûsent man betœret,
daz si habent überhœret
gottes und des bâbstes gebot.*

Was wir wirklich daraus schließen können, muß aber offen bleiben. Eine andere zeitgenössische Erwähnung finden wir in Gottfried von Straßburgs



Tristan und Isolde. Tristans Schwertleite, die etwa zu Ende des ersten Viertels des Romans geschildert wird, ist ein rauschendes Fest mit enormem äußerem Aufwand. An dieser Stelle erwartet der mittelalterliche Hörer eigentlich eine sumptuöse Schilderung der Kleidung der Protagonisten, wie wir sie an ähnlicher Stelle auch im Nibelungenlied finden – heute würden stattdessen die Weine und Champagner aufgezählt mit genauer Bezeichnung von Lage und Jahrgang.

Gottfried gibt stattdessen eine Übersicht über die Literaturszene seiner Zeit. Bei den Romandichtern lobt er Hartmann von Aue



und Heinrich von Veldeke,



während Wolfram von Eschenbach



ganz schlecht wegkommt. Zu den Minnesängern, die er als die "Nachtigallen" bezeichnet, hören wir, daß nach dem Tode Reinmars von Zweter



ohne Zweifel jetzt Walther von der Vogelweide die Charts anführt⁵:

*Wer leitet nû die lieben schâr?
Wer wîset diz gesinde?
Ich wæne, ich si wol vinde,
diu die banier vüeren sol:
ir meisterinne kann ez wol,
die von der vogelweide.*

"Wer führt nun die liebe Schar (der Nachtigallen) an? Wer zeigt dieser Gruppe den Weg? Ich meine, daß ich diejenige wohl finden kann, die deren Banner führen soll: ihre Meisterin vermag es wohl, die von der Vogelweide."

Schließlich spricht Walther selbst in einem späten Gedicht etwas unfreundlich über Leute, die seine Lieder weiterverbreiten:

*Rüemære unde lügenære, swâ die sîn,
den verbiute ich mînen sanc,
und ist âne mînen danc,
obs alsô vil geniezen mîn.*

"Prahler und Verleumder, gleichgültig, wo sie sein mögen, ihnen verbiete ich, meine Lieder zu singen, und haben sie durch mich großen Erfolg, dann geschieht es gegen meinen Willen."

Das Todesdatum Walthers steht nicht fest; man erschließt es nur aus der vermutlich letzten Dichtung auf das Ende der 1220er Jahre. Auch der Ort seines Begräbnisses ist unbekannt. Allerdings nimmt Würzburg ihn insoweit in Anspruch: die lokale Überlieferung im sog. Hausbuch des Walter de Leone zitiert ein Jahrhundert später einen Text, der auf seinem Grabstein stand – allerdings mit einer Formulierung, die vermuten läßt, daß es den Grabstein schon nicht mehr gab. Im sog. Lusamgärtlein im Hof des Neumünsters unmittelbar neben dem Dom



wird heute sein (offenkundig modernes) Grab gezeigt, und dort liegt eigentlich immer ein – wenn auch meist verwelkter – Blumenstrauß seiner Verehrer.



Aber das gehört schon zu seinem "Nachleben", zu seiner Vereinnahmung aus traditionsbewußter, oft aber auch nationalistischer Einstellung und Politik heraus. Einen Anlaß dazu bietet eines seiner Minnelieder, in dem er die deutschen Frauen preist und dabei eine Art geographische Einordnung vornimmt:

Von der Elbe unz an den Rîn

⁵ Vers 4796ff.

*und her wider unz an Ungerlant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlt hân erkant.
Kann ich rechte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzet sint danne ander frouwen.*

"Von der Elbe bis an den Rhein und dann weiter bis nach Ungarn hin mögen es wohl die besten sein, die mir auf der Welt begegnet sind. Wenn ich Bildung und Gestalt wohl betrachte, bei Gott!, so müßte ich wohl schwören, daß hier die Frauen besser sind als die Damen an anderen Orten."

*Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swet si schildet, derst betrogen,,
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swet die suoehen will,
der sol komen in unser lant: da ist wûnne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!*

"Deutsche Männer sind wohl gebildet, aber die Frauen sind wie Engel. Wer sie herabsetzt, der hat sie nicht alle, ich kann es nicht anders ausdrücken. Wer Tugend und reine Minne suchen will, der soll in unser Land kommen: hier ist Wonne viel. Lange möchte ich dort leben!"

Das erinnert an – und ist vielleicht auch das literarische Vorbild für – die 3. und 4. Zeile der ersten Strophe des Deutschlandliedes:

Von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt.

Und in der zweiten Strophe:

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren guten alten Klang.

Die eigentliche Bedeutung dieser Zeilen, vor allen der geographischen Einordnung, können wir hier nicht erörtern. Sie sind national, aber nicht nationalistisch gemeint⁶. Aber Walther von der Vogelweide läßt sich auch politisch instrumentalisieren, und das ist im 19. Jahrhundert ausgiebig geschehen.

⁶ Wenn Sie das näher interessiert, empfehle ich Ihnen Kapitel 23 meiner Vorlesung "Unser Banner weiß und blau – Heraldik und Staatssymbolik".

Ein Beispiel dafür findet sich in Richard Wagners Oper "Die Meistersinger von Nürnberg". Sie kennen die Story: der jugendliche Held Junker Walther von Stolzing möchte den Sängerwettbewerb gewinnen, weil als Preis die Hand der holden Jungfer Evchen winkt. Dazu schmeichelt er sich bei ihrem Vormund Hans Sachs ein. Bei seinem ersten Auftritt fragt ihn dieser – typisch Handwerker –, bei welchem Meister er denn gelernt habe. Darauf singt der Junker ein Lied nach Art der Meistergesänge:

"Am stillen Herd in Winterszeit,
wann Burg und Hof mir eingeschneit, -
wie einst der Lenz so lieblich lacht,
und wie er bald wohl neu erwacht, -
ein altes Buch, vom Ahn vermacht,
gab das mir oft zu lesen:
Herr Walther von der Vogelweid',
der ist mein Meister gewesen.

Wann dann die Flur vom Frost befreit,
und wiederkehrt die Sommerszeit,
was einst in langer Winternacht
das alte Buch mir kund gemacht,
das schallte laut in Waldes Pracht,
das hört' ich hell erklingen:
im Wald dort auf der Vogelweid',
da lernt ich auch das Singen."

Wagner hat sich dazu übrigens eine wunderschöne Melodie einfallen lassen, die viel besser ist als das spätere Preislied – und natürlich viel besser als der gesamte "Ring" zusammen, in dem nicht mehr gesungen, sondern nur deklamiert wird. Daß Walther von der Vogelweide mit den verknöcherten Meistersängern überhaupt nichts zu tun hatte, steht auf einem anderen Blatt. Die Oper läuft bekanntlich auf die sogenannte Meisterarie hinaus, in der uns Hans Sachs mit gigantischem erhobenem Zeigefinger belehrt:

"Verachtet mir die Meister nicht
und ehrt mir ihre Kunst!
Zerfällt erst deutsches Volk und Reich,
in falscher welscher Majestät
kein Fürst bald mehr sein Volk versteht.
Und welschen Dunst mit welschem Tand
sie pflanzen uns in deutsches Land.
Zerging' in Dunst das Heil'ge Röm'sche Reich,
uns bliebe gleich
die heil'ge deutsche Kunst!"

Durch die Grenzbeschreibung Deutschlands taugt Walther auch zum Grenzwächter gegen Welschland. So ist es kein Zufall, daß 1808 in Bozen, im damals noch habsburgischen Südtirol, ein Waltherstand-

bild aufgestellt worden ist, auf dem er wie folgt nach Süden schauend auf Posten steht:



Weniger bekannt, aber gerade darum erwähnenswert ist ein spätes Gedicht Walthers über den Kölner Erzbischof Engelbert, das zwischen 1222 und 1225 entstanden sein muß. Der Erzbischof war damals der von Kaiser Friedrich II. bestellte Vormund oder Erzieher des jungen Königs Heinrichs (VII.):

*Von Kölne werder bischof, sînt von schulden frô!
Ir hânt dem rîche wol gedienet, und alsô,
Daz iuwer lop da entziwschen stîget unde sweibet hô.
Sî iuwer werdekeit dekeinen bæsen zagen swære,
fürsten meister, daz sî iu als ein unnütze drô.
Getriuwer küneges pflegære, it sît hôher mære,
Keisers êren trôst baz danne ie kancelære,
Drîer künege und einlif tûsent megde kamerære.*

(Ehrwürdiger Bischof von Köln, ihr habt ein Recht, zufrieden zu sein! Ihr habt dem Kaiser mit Hingabe gedient, so trefflich, daß euer Ruhm immer größer wird und schließlich den Ruhm aller übersteigt. Ist eure hohe Stellung und euer Ansehen irgendeinem gemeinen Feigling nicht genehm – für euch, erster der Fürsten, sei dies nur eine ohnmächtige Drohung! Getreuer Vormund des Königs, ihr seid hochberühmt und seid ein besserer Beschützer kaiserlichen Ansehens, als es je ein Kanzler und Kämmerer der Heiligen Drei Könige und der Elftausend Jungfrauen war.) Die Schlußzeile ist eine Anspielung auf die berühmtesten Reliquiens Kölns, diejenigen der heiligen drei Könige im Chor des dortigen Domes sowie die heilige Ursula und ihre elftausend Gefährtinnen.

Walthers Hinweis auf die gemeinen Feiglinge war nicht aus der Luft gegriffen, denn der Erzbischof wurde am 7.11.1225 in einem privaten Erbschaftsstreit von einer Gruppe von Adligen ermordet. Auch das kommentierte der Dichter, aber da der Spruch zu seinen weniger gelungenen Leistungen zählt, will ich ihn hier nicht zitieren.⁷

II. TEIL: DIE GESCHICHTE HINTER DEN DICHTUNGEN

Wir kommen jetzt zur Geschichte, die sich hinter den Dichtungen verbirgt. Ich weise noch einmal darauf hin, daß es nicht darum geht, eine Eins-zu-Eins-Umsetzung nachzuweisen. Das Nibelungenlied schildert nicht den Streit der beiden merowingischen Königinnen,

⁷ Wenn Sie die ganze Affaire interessiert, empfehle ich Ihnen Kapitel 9 meiner Vorlesung "Kain und Abel im Mittelalter – Der (politische) Mord vom 6. bis zum 16. Jahrhundert".

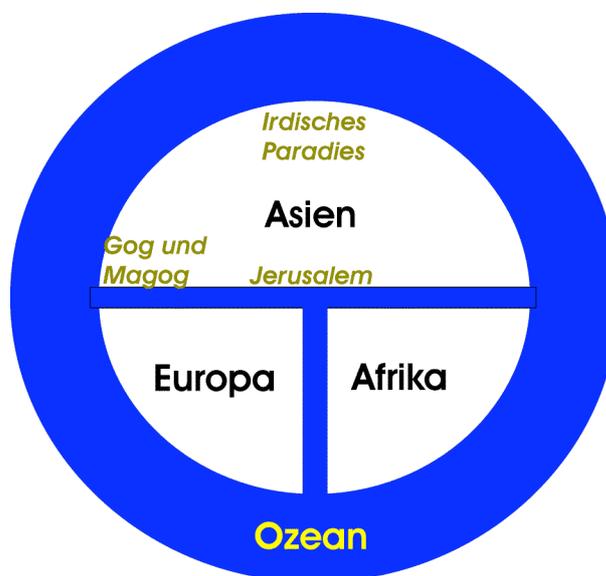
und Herzog Ernst war nicht Herzog von Bayern. Die beiden Epen wollen spannende Unterhaltung bieten, keine langweilig belehrende Geschichtsstunde. Richtiggehend historische Romane gibt es im Mittelalter auch: so über den Trojastoff (also das Thema der Ilias), über Alexander den Großen oder eine dichterische Umsetzung von Vergils Aeneis. Aber das ist etwas anderes, hat seine eigenen Regeln und soll hier nicht unser Thema sein. Wieder anders ist die Situation bei Walther von der Vogelweide: er ist scharfzüngiger Kommentator der Ereignisse, die er selbst miterlebt; er muß sich daher an der Wirklichkeit, die er kommentiert, messen lassen und ist zugleich für uns auch eine historische Quellen für diese Ereignisse.

4. KAPITEL: DIE GEFAHR AUS DEM OSTEN: HUNNEN, AWAREN, UNGARN

EUROPA VERDANKT SEINE Zählung als eigener Erdteil den antiken und mittelalterlichen Weltkarten. Auf diesen bildet das Mittelmeer das Zentrum, um das sich kreisförmig drei Erdteile herumgruppieren: Asien, das die obere Hälfte einnimmt – mittelalterliche Weltkarten sind geostet –, dann unten das linke Viertel Europa und das rechte Viertel Afrika. Hier eine zeitgenössische Darstellung:



Mare magnum sive mediterraneum (das große oder mittelländische Meer) lautet die Beschriftung, und oben lesen *Oriens*, also Osten. Oder das Ganze noch einmal schematisch:



Wir wissen heute, daß eine solche Darstellung täuscht und Europa – vor allem West- und Mitteleuropa – in Wirklichkeit nur der äußerste westliche Appendix der asiatischen Landmasse ist:



Das führt dazu, daß aus dem Innern Asiens immer wieder ganze Völker an die Peripherie drängen und zwangsläufig an der Westküste, also in Europa, zum Stehen kommen. Oder aus europäischen Perspektive betrachtet: das Unheil kommt immer aus dem Osten. Der Vorgang wiederholt sich wellenförmig während der ganzen Vorgeschichte und Geschichte. Er bringt für die bereits ansässige Bevölkerung aktuell Unheil und Zerstörung, wobei auch der Gegensatz zwischen sesshafter und mobiler Lebensweise eine Rolle spielt; aber diese Völker üben auch eine gewisse exotische Faszination aus, wodurch einzelne ihrer Anführer zu Helden stilisiert werden und es bis in die Epen und Sagen schaffen.

Für unsere Vorlesung interessant sind die drei Westwanderungen, die ich in der Überschrift genannt habe, die Hunnen, Awaren und Ungarn. Die Erfahrungen zumindest mit ihnen fließen in der Dichtung ineinander – man vermag nicht so recht zu sagen, ob der Etzel des Nibelungenliedes ein Hunne, ein Aware oder doch schon ein Ungar ist –, aber wir müssen sie jetzt auseinander halten.

Die **Hunnen** tauchen im 4. Jahrhundert im westlichen Gesichtskreis auf; ihre Soldaten werden fallsweise vom Römischen Reich in Dienst genommen. Eine einheitliche Führung bringt ein Oktar zustande (bis 430), auf ihn folgt Rua (bis 434), schließlich in Form einer Teilung der Macht die Brüder Attila und Bleda; letzterer erscheint im Nibelungenlied unter der Namensform Blöedelin. Hunnische Truppen vernichten im Auftrag Roms 436/7 das erste Reich der Burgunder. 444/5 beseitigte Attila Bleda und wurde Alleinherrscher. Rom zahlte ihm Tribute, stellte diese Zahlungen dann aber um 450 ein. Deshalb drang Attila nach Westen vor.

Den Höhe- und Wendepunkt der Invasion bildete die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451, die so erbittert gewesen sein soll, daß die Gefallenen noch im Himmel weitergekämpft hätten. Aus Lateinisch *Catalaunum* wird im heutigen Französisch Châlons. Attila unterlag in dieser Schlacht und zog ab. Auf dem Rückweg durch Oberitalien soll er mit Papst Leo dem Großen zusammengetroffen sein, der ihn von der Plünderung Roms abgehalten habe; aber das ist wahrscheinlich Legende und ist – wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen – der Plünderung Roms durch die Westgoten im Jahre 410 nachempfunden.

453 heiratete Attila eine Germanin namens Hildico, starb aber noch in der Hochzeitsnacht. In Hildico können wir dem Namen nach die Helche, der Sache die Kriemhilt des Nibelungenliedes wiederfinden. Nach Attilas Tod verschwinden die Hunnen aus der Geschichte; sie mögen in irgendeiner Weise in den Awaren und Ungarn aufgegangen sein.

Die Erinnerung an die Hunnen lebt bei uns im Wesentlichen im Nibelungenlied weiter. Aus dieser Quelle heraus wird ihr Name zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch einmal politisch wirksam, nämlich in der sogenannten Hunnenrede Kaiser Wilhelms II. am 27.7.1900. Der politische Hintergrund ist der Boxeraufstand in China, d.h. der Versuch einer nationalistischen Gruppierung, die westlichen Ausländer, die das sterbende chinesische Kaiserreich schon wie eine europäische Kolonie behandelten, aus China zu vertreiben. Dabei wurde

unter anderem am 19.6.1900 auch der deutsche Gesandte ermordet. Acht Staaten, nämlich Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Österreich-Ungarn, Russland und die USA schickten daraufhin ein Expeditionskorps nach China.

Bei der Verabschiedung der deutschen Mitglieder dieses Korps hielt Wilhelm II. eine Rede, in der er unter anderem sagte: "Ihr wißt es wohl, ihr sollt fechten gegen einen verschlagenen, tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf 1000 Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, daß es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!"

Der modernen Kriegstechnik der Europäer hatten die Chinesen nichts entgegenzusetzen, und so mußte am 14.8.1900 die kaiserliche Regierung aus Peking fliehen. Es folgte am 7.9.1901 ein Friedensvertrag mit demütigenden Bedingungen für China. Unter anderem mußten zwei kaiserliche Prinzen nach Europa reisen und sich dort vorführen lassen. Hier sehen Sie sie auf einer zeitgenössischen Fotografie als Zuschauer eines preußischen Manövers:



Der Ansehensverlust der chinesischen Regierung war aber so groß, daß zehn Jahre später, 1911, die Monarchie stürzte und die Republik ausgerufen wurde.

In der offiziellen Publikation der Rede Wilhelms II. wurde die Passage über die Hunnen weggelassen, aber er hat es offenbar wirklich so gesagt, und die ausländischen Zeitungen berichteten es auch so. Schließlich gab es drei verschiedene Fassungen, die der Vorwärts, die Parteizeitung der Sozialdemokraten hier wie folgt gegenüberstellt:



Und von dieser Rede kommt es her, daß in der Polemik des 1. Weltkrieges die Engländer dann die Deutschen als "Hunnen" beschimpften, und in der Sportberichterstattung geschieht dies wohl auch heute noch.

Die **Awaren** bewegten sich – wie die Hunnen vor und die Ungarn nach ihnen – in einem langfristigen Prozeß nach Westen. Es handelte sich um ein nomadisches Volk (oder Völkertonglomerat) von Reiterkriegern; Näheres über ihre Abstammung oder ihre Sprache ist zuverlässig nicht zu ermitteln, aber das ist für unsere Zwecke auch unwichtig. Sie waren, wie gesagt, gute Reiter – so gute Reiter, daß manche Quellen behaupten, sie könnten gar nicht zu Fuß gehen –; dies verdankten sie der Verwendung des Steigbügels, der in Europa damals noch nicht in allgemeinem Gebrauch war. Der Steigbü-

gel ermöglichte es ihnen, im Reiten und sogar nach rückwärts gewandt zu schießen.

Letzteres taten sie mit dem sog. Kompositbogen, der aus mehreren Schichten zusammengeleimt war; dadurch war er zugleich kleiner (und damit leichter) und leistungsfähiger, aber auch empfindlicher als Bögen, die aus einem Stück gefertigt sind. Die technologische Entwicklung speziell der Bögen ist noch bis ins 14. Jahrhundert häufig kriegsentscheidend, so noch im 100jährigen Krieg zwischen England und Frankreich; erst das Aufkommen der Feuerwaffen ändert die Situation. Die Pfeile der Awaren besaßen eine dreiflügelige Eisenspitze und sollen bis zu 500 m weit geflogen sein; entsprechend hatten sie auf kürzere Distanz eine enorme Durchschlagkraft. Die awarische Kriegstechnik war den schwerfälligen Infanterieheeren Europas überlegen; sie versagte aber dort, wo sie sich nicht beweglich in der Fläche entfalten konnte, d.h. in engem, walddreichem Gelände und bei der Belagerung von Burgen und Städten.

567 vernichteten die Awaren gemeinsam mit den Langobarden das Reich der Gepiden und rückten, da die Langobarden nach Italien abmarschierten, in deren Gebiete östlich der Bayern ein, deren unmittelbare Nachbarn sie dadurch wurden. Damit wurde für gut 200 Jahre die Enns die Grenze zwischen Bayern und Awaren; eine stabile Grenze (die Quellen sprechen von einem *limes certus*), die von beiden Seiten zuverlässig beachtet wurde. Das wirkliche Interesse der Awaren lag nämlich anderswo: in Byzanz. Das oströmische Kaiserreich hatte etwas zu bieten, was das arme und unterentwickelte Bayern nicht aufwies: Gold. Von Byzanz ließen sich, mit einer Mischung aus Bündnisangeboten und Erpressungen, Geldzahlungen herausholen, die von anfänglich 80000 bis auf 200000 Goldsolidi jährlich stiegen. (200000 Goldsolidi sollen ca. 900 kg entsprechen.) Auf diese Weise konnten die Awaren einen enormen Goldschatz ansammeln, der später Karl dem Großen in die Hände fiel. Wer will, mag sich dabei an den Hort der Nibelungen erinnern fühlen.

Im Laufe der Zeit änderte sich allerdings der Charakter der awarischen Gesellschaft, und die Reiternomaden begannen sesshaft zu werden. Besonders seit 626 ein großangelegter Versuch, Konstantinopel zu erobern, gescheitert war, war die awarische Expansionskraft gebrochen: regionale slawische Herrschaftsgebiete lösten sich aus ihrer Abhängigkeit, so etwa die Karantanen, die dann ein Teil Bayerns wurden, das heutige Kärnten.

Wie Sie wissen, endete 788 die Unabhängigkeit Bayerns mit dem Sturz Tassilos III. durch Karl den Großen. Daß die aggressive Politik Karls das relativ friedliche Gleichgewicht der Kräfte zwischen Bayern und Awaren nicht weiterführen würde, dürfte auch am Hof des Awarenherrschers, des *Khagans*, nicht verborgen geblieben sein. Tatsächlich unternahmen die Awaren schon 782 eine diplomatische Intervention, und auch 788 zeigten sie an der Enns militärische Präsenz, ohne aber in den Konflikt einzugreifen, was vielleicht ihr entscheidender Fehler war. 790 gab es neue, ergebnislose Verhandlungen über den *limes certus*, denn Karl wollte die militärische Unterwerfung.

Dazu unternahm er 791 einen großangelegten Feldzug, sowohl die Donau entlang als auch von Italien aus. Das nördliche Heer zog in zwei Abteilungen parallel nördlich und südlich der Donau, wobei auf dem Fluß selbst Schiffe fuhren und die Kommunikation der beiden Abteilungen sicherstellten – oder besser gesagt: sicherstellen sollten, denn es gab offenbar ziemliche Probleme. Die eigentliche Kriegsmaschinerie kam aber gar nicht richtig zum Einsatz, denn die Awaren ließen den Feldzug ins Leere laufen, indem sie ihre Positionen freiwillig räumten. So erreichte die fränkische im Oktober 791 ohne nennenswerten Widerstand die Raab (ungarisch: Győr [„djör“]); dort, bereits etwa 100 km östlich von Wien, mußte man umkehren, weil durch eine Seuche die Pferde starben.



Der ganze Feldzug war also nicht mehr als ein gewaltiges Säbelraseln, aber allein die Tatsache, daß sich ein feindliches Heer 52 Tage lang unbehelligt in awarischem Gebiet hatte aufhalten können, führte zu innenpolitischen Rückwirkungen: die Autorität des Khagan war ruiniert, es kam zum innerawarischen Bürgerkrieg, der Karl begünstigte.

Dennoch nahm die Vorbereitung des nächsten Zuges 4 Jahre in Anspruch, und zwar auch deshalb, weil die Sachsen doch noch nicht so endgültig christianisiert waren, wie es nach der Taufe Widukinds zunächst geschienen haben mochte. Zu den Vorbereitungen des zweiten Feldzugs gehörte auch der Bau eines Kanals zwischen Altmühl und Rednitz, der sog. *fossa Karolina*, um eine Verbindung zwischen Rhein, Main und Donau zu schaffen. Allerdings scheiterte das Projekt, weil von den umgebenden Bergen immer wieder Erdmassen in den frisch ausgehobenen Kanal rutschten – ein Problem, das übrigens noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts die größte Schwierigkeit beim Bau des Panamakanals bildete.

Kurioserweise fand das großangelegte Unternehmen dann überhaupt nicht statt. Als Folge des awarischen Bürgerkriegs zerfiel das Khaganat praktisch in mehrere Einzelstaaten, und einer der Teilherrscher unterwarf sich 795 Karl dem Großen und bat um die Taufe und christliche Mission.

Im selben Jahr löste im Herbst schließlich König Pippin das Awarenproblem auf seine Weise. (Dieser Pippin war, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, der zweitälteste Sohn Karls des Großen, den sein Vater zum Unterkönig von Italien gemacht hatte; da er aber noch vor Karl starb, hat er keine Ordnungszahl und nicht einmal einen ordentlichen Beinamen erhalten.) In Pippins Auftrag oder jedenfalls mit seinem Wissen unternahm eine kleine Truppenabteilung einen überraschenden Vorstoß ins Zentrum des awarischen Reiches, überfiel die Hauptstadt, den sog. Ring, und erbeutete einen Teil des sagenhaften Awarschatzes.

Das war nun das Ende des Awarenreichs, denn im folgenden Jahr unterwarf sich auch der Khagan selbst, und die Reste des Awarschatzes traten auf Ochsenkarren ihre Reise nach Westen an. Karl verteilte sie großzügig an die Kirchen, den Papst und an be-

freundete Herrscher; so erhielt z.B. der angelsächsische König Offa, wie wir aus dem Begleitbrief vom 18.4.796 entnehmen können, „einen Gürtel, ein hunnisches Schwert und zwei seidene Gewänder“. Der "Ring" der Awaren, also ihre Hauptstadt, ist ohne Zweifel das Vorbild für Etzelburg, die Hauptstadt König Etzels aus dem Nibelungenlied. Übrigens wurde Alt-Buda, also der älteste Teil der heutigen ungarischen Hauptstadt Budapest, noch im 15. Jahrhundert Etzelburg genannt.

Die weitere Geschichte des Awarenreiches ist für uns nicht mehr von Bedeutung; es kommt noch zu einigen Aufständen, dann verschwinden die Awaren aus der Geschichte, wie immer man sich das vorzustellen hat. Das gesamte awarische Gebiet dem Frankenreich einzugliedern, erwies sich jedoch als unmöglich; politische Eingliederung bedeutete ja auch christliche Mission, und für eine weitflächige Mission bis weit ins spätere Ungarn hinein fehlte im 8. Jahrhundert schlicht und einfach das Personal. Es blieb *de facto* beim Erwerb jenes Gebietes, das das heutige Niederösterreich bildet, also von der bisherigen Awarengrenze, der Enns, bis nach Wien.

Die Mission wurde den Bischöfen von Salzburg und Aquileja übertragen, die von dieser Aufgabe keineswegs begeistert waren. Sie werden einwenden, daß Niederösterreich im Mittelalter zur Diözese Passau gehörte: der Einwand ist richtig, aber er gilt erst für die Zeit nach dem Ungarnsturm. Und damit habe ich angedeutet, was Karl der Große mit der Vernichtung des Awarenreiches eigentlich angerichtet hatte: er machte den Weg frei für das nächste, aus Asien kommende Volk, die Ungarn.

Die **Ungarn** erwiesen sich als weitaus unangenehmere Nachbarn als die Awaren. Sie interessierten sich nicht für die Schätze von Konstantinopel und auch nicht für einen *limes certus* zu Bayern, sondern dehnten ihre Raubzüge bis weit ins Innere des Reiches aus, nach Bayern, Schwaben, Franken, Thüringen, selbst Sachsen und, beiläufig bemerkt, im Süden auch nach Italien. Bayern war stets als erstes betroffen, aber das zerfallende Karolingerreich vermochte der Bedrohung nichts entgegenzusetzen; am 5.7.907 erlitt König Ludwig das Kind bei Preßburg eine vernichtende Niederlage.

Erst unter den sächsischen Kaisern änderte sich die Lage: König Heinrich I. besiegte die Ungarn bei Riade nahe Merseburg im Jahre 933; noch eindrucksvoller war der Sieg Ottos I. 955 auf dem Lechfeld östlich von Augsburg, nach dem ihn die siegreichen Soldaten noch auf dem Schlachtfeld zum Kaiser ausriefen, wenn wir dem Bericht Widukinds von Korvey vertrauen dürfen. Ganz so katastrophal, wie wir meist glauben, war die ungarische Niederlage aber doch nicht; immerhin konnten sie bereits drei Jahre später einen Raubzug gegen Byzanz starten.

Aber es reifte doch in der ungarischen Herrscherfamilie der Entschluß, das Christentum anzunehmen und so als gleichberechtigter Partner in die europäische Politik einzutreten. Die Christianisierung der Ungarn ist verbunden mit dem Namen des heiligen Stephan und seiner christlichen Ehegattin Gisela, einer bayerischen Prinzessin, auf die wir gleich noch zurückkommen. Eine Gewissenentscheidung im modernen Sinne war die Annahme des Christentums freilich

nicht, und man fand auch nichts dabei, zur Sicherheit daneben auch noch die alten Kulte weiter zu praktizieren, wie uns etwa Thietmar von Merseburg berichtet: Géza, der Vater Stephans, "war ein grausamer Mensch, der viele im Jähzorn töten ließ. Als er Christ wurde, wütete er zur Bekräftigung seines Glaubens gegen die, die diesen Schritt ablehnten, und löschte so seine früheren Verbrechen durch den heißen Eifer für Gott aus. Als er aber, da er [immer noch gleichzeitig] verschiedenen Götzen diente, von seinem Bischof deswegen zur Rede gestellt wurde, sagte er: 'Mir ist überströmender Reichtum gegeben, und deshalb habe ich freie Macht und Möglichkeit, dies zu tun.'"

Das Christentum stellte zudem den endgültigen Übergang zu einer sesshaften Lebensweise dar, also den Abschied von der nomadischen Tradition.

Christianisierung hieß freilich auch, sich für eine Form des Christentums zu entscheiden, die westlich-lateinische oder die östlich-griechische. Diese beiden Formen drifteten bereits auseinander, obwohl das dauernde Schisma erst 1054 eintrat. Schon geographisch lag Ungarn zwischen den beiden Großmächten der damaligen Zeit, dem Reich Ottos des Großen und dem byzantinischen Reich, das damals unter der makedonischen Dynastie auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Gyula, der Fürst von Siebenbürgen und Großvater des heiligen Stephan mütterlicherseits, ließ sich schon 953 in Byzanz taufen.

Géza, Stephans Vater, entschied sich dagegen für die lateinische Form und nahm 973 mit Otto dem Großen Kontakt auf, der in diesem Jahr einen vielbesuchten Fürstentag in Magdeburg abhielt. Von lateinischen, aus der Diözese Passau stammenden Missionaren empfingen er und sein Sohn Waik die Taufe und erhielten den Namen des Passauer Diözesanpatrons Stephan. Die Passauer Mission ist später von der Tätigkeit Adalberts von Prag überlagert und aus der Erinnerung verdrängt worden, aber die Wahl des Namens Stephan spricht eine eindeutige Sprache. Ob sich Ungarn nach dem lateinischen Westen oder dem griechischen Osten ausrichten würde, war damit aber noch keineswegs endgültig entschieden. Auch bei anderen Völkern, so etwa in Böhmen und Bulgarien, beobachteten wir eine längere Periode der Unentschiedenheit.

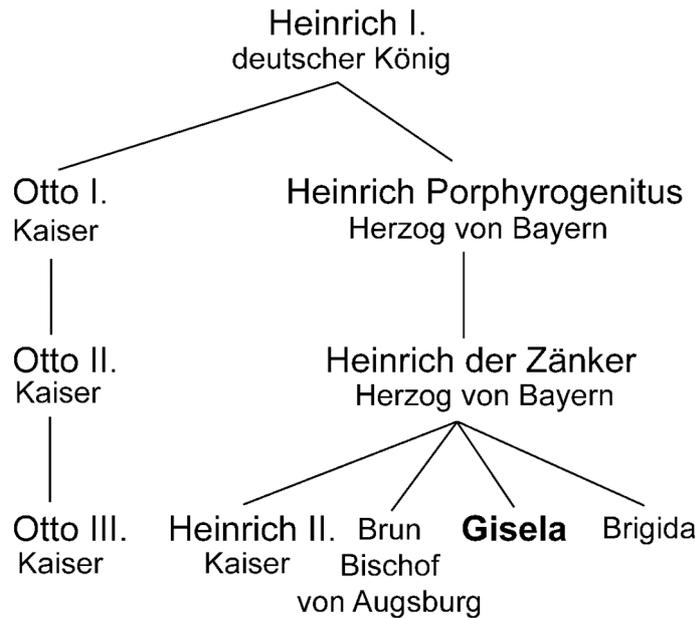
Gézas Sohn Stephan tat den entscheidenden, später nicht mehr revidierten Schritt und wandte sich dem Westen zu, indem er vom westlichen Kaiser Otto III. und dem Papst die Königswürde erbat. Damit war Ungarn – etwas salopp formuliert – endgültig in Europa angekommen. Aber noch in der Stephanslegende, die zur Zeit seiner Heiligsprechung verfaßt wurde, kann man zwischen den Zeilen die Überraschung lesen, die dieser Schritt in Mitteleuropa auslöste; die ungarischen Raubzüge lagen ja gerade erst eine Generation zurück. Der Papst habe, so sagt die Legende, eine Krone für den polnischen (!) Herzog vorbereitet, sie dann aber – auf direkte göttliche Weisung – dem ungarischen Fürsten geschickt.

Hören wir die Quelle: "Etwa gleichzeitig hatte Herzog Mischa von Polen mit den Seinen das Christentum angenommen und Boten zum Papst geschickt, mit der Bitte um apostolischen Segen und um

die Königskrone. Um dieser Bitte zu willfahren, hatte der Papst schon eine Krone von ausgezeichneter Arbeit anfertigen lassen, die er jenem mit seinem Segen zur Königswürde schicken wollte. Weil der Herr weiß, wie die Seinen sind, der von den zweien Matthias auswählte, den Aposteln beigezählt zu werden [als Ersatz für den Verräter Judas, Apg. 1, 23ff.], deshalb ließ Gott da seinen Auserwählten Stephan mit dieser zeitlichen Krone beglücken und auszeichnen, wie er ihn später selber beseligen und mit der ewigen Krone schmücken wollte. In der Nacht also, bevor die schon vorbereitete Krone an jenen schon genannten Herzog von Polen gesandt werden sollte, da erschien dem Papst durch ein göttliches Gesicht ein Bote, der sprach: 'Wisse, daß morgen zur ersten Tagesstunde Boten eines unbekanntes Stammes zu dir kommen werden, die für ihren Fürsten die Königskrone und den apostolischen Segen erbitten werden. Die Krone, die du herrichten hast lassen, wirst du diesen ohne Zögern geben. Wisse, daß sie ihnen mit der Königswürde für ihren verdienstvollen Lebenswandel gebührt.'

Ob hinter dem Bericht, der erst ein Jahrhundert nach den Ereignissen so formuliert wurde, spätere ungarisch-polnische Animositäten stehen, lassen wir dahingestellt. Die Legende irrt, indem sie allein den Papst als Königsmacher hinstellt. Tatsächlich war es der Kaiser, der die Königserhebung vornahm (in engstem Einvernehmen mit dem Papst, wie es zwischen Otto III. und Silvester II. auch gar nicht anders denkbar war), und der Kaiser war es auch, der Stephan die Krone sandte. Es war übrigens nicht "die" Stephanskrone, die heute noch existiert; wenn Sie sich dafür näher interessieren, empfehle ich Ihnen das einschlägige Kapitel in meiner Vorlesung "Insigenkunde".

Es war üblich, und ist vom byzantinischen Kaiser wiederholt so praktiziert worden, daß ein solches neues Mitglied in der "Familie der Könige" auch ganz konkret in die Verwandtschaft aufgenommen wurde, indem es eine kaiserliche Prinzessin zur Frau erhielt, im Falle Stephans also Gisela von Bayern. Giselas Wahl deutete zugleich einen Politikwechsel Bayerns an, denn ihr Vater Heinrich der Zänker war kein Freund Ungarns gewesen. Hier die Genealogie, um sie in die ottonisch-bayerische Familie einordnen zu können:



Was wissen wir über Gisela? Erwartungsgemäß wenig, und übrigens kaum mehr als der Bräutigam. Geboren ist sie 985, und zwar vermutlich in Regensburg oder in Abbach bei Regensburg. Die Angaben der Legenden über ihre Frömmigkeit usw. sind formelhaft; was nicht heißt, sie müßten falsch sein. Sie war sicherlich, wie auch ihr Bruder, gut ausgebildet (wahrscheinlich in Regensburg), und sie dürfte auch dieselbe zupackende Art besessen haben wie er. Als Betschwester darf man sie sich nicht vorstellen.

Über ihre äußere Erscheinung können wir nur spekulieren. Als 1995 ihr Grab geöffnet wurde, hätte man anhand der Knochenlänge ihre Körpergröße ermitteln können. Meines Wissens ist das nicht geschehen, aber da Otto der Große ca. 1,75 m maß und Otto II. noch größer war, dürfte sie gewiß nicht kleiner als 1,70 m gewesen sein – und damit deutlich größer als ihr ungarischer Ehemann. Ihre Haarfarbe stelle ich mir aufgrund ihrer sächsischen Herkunft hellblond vor. Sie muß also in ihrer neuen Heimat ausgesprochen exotisch gewirkt haben.

Was wußte umgekehrt Gisela über die Ungarn? Natürlich kannte sie die Berichte über die Raubzüge gegen Bayern, und auch der Sieg Ottos des Großen auf dem Lechfeld war ihr ein Begriff. Aber ihre Kenntnisse über "Land und Leute" dürften gering gewesen sein. Und dazu kam noch ein weiterer, höchst beunruhigender Gedanke: die Menschen des Mittelalters lebten in der sicheren Erwartung, das Weltende stehe unmittelbar bevor, die 6000 Jahre der Weltgeschichte seien fast schon abgelaufen. Aus der Apokalypse, anderen Bibelstellen und außerbiblischer Überlieferung hatte man ein ziemlich klares Bild über die Ereignisse unmittelbar vor dem Weltende gewonnen. Eine handliche Zusammenstellung, gewissermaßen die Taschenbuchausgabe, bot der *Libellus de Antichristo* des Adso von Montier-En-Der, gewidmet Gerberga, der Schwester Ottos des Großen. Der Text kann also sehr wohl auch in Giselas Hände gelangt sein.



Eines der schaurigsten Ereignisse unmittelbar vor dem Weltende ist dabei das Hervorbrechen gewisser unreiner Völker, die einst Alexander der Große eingeschlossen hatte, um die zivilisierte Welt vor ihnen zu schützen. Sie sind uns im 2. Kapitel bei Herzog Ernst schon begegnet. Die Anführer dieser Völker sind aber Gog und Magog. Die Ähnlichkeit zwischen „Magog“ und „Magyar“ ist frappierend.

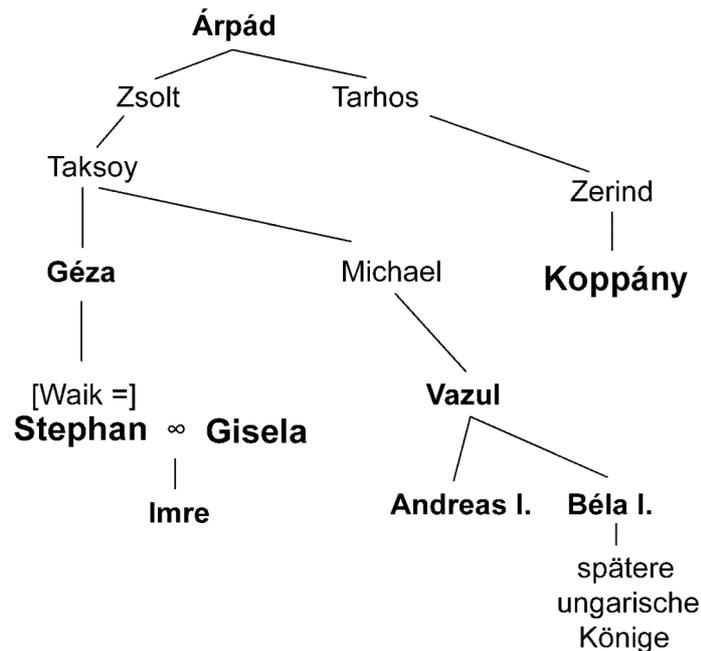
Gisela dürfte also mit ziemlich gemischten Gefühlen die Reise die Donau hinab zu einem Ehemann angetreten haben, der weder ihre Sprache beherrschte noch sie die seine und dessen Eifer für den christlichen Glauben sich erst noch erweisen mußte. In unserem Zusammenhang ist Gisela also eine zweite Kriemhilt, und das Nibelungenlied erörtert ausdrücklich die Bedenken, die Etzel hegt, ob seine Bewerbung überhaupt angenommen werde, da er ja noch ein Heide sei (20. âventiure, Strophe 1145):

*Dô sprach der künic rîche. "Wi möhte daz ergân,
sît ich bin ein heiden und des toufes niht enhân?
Sô ist diu vrouwe kristen: dâ von sô lôbt sis niht.
Ez müese sîn ein wunder, on ez immer geschiht."*

"Da sprach der mächtige König: wie kann das geschehen? Ich bin ja ein Heide und habe keine Taufe empfangen. Die Frau aber ist eine Christin, deshalb wird es ihr nicht gefallen. Es müßte denn ein Wunder sein, sonst geschieht es nicht." (Die Formulierung "wie kann das geschehen?" ist übrigens genau die Frage, die Maria auch dem Engel Gabriel bei der Verkündigung stellt, und auch da geschieht ja das Wunder.)

Giselas Hauptaufgabe war halb religiöser, halb politischer Natur: die Bindung Ungarns an den lateinischen Westen zu festigen und unumkehrbar zu machen. Ihr war zweifellos klar, daß dies nur in engster Bindung an ihren künftigen Gemahl geschehen konnte, aber tatsächlich wissen wir außer formelhaften Angaben nichts über das persönliche Verhältnis zwischen Stephan und Gisela. Mit ihr kamen weitere Personen: neben einer persönlichen Dienerschaft auch bayerische Kunsthandwerker und eine schwerbewaffnete Leibwache.

Letztere war Stephan von Nutzen, als er nach dem Tode seines Vaters 997 die Herrschaft antrat und sich militärisch gegen Mitbewerber durchsetzen mußte, insbesondere gegen Koppány, der ebenfalls vom Dynastiegründer Árpád abstammte und älter war als Stephan.

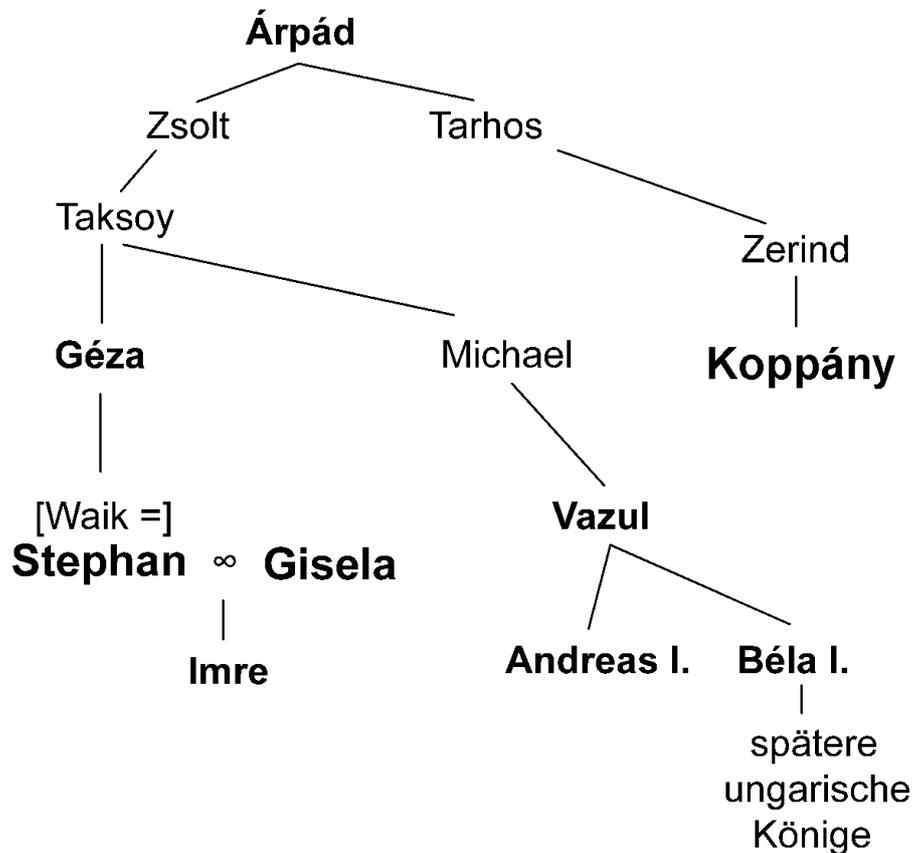


Es war nämlich keineswegs sicher, daß Stephan auf Géza folgen würde; es widersprach sogar der altungarischen Erbordnung, dem Seniorat. Demnach folgte nicht der Sohn auf den Vater, sondern der jeweils älteste männliche Verwandte besaß den Vorrang. Dieses System hat den Vorteil, daß es immer einen erwachsenen Herrscher gibt, eine Minderjährigkeitsregierung mit all ihren Problemen der Regentschaft usw. also vermieden wird; bei einem nicht seßhaften Volk ist gar nichts anderes möglich.

Zurück zu Gisela, oder wie wir seit der Krönung des Paares am 1.1.1001 in Gran sagen dürfen, Königin Gisela. Stephan trieb die Christianisierung des Landes voran, indem er eine Pfarrorganisation aufbaute: je zehn Dörfer sollten eine Kirche errichten und unterhalten, die Ausstattung der Kirchen mit Büchern, Meßgewändern und liturgischem Gerät war Sache des König. Offensichtlich übernahm Gisela diese Aufgabe, wofür es zahlreiche Belege gibt, – sie wird insbesondere mit der Kathedrale in Wesprim, der Abtei Bakonybel und den Nonnenklöstern in Neutra und in Gran in Verbindung gebracht – wenn es mir auch etwas abwegig erscheint, statistisch errechnen zu wollen, wie viele Meßgewänder die Königin denn nun insgesamt habe herstellen lassen.

Daß sie bei einigen Stücken auch selbst Hand angelegt hat, ist dagegen ohne weiteres glaubwürdig; auch adlige Damenhände waren in der Vergangenheit niemals müßig. Das berühmteste dieser Meßgewänder ist jenes, das Stephan und Gisela ausdrücklich als Stifter nennt und später zum ungarischen Krönungsmantel umgewandelt wurde. Es war bis ins 18. Jahrhundert Tradition, daß die jeweilige Königin am Vorabend der Krönung dieses Gewand "ausbeserte", indem sie einige Stiche daran nähte. (Ob sich auch Kaiserin Sissi 1867 dieser Prozedur unterzog, ist nicht bekannt.) Hier sehen Sie Gisela selbst auf diesem Gewand:

Aus der Ehe Stephans und Giselas gingen nachweislich zwei Kinder hervor, von denen aber nur der Sohn Imre das Erwachsenenalter erreicht. Ihn wünschte Stephan als seinen Nachfolger. Dem stand aber erneut die altungarische Erbordnung des Seniorats entgegen, konkret: die Ansprüche Vazuls, der Stephans Vetter war.



Folie 3092

Um ihn auszuschalten, ließ ihn Stephan blenden und ihm die Ohren mit Blei ausgießen. Imre, den sein Vater bemerkenswerterweise mit einer byzantinischen Prinzessin verheiratete, starb aber noch vor seinem Vater am 12.9. 1031 auf der Wildschweinjagd. Damit war die Thronfolge wieder völlig offen.

Stephan selbst starb am 15.8.1038; die weiteren Komplikationen der Erbfolge sind für uns ohne Belang. Jedenfalls ist Gisela unter dem Schutz Kaiser Heinrich III. nach Deutschland zurückgekehrt und verbrachte ihre letzten Lebensjahre im Passauer Kloster Niedernburg. Dort ist sie – wahrscheinlich als Äbtissin, aber dafür gibt es keinen Beleg vor dem 15. Jahrhundert – an einem 7. Mai, zu Anfang der 1060er Jahre, gestorben und wurde dort begraben. Ihr Grab entwickelte sich zu einer ungarischen Wallfahrtsstätte; 1975 wurde sie von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen; die Heiligsprechung ist wohl demnächst auch zu erwarten.

Die ungarische Verehrung Giselas setzte aber nicht sofort nach ihrem Tode ein – ganz im Gegenteil. Es kam zu einer Reaktion der altungarischen Legitimisten, die teilweise sogar mit einer Rück-

kehr zum Heidentum und einer Verfolgung der (meist deutschen!) Bischöfe und Priester verbunden war. So kam schließlich 1046 Andreas I., ein Sohn Vazuls, auf den Thron, also die stephansfeindliche Linie, die seit einem halben Jahrhundert darauf wartete, Gézas und Stephans „Fehlentscheidungen“ in der Erbfolge zu korrigieren. Damit wurde die Königin zur Ausländerin, zur Verführerin des an sich guten Königs Stephan, zur Exponentin deutschen Machtstrebens, das die Unabhängigkeit und die nationalen Traditionen Ungarns bedrohte.

Das verdichtet sich schließlich zu der Behauptung, sie sei es gewesen, die die Verstümmelung Vazuls veranlaßt habe, um durch diese Intrige den westlichen Einfluß zu erhalten; die ungarische Chronik schildert in einer shakespearehaften Szene, wie dem sterbenden König die Zügel entgleiten und er von seiner Umgebung, an ihrer Spitze Gisela, manipuliert wird: "Nun begann ihn [Stephan] seine körperliche Kraft zu verlassen, und er spürte, daß ihn eine große Schwäche ergriff. Daher sandte er eiligst einen Boten namens Buda, um den Sohn seines Onkels, Vazul, den der König früher wegen jugendlichen Leichtsinns und Unbesonnenheit, um ihn zu bessern, eingekerkert hatte, aus dem Kerker zu holen und zu ihm zu führen, damit er ihn vor seinem Tode zum König mache. Jedoch die Königin Gisela erfuhr dies und beriet sich mit Buda, diesem üblen Mann, und sandte einen Boten namens Sebus zum Kerker, wo Vazul eingeschlossen war. Sebus überholte also den Boten des Königs und stach Vazul die Augen aus und goß Blei in seine Ohren. Danach kam der Bote des Königs an und sah den geblendeten Vazul, den er zum König führte. Als der heilige König sah, wie erbärmlich Vazul verstümmelt worden war, brach er in Tränen aus, doch konnte er die Frevler wegen seiner schweren Krankheit nicht mehr gebührend bestrafen." Dieser hilflos sterbende Stephan erinnert durchaus an den König Etzel des Nibelungenliedes, der ja praktisch tatenlos zusieht, wie seine Residenz abgefackelt und seine Gäste umgebracht werden, und die böse Ausländerin Gisela erscheint geradezu als Reinkarnation Kriemhilds.

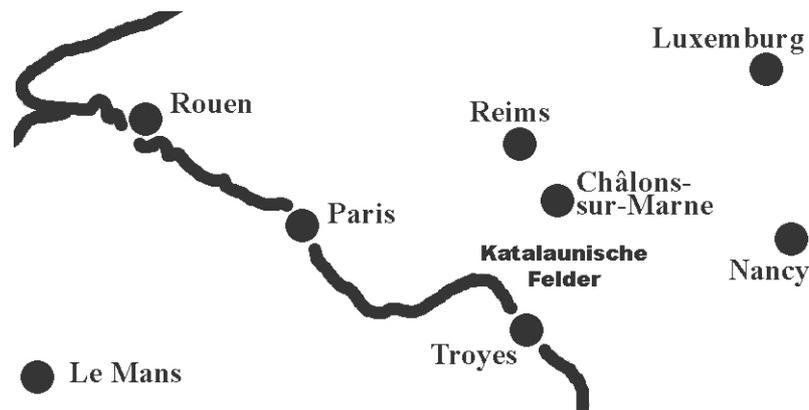
5. KAPITEL: THEODERICH DER GROSSE = DIETRICH VON BERN

EINE DER LICHTGESTALTEN AM Hofe König Etzels ist Dietrich von Bern, zugleich auch einer der wenigen, die das allgemeine Massaker überleben. Hinter Dietrich von Bern verbirgt sich der historische Ostgotenkönig Theoderich der Große, der seinen Beinamen durchaus zu recht trägt. Dietrich von Bern heißt er übrigens nicht nach der Hauptstadt der Schweiz, die erst 1191 gegründet wurde – gerade dort geht ja alles etwas langsamer ... –, sondern ist die deutsche Form für Verona. Mit Dietrich hängt auch noch die "Rabenschlacht" zusammen; dahinter verbirgt sich der Kampf um Ravenna, auf den wir gleich noch zurückkommen.

Allerdings gibt es ein kleines chronologisches Problem: Attila stirbt 453; zu diesem Zeitpunkt ist Theoderich noch gar nicht geboren, so daß allenfalls ein Vorfahr von ihm am hunnischen Hof gewe-

sen sein kann, was wiederum durchaus wahrscheinlich ist. Diese chronologische Ungenauigkeit hat schon den Zorn Ottos von Freising, des berühmten Chronisten des 12. Jahrhunderts, erregt, der in Buch V Kapitel 3 seiner Weltchronik dazu anmerkt: "Wenn aber einige behaupten, Theoderich sei ein Zeitgenosse Attilas gewesen, dann ist das schlechterdings unmöglich, weil feststeht, daß dieser erst nach dem Tode Attilas im Alter von 8 Jahren von seinem Vater dem Kaiser Leo als Geisel übergeben worden ist."

Richtig ist, und insoweit bewahrt die Sage eine zutreffende Erinnerung, daß die Ostgoten lange Zeit unter der Herrschaft der Hunnen gestanden haben. Erst nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern



und nach dem Tode Attilas gewinnen sie wieder Selbständigkeit. Unter Führung dreier Könige mit Namen Valamir, Thiudimir und Vidimir halten sie sich zumeist auf dem Balkan auf und treten dabei auch in ein Förderatenverhältnis zum oströmischen Kaiser. In diesem Zusammenhang wird auch der Sohn Thiudimirs, Theoderich, als Geisel nach Konstantinopel gesandt.

469 kommt es in Pannonien am Flusse Bolia zu einer Schlacht zwischen den Goten auf der einen und mehreren anderen Germanenstämmen auf der anderen Seite, die zugunsten der Goten ausgeht. Zu den Unterlegenen, die Leben und Herrschaft verlieren, gehört auch Edika, der Vater Odowakars, der bald ebenfalls seinen Auftritt haben wird. Der Kaiser in Byzanz hält es jetzt für angebracht, seine gotische Geisel in die Heimat zu entlassen; der inzwischen 18jährige Theoderich hat also immerhin eine zehnjährige griechische Erziehung genossen und den byzantinischen Staat und seine Staatsauffassung genau kennengelernt. Da seine nächsten Verwandten bald starben, trat Theoderich an die Spitze der Goten, sah sich jedoch einem entfernteren Verwandten gegenüber, der ebenfalls Theoderich hieß; jener andere Theoderich hatte den Beinamen Strabo, also der Schieler.

Bis 481 gelingt es dem Kaiser, die beiden Theoderiche gegeneinander auszuspielen. Dann aber stirbt Theoderich Strabo, und Theoderich ohne Beinamen ist konkurrenzlos. Kaiser Zenon muß sich daher mit ihm arrangieren: er ernennt ihn zum *magister utriusque militiae* und *patricius* und überträgt ihm 484 sogar das Konsulat; damit tritt Theoderich automatisch in den römischen Senat ein. Dies

hindert ihn jedoch nicht, den Sohn seines ehemaligen gotischen Konkurrenten, Rekitach, unter dem Vorwand der Blutrache auf offener Straße in Konstantinopel zu erschlagen. Das Verhältnis zwischen Theoderich und Kaiser Zenon verschlechtert sich aber bald derart, daß der Kaiser auf das alte, schon bei den Westgoten unter Alarich erprobte Mittel zurückgreift und die Germanen auf die westliche Reichshälfte ablenkt.

In Italien hat inzwischen das altersschwache weströmische Reich endgültig sein Leben ausgehaucht. 476 hat der germanische Söldnerführer Odowakar den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus in den vorgezogenen Ruhestand geschickt und über den Senat in Byzanz mitteilen lassen, in Italien sei künftig kein eigener Kaiser mehr nötig. Die Regierung werde er übernehmen, und zwar als Stellvertreter des Kaisers in Byzanz. Die dortige Regierung hat diese Stellung Odowakars aber nie anerkannt, sondern hetzt ihm jetzt, 12 Jahre später, Theoderich mit den Ostgoten auf den Hals.

Theoderich bricht 488 nach Italien auf. Am 28. August 489 überschreitet er den Isonzo. Odowakar zieht sich nach Ravenna zurück. Sein *magister militum* Tufa geht zu Theoderich über und erhält von diesem den Auftrag, seinen ehemaligen Herrn in Ravenna zu belagern, während Theoderich selbst gegen Mailand zieht. Tufa übt erneut Verrat und geht wieder zu Odowakar über. Als Folge davon verliert Theoderich die Initiative und wird in Pavia eingeschlossen, aber der westgotische König Alarich II. kommt Theoderich zu Hilfe und befreit ihn aus der Belagerung. Am 11. August 490 unterliegt Odowakar den vereinigten west- und ostgotischen Heeren in der Schlacht an der Adda; er muß sich nach Ravenna zurückziehen, wo nun er belagert wurde. Eine Eroberung war nicht möglich, da die Stadt durch ihre Lagunen und Überschwemmungsgebiete zu gut geschützt war. Die Erinnerung an die Belagerung von Ravenna lebt in der Sage von der Rabenschlacht weiter.

Über den Fortgang der Ereignisse berichtet der Geschichtsschreiber Prokop: "Die Belagerung von Ravenna durch die Goten und Theoderich zog sich schon ins dritte Jahr, so daß sie des untätigen Sitzens überdrüssig wurden. Da auch Odowakar und seine Leute an allem Lebensnotwendigen Mangel litten, kam durch Vermittlung des Bischofs von Ravenna ein Vertrag zustande, wonach Theoderich und Odowakar gleichberechtigt und gemeinsam in Ravenna die Regierung führen sollten. Einige Zeit hielten sich beide an die Abmachungen, dann soll Theoderich einem Anschlag gegen sein Leben auf die Spur gekommen sein. Mit erheuchelter Freundlichkeit lud er Odowakar zu einem Gastmahl und tötete ihn." Dieser Mord an Odowakar, den andere Quellen noch mit grausigeren Details schildern, wird von modernen Autoren meist als Akt der Barbarei verurteilt. Ich will dem nicht widersprechen, möchte aber doch daran erinnern, daß 40 Jahre zuvor Aetius durch die Hand des hochzivilisierten Kaisers Valentinian III. auf die gleiche Art und Weise ums Leben kam. Noch im selben Jahr 493 wird Theoderich von seinem Heer zum König in Italien ausgerufen; die Verhandlungen mit Byzanz über die Anerkennung ziehen sich aber noch bis 497 hin.

Was nun folgte, waren 40 Jahre Frieden in Italien unter der Regierung Theoderichs und seiner Tochter Amalasintha, eine Epoche, die späteren Generationen nicht zu Unrecht als goldenes Zeitalter erschien. Theoderich nahm dabei rechtlich gesehen eine Doppelstellung ein: den Römern gegenüber war er Stellvertreter des Kaisers in Byzanz, den Goten gegenüber von diesen selbst gewählter König. Diese Doppelstellung drückt sich auch in seinem Titel aus: *Flavius Theodericus rex*. Römer und Goten lebten also auf demselben Boden gewissermaßen in zwei verschiedenen Staaten, eine Rechtskonstruktion, die uns merkwürdig vorkommt, den Zeitgenossen aber beinahe wie die Quadratur des Kreises erscheinen mußte. Aus römischer Sicht betrachtet herrschte der Kaiser, vertreten durch Theoderich, und die Goten waren als Föderaten ins römische Reich eingegliedert. Aus gotischer, d.h. germanischer Sicht war es ohnehin selbstverständlich, jedermann bei dem Recht zu belassen, in das er hineingeboren war.

Theoderich hielt seine beiden Staaten übrigens streng getrennt. Eine Eheverbindung zwischen Goten und Römern war verboten. Nach Föderatenrecht wurden die Goten in ein Drittel des Landesbesitzes der Großgrundbesitzer eingewiesen. Die Besitzeinweisung ging ohne besondere Schwierigkeiten vor sich, weil zum einen ja die Besitzanteile der ehemaligen Anhänger Odowakars zur Verfügung standen und zum anderen Theoderich diese Aufgabe klugerweise einem römischen Beamten, dem *praefectus praetorio* Liberius übertrug. Die Goten waren die einzigen Waffenträger im Reich; den Römern war das Waffentragen verboten, und somit gab es auch kein römisches Heer mehr. Organisiert waren die Goten in Tausendschaften unter je einem *millenarius*; direkte Vertreter des Königs bei den Goten waren die gotischen Grafen, *comites Gothorum*, wobei wir freilich annehmen dürfen, daß in beiden Fällen ein volkssprachlicher Ausdruck verwendet wurde.

Die römische Verwaltung blieb in Kraft. Ebenso blieb es bei einer verwaltungsrechtlichen Sonderstellung von Rom, die auch für Ravenna eingerichtet wurde. Der römische Senat konnte seine Stellung sogar noch ausbauen. Er erlangte das Recht, selbst Mitglieder aufzunehmen, und gelegentlich wurden ihm Erlasse Theoderichs zur Ratifikation vorgelegt; es ist aber kein Fall bekannt, daß es dabei Schwierigkeiten gegeben hätte. Auf der anderen Seite durften die Senatoren Rom nicht ohne Erlaubnis verlassen, und der ganze Senat steht unter der Aufsicht eines gotischen Grafen.

In Theoderichs Zentrale in Ravenna lebt ebenfalls die römische Tradition weiter. Chef der gesamten Verwaltung ist der *magister officiorum*, der eine Außenstelle in Rom unter Leitung eines *vicarius principis cardinalis* unterhält. Seine Kommissare im Reich heißen *comitiaci*. Als Kanzler fungiert der *quaestor sacri palatii*. Die mehrgliedrige Finanzverwaltung besteht weiter, ebenso eine Art militärisches. Das *consistorium* – die oberste Ratsversammlung unter dem Vorsitz des Kaisers – existiert zwar noch, aber es tagt nur noch selten; der Ausdruck wird übrigens später für die Versammlungen des Kardinalskollegiums unter dem Vorsitz des Papstes übernommen. Beraten wird der König durch römische *referendarii* und durch die

gotischen Großen, die *maiores domus regis*. Den Verkehr mit den Goten außerhalb der Hauptstadt vermitteln gotische Königsboten, die Sajonen; diese Sajonen können übrigens auch Aufträge an Römer erhalten und sind insoweit den römischen *comitiaci* übergeordnet.

Theoderich hat also *de facto* eine kaiserliche Stellung inne, bedient sich der kaiserlichen Verwaltung, hält kaiserlichen Hof und bewohnt die kaiserlichen Paläste. Den letzten Schritt, sich auch *de jure* zum Kaiser ausrufen zu lassen, ist er jedoch nicht gegangen, sondern er begnügte sich mit der formaljuristischen Stellvertretung für den Kaiser in Byzanz, an den das Westreich formaljuristisch heimgefallen war. Dies zeigt sich u.a. darin, daß Theoderich die kaiserliche Kleidung nicht trug, sein Bild nicht auf die Münzen setzte und auch keine förmlichen Gesetze erließ, ja in Einzelfällen sogar die Gesetzgebung der Kaiser in Byzanz für den Westen übernahm. *De facto* hat er natürlich auch Gesetze erlassen, aber diese wurden nicht als Gesetze bezeichnet, sondern als Verordnungen; der übliche Ausdruck dafür war *programma edictale*. In Einzelfällen hat dafür, wie bereits erwähnt, auch die Zustimmung des Senates eingeholt, die dieser so bereitwillig erteilte, wie er es seit mehreren Jahrhunderten gegenüber den Kaisern gewohnt war.

Das wichtigste dieser Quasi-Gesetze ist das sog. Edikt Theoderichs, eine zwar unsystematische, aber recht umfassende Zusammenstellung strafrechtlicher Normen. Zum Gerichtsverfahren ist noch anzumerken, daß Prozesse zwischen Römern weiterhin vor den römischen Gerichten verhandelt wurden. Prozesse zwischen Goten entschied der gotische Graf. Bei Prozessen zwischen Goten und Römern war ebenfalls der gotische Graf zuständig, der aber einen rechtskundigen römischen *adessor* hinzuziehen mußte. Das Edikt stammt übrigens nach Meinung einiger Autoren gar nicht von Theoderich dem Großen, sondern von dem westgotischen König Theoderich II.

Wie dem auch sei, es beginnt mit der Feststellung: "Sehr häufig wird geklagt, daß in den Provinzen einige die Vorschriften der Gesetze mit Füßen treten. Und wenn auch niemand geschehenes Unrecht mit Hilfe der Gesetze verteidigen kann, so haben wir dennoch, die wir auf die allgemeine Ruhe bedacht sind und die Fälle vor Augen haben, die häufig vorkommen können, folgendes Edikt ausarbeiten lassen." Es folgen 154 Paragraphen verschiedensten Inhalts, von denen ich hier nur einige hervorheben kann. Gleich die erste Bestimmung richtet sich gegen bestechliche Richter: "Vor allem bestimmen wir, daß, wenn ein Richter dafür Geld annimmt, daß er jemanden schuldlos wider die Gesetze und das öffentliche Wohl hinhängen läßt, dieser Richter mit dem Tode bestraft wird." § 15 handelt von der Notwehr: "Wer einen Angreifer, der zu ihm kommt, mit der Waffe abwehrt, gilt nicht als Mörder: denn der Verteidiger des eigenen Lebens tut offenbar kein Unrecht." § 17: "Den Räuber einer freien Frau oder Jungfrau befehlen wir, nach gehörigem Beweis, mit seinem Mittätern und Helfern auszulöschen; und wenn die Geraubte dem Räuber zugestimmt hat, soll sie gleichfalls getötet werden." Auch dies war offenbar ein häufig vorkommender Fall. § 59:

"Wer eine freigebohrne Jungfrau vergewaltigt, muß sie, wenn er reich genug und von Adel ist, zur Frau nehmen, wobei er ihr ein Fünftel seines Vermögens als Morgengabe überschreiben muß. Wenn der Täter aber bereits verheiratet ist, muß er der Vergewaltigten in feierlicher und schriftlicher Form ein Drittel seines Vermögens abtreten, damit jene, die durch ihn den Schaden der Scham erlitten hat, einen ehrenhaften Ehemann finden kann. Wenn aber der Vergewaltiger und Schänder einer Freien weder vermögend noch von Adel ist, wird er hingerichtet." Weitere Bestimmungen betreffen entlaufene Sklaven, Grundstücksangelegenheiten, Steuerfragen und vieles mehr. Ein Paragraph verbietet den Kolonen, gegen ihren Grundherren als Ankläger oder Zeugen aufzutreten. Die letzte Bestimmung verbietet schließlich Gerichtssitzungen an Sonntagen.

Daß diese Regelungen bei Theoderich nicht etwa nur auf dem Papier standen und daß es ihm wirklich um eine gerechte Regierung ging, zeigt der Umstand, daß sich auch der *praefectus praetorio* und sogar sein eigener Neffe Theodahad scharfe Zurechtweisungen von ihm gefallen lassen mußten, als sie ihren Besitz auf Kosten der Nachbarn ungesetzlich vergrößern wollten. Prokop berichtet also zutreffend von ihm: "Seinen Untertanen tat er fast nie ein Unrecht an und ließ es auch von keinem ändern zu." Trotzdem war das Edikt Theoderichs rechtlich gesehen kein Gesetz, weil er sich ja nur als Stellvertreter des Kaisers im Westen ansah.

Wir sahen soeben, wie sich Theoderich in seinen zwei Staaten auf einem Staatsgebiet einrichtete. Ob seine Zukunftsperspektiven weitergingen, ob er also, konkret gesprochen, die Absicht hatte, bei einem allfälligen Thron- und Dynastiewechsel in Byzanz zu intervenieren, muß dahin gestellt bleiben. Zunächst kam es nämlich für ihn darauf an, das Erreichte zu sichern. Dies mußte in drei Richtungen geschehen: gegenüber Byzanz, gegenüber den germanischen Nachbarn und gegenüber der römischen Bevölkerung Italiens. Zunächst gelang ihm das mit bemerkenswertem Erfolg, aber es bildet die Tragik seines Lebens, daß sich seine Bemühungen ganz am Schluß doch als trügerisch erwiesen. Diese Enttäuschung hat ihn dann zu Gewaltmaßnahmen verleitet, die sein Andenken bei der Nachwelt verdunkelt haben. Doch davon später.

Die Klärung des Verhältnisses zu Byzanz machte zunächst Schwierigkeiten. Zwar war Theoderich, wie Sie sich erinnern, im Auftrag Kaiser Zenons nach Italien gezogen, aber Zenon war 491 gestorben, also noch während Theoderich Ravenna belagerte. Sein Nachfolger Anastasius, ein gelehrter Jurist, ließ sich zunächst Zeit; auch war er wohl verärgert, weil Theoderich sich 493 eigenmächtig vom Heer hatte zum König von Italien ausrufen lassen. Mehrere Gesandtschaften römischer Senatoren stießen daher in Byzanz auf taube Ohren. Das gute Verhältnis des gotischen Königs zum römischen Senat, das sich in der Wahl der Gesandten offenbart, weckte am Kaiserhof zusätzliches Mißtrauen, weil zwischen Rom und Byzanz in kirchlicher Hinsicht damals wegen des sog. akakianischen Schismas denkbar schlechte Beziehungen bestanden. Erst 497 kam Theoderich zum Ziel, und Anastasius übersandte ihm die sog. *ornamenta palatii*, einen Königsornat mit reichlicher Verwendung von

Purpur, der sich aber in feiner Differenzierung eindeutig vom Kaiserornat unterschied. Trotzdem blieb in Theoderich stets die Befürchtung wach, der Kaiser könne gegen ihn andere Germanenstämme aufbieten, ebenso, wie er einst gegen Odowakar ausgespielt worden war.

Anderer Mittel bediente sich Theoderich im Verhältnis zu seinen germanischen Nachbarn. Das Reich Theoderichs machte ja nur noch einen Teil des ehemaligen weströmischen Reiches aus. Im Norden reichte es aber immer noch über die Alpen bis ins Donaugebiet, und im Osten gehörten Gebiete des ehemaligen Jugoslawien dazu, wenn hier auch eine gewisse Rivalität mit Byzanz bestand. In Spanien und Südfrankreich herrschten die Westgoten unter Alarich II., in Nordfrankreich die Franken unter dem sehr aggressiven Chlodwig, östlich davon die Burgunder unter Gundobad. Auf all diese germanischen Königreiche versuchte Theoderich durch eine umfangreiche Heiratspolitik Einfluß zu gewinnen. Er selbst heiratete in zweiter Ehe die Schwester des Frankenkönigs, Audofleda. Seine beiden Töchter aus erster Ehe, Ostrogotha und Thiudigotha, erhielten der burgundische Thronfolger Sigismund und der Westgotenkönig Alarich II. Außerdem heiratete seine Schwester Amalafriada den Wandalenkönig Thrasamund.

Dem Ehe- und Bündnissystem war aber kein Erfolg beschieden. 507 zogen die Franken gegen die Westgoten ins Feld und schlugen sie in der Schlacht von Vouillé, wobei König Alarich II. ums Leben kam. Dies geschah so schnell, daß Theoderich seinen westgotischen Verwandten erst im folgenden Jahr zu Hilfe kommen konnte. Die Hilfe geschah in der etwas eigenwilligen Weise, daß Theoderich zwar von den Franken die Provence eroberte, sie aber nicht den Westgoten zurückgab, sondern sie seinem Reich eingliederte und einem eigenem *praefectus praetorio* unterstellte, der seinen Sitz in Arles hatte. Die Westgoten waren jetzt auf Spanien beschränkt, und für Alarichs unmündigen Sohn Amalarich führte Theoderich die Vormundschaft.

Insgesamt war die Situation dieser Auslandsgotinnen, wenn wir Theoderichs Töchter so nennen dürfen, durchaus unerfreulich, denn je nach den Machtverhältnissen waren sie entweder politische Aufpasser oder Geiseln. Am schlimmsten erging es Theoderichs Schwester Amalafriada, die im Zusammenhang mit dem Thronwechsel von Thrasamund zu Hilderich 525 umgebracht wurde. Theoderich bereitete sofort den Rachefeldzug vor, starb aber selbst noch vor seinem Beginn, und seine Nachfolger hatten im eigenen Land zu viel zu tun, als daß sie auf ein Abenteuer mit den Wandalen sich hätten einlassen können.

Das Verhältnis Theoderichs zu den Römern entwickelte sich dagegen etwa 3 Jahrzehnte lang sehr positiv. Das war keineswegs selbstverständlich, da die Goten der arianischen Konfession angehörten, während die Römer orthodox waren, wobei man statt orthodox auch athanasianisch oder katholisch sagen kann; gemeint ist dabei in jedem Fall diejenige Glaubensrichtung, die sich im Mittelalter in Europa allgemein durchgesetzt hat. Es ist nun so, daß die germanischen Stämme, die zum Christentum übertraten, das arianische

Bekennnis angenommen hatten – mithin auch die Ostgoten in Italien. Einzig die Franken, die noch als Heiden nach Gallien kamen und erst dort bekehrt wurden, wurden sofort katholisch.

Die Konfession bildete also eine scharfe Trennungslinie zwischen den Goten und der römischen Bevölkerung. Theoderich war dies nicht unlieb, da er ja auch sonst Goten und Römer streng getrennt hielt. Andererseits bedeutete die orthodoxe Konfession eine natürliche Koalition zwischen den römischen Bewohnern Italiens und dem Kaiserhof in Byzanz, die durchaus gefährlich werden konnte. Sie kam aber nicht zum Tragen, da gerade damals zwischen Rom und Byzanz ein innerkatholisches Schisma herrschte, nachdem der Patriarch von Konstantinopel, Akakios, von einer römischen Synode exkommuniziert worden war.

Schließlich kam es in Rom selbst zu einer zwiespältigen Bischofswahl, aus der der Römer Laurentius und der Sarde Symmachus hervorgingen. Beide wurden am 22. November 498 zum Bischof geweiht, und zwar Laurentius in der Liberiusbasilika, der späteren S. Maria Maggiore, und Symmachus im Lateran. Die Doppelwahl führte zu blutigen Unruhen in Rom, und so mußte der katholische Klerus den arianischen König um eine Entscheidung angehen. Diese fiel nach streng unparteiischer Prüfung zugunsten des Symmachus als dem Kandidaten der Mehrheit aus.

Die Ruhe war aber nur von kurzer Dauer, denn Symmachus fand sich schon 501 wegen verschiedener Vergehen, auch hinsichtlich seines Lebenswandels, bei Theoderich verklagt. Theoderich berief daraufhin eine Synode nach Rom ein, die im Sommer 502 dort zusammentrat. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und als Symmachus sogar auf dem Weg zum Tagungsort der Synode überfallen wurde und sich nur mit Mühe in die Peterskirche retten konnte, lehnte er es ab, noch einmal dort zu erscheinen. Daraufhin weigerte sich die Synode, den Prozeß fortzusetzen, und erklärte, sie überlasse Gott selbst das Urteil; ohnehin dürfe ja niemand über den Papst zu Gericht sitzen. Symmachus wurde also *de facto* freigesprochen; allerdings lehnten über ein Drittel der Teilnehmer es ab, den Beschluß zu unterschreiben.

Das Schisma war aber noch nicht zu Ende, denn nun kehrte Laurentius als Gegenbischof nach Rom zurück und fand so viel Anerkennung, daß Symmachus auf die Peterskirche beschränkt war und sich dort notgedrungen einen Bischofspalast bauen mußte – die Anfänge des Vatikans. Schließlich griff Theoderich erneut zugunsten des Symmachus ein, der sich nun 507 endgültig durchsetzen konnte, während Laurentius bis zu seinem Tode ein erbauliches Leben in der Zurückgezogenheit führte. Mit dem Nachfolger des Symmachus, Papst Hormisdas, hat Theoderich dann gut zusammengearbeitet.

Das positive Verhältnis Theoderichs zu den Römern, die auch zu schätzen wußten, daß er den Goten keinerlei Übergriffe gestattete, schlug sich auch in seinem Besuch in Rom im Jahre 500 nieder. Vom Papst feierlich wie ein Kaiser empfangen, besuchte er als erstes das Petrusgrab im Vatikan und erfreute dann die Römer durch Brot und Spiele. Bei der Nominierung der Konsuln berücksichtigte er in wohlausgewogenem Proporz die römischen Adelsgeschlechter.

Das Konsulat war damals nur noch ein reines Ehrenamt, das seinem Inhaber das Vergnügen eines feierlichen Amtsantritts, des *processus consularis*, und den Vorsitz bei mehreren Zirkusspielen einbrachte, die er allerdings selbst zu finanzieren hatte: römische Ehren waren teuer ... Beim Amtsantritt des Konsuls wurde eine Lobrede auf den Herrscher gehalten: diese Panegyriken enthalten, bei entsprechender quellenkritischer Vorsicht, durchaus wichtige historische Nachrichten.

Die drei Jahrzehnte der Regierung Theoderichs mit ihrem inneren Frieden in Italien ermöglichten eine letzte Blüte der antiken Kultur. Die literarischen Zeugnisse zeigen dabei eine gewisse Neigung zur Enzyklopädie, also zur lexikonmäßigen Zusammenfassung des Wissensstoffes. Kaiserliche Ausmaße erreichte die Bautätigkeit. In Rom wurden die antiken Bauten letztmals restauriert, wobei Theoderich übrigens an Leistungen Odowakars anknüpfen konnte. Im Einzelnen wurden beispielsweise das Pompeiustheater, das Colosseum, der Kaiserpalast auf dem Palatin und die *curia senatus* erneuert, ebenso die Wasserleitungen und auch die Stadtmauern. Es sind Ziegel gefunden worden, die den Stempel tragen: *regi domino Theoderico felix Roma* – "dem Herrn und König Theoderich das glückliche Rom". In Ravenna sorgte er ebenfalls für Stadtmauern und Wasserleitungen.

Vor allem aber ist hier über die Kirchenbauten in Ravenna zu berichten. Aus der Zeit Theoderichs selbst stammt seine Hofkirche, die im Zusammenhang mit einem ebenfalls von ihm erbauten großen Palast stand. Nach dem Untergang der Gotenherrschaft wurde die Hofkirche unter Erzbischof Agnello vom arianischen in den katholischen Kultus übernommen; gleichzeitig wurde ihr Patrozinium auf den hl. Martin von Tours, den Ketzerbekämpfer, geändert. Sie hieß nun S. Martino in Ciel d'Oro (St. Martin im Goldenen Himmel). Im 9. Jahrhundert wurde sie schließlich dem Ravennater Stadtheiligen Sankt Apollinaris geweiht und, da es bereits eine ältere Apollinariskirche in Ravenna gab, S. Apollinare Nuovo genannt; dieser Name ist ihr bis heute geblieben. Theoderichs Palast, an den die Kirche seinerzeit angebaut war, ist seither verschwunden, aber in der Kirche ist er im Mosaik abgebildet, und zwar auf der rechten Wand des Langhauses. Auf der gegenüberliegenden Wand ist Classe, die Hafenstadt Ravennas, dargestellt. Die Mosaiken sind bei der Katholisierung der Kirche verändert worden: wahrscheinlich war nicht nur Theoderichs Palast, sondern auch er selbst und sein Hofstaat abgebildet. Diese Figuren wurden beseitigt, wobei man gelegentlich eine Hand oder einen Fuß übersehen hat, und durch geknotete Vorhänge sowie durch je einen Zug von Märtyrern und Jungfrauen ersetzt.

Theoderich stand diesen kulturellen Aktivitäten sicher mit Interesse gegenüber; immerhin war er ja 10 Jahre lang in Byzanz erzogen worden. Auch ließ er seiner Tochter Amalasintha eine klassisch-antike Bildung erteilen. Selbstverständlich konnte er lesen und schreiben. Die boshafte Anekdote, er habe sich für die Unterschrift der Urkunden einer Schablone bedienen müssen, bezieht sich ursprünglich gar nicht auf ihn, sondern auf den byzantinischen Kaiser Justinus.

Aber auch das Verhältnis Theoderichs zu den Römern nahm zuletzt einen schlechten Ausgang. 518 starb in Byzanz Kaiser Anastasius. Es kam zu einem Dynastiewechsel, und der neue Kaiser Justinus - eben der, der nicht schreiben konnte - beendete auch das Schisma mit Rom. Damit stellte sich das wieder her, was ich vorhin als natürliche Koalition von Byzanz und Rom gegen die arianischen Goten bezeichnet habe. Es kam zu einem Briefwechsel zwischen dem Kaiser und etlichen Senatoren, der Theoderich im Rahmen eines Intrigenspiels als verräterisch dargestellt wurde. Zunächst richtete sich der Verdacht 523 gegen einen gewissen Albinus. Und nun unternahm der damalige *magister officiorum*, Boethius, den unklugen und ungeschickten Versuch, Albinus dadurch zu retten, daß er erklärte, der ganze Senat stehe hinter ihm. Dadurch zog Boethius den Verdacht auf sich selbst, und der Senat ließ sich herbei, ihn schuldig zu sprechen. Es folgte das Todesurteil und im Spätsommer 524 seine Hinrichtung.

Der Umstand, daß Boethius mutmaßlich unschuldig hingerichtet wurde und daß dies durch den arianischen König im Zusammenhang mit einer Sache geschah, die den katholischen Glauben betraf, ließ Boethius der Nachwelt als Märtyrer erscheinen; sein Grab befindet sich in Pavia in der Kirche S. Pietro in Ciel d'Oro, und dort ist auch kirchlicherseits ein entsprechender Kult erlaubt. Als Märtyrer erscheint Boethius auch bei Dante im 10. Gesang des *Paradiso*, Vers 124ff

Trotz seiner begrenzten Lebenszeit hat Boethius neben seiner politischen Tätigkeit ein umfangreiches literarisches Werk hinterlassen. Am bekanntesten ist die Schrift, die er im Gefängnis kurz vor seinem Tode verfaßt hat: *de consolatione philosophiae* (der Trost der Philosophie). In dieser Schrift setzt er sich in christlichem Geiste, aber unter ausschließlicher Verwendung der philosophischen Terminologie der heidnischen Antike mit seinem Schicksal auseinander. Das Ganze ist ein Dialog zwischen ihm und einer Dame, die ihn im Gefängnis besucht, eben der Philosophie; zwischen den Prosa-Dialog sind eine Reihe von Gedichten eingeschoben. *De consolatione philosophiae* ist im Mittelalter kommentiert und zitiert worden wie die Bibel, so z.B. im 9. Jahrhundert von Remigius von Auxerre, dann von Abälard, von Wilhelm von Conches und im 14. Jahrhundert von dem englischen Dominikaner Nikolaus von Treveth. Noch eindrucksvoller ist die Reihe der Übersetzungen in Volkssprachen: ins Altenglische durch König Alfred im 9. Jahrhundert, ins Althochdeutsche durch Notker Labeo im 10. Jahrhundert, ins Französische durch Jean de Meun im 13. Jahrhundert, ins Griechische durch Maximos Planudes ebenfalls im 13. Jahrhundert, ins Mittelenglische durch Geoffrey Chaucer und durch Königin Elisabeth I.

Nach dieser Abschweifung in die Literatur- und Geistesgeschichte kommen wir jetzt zum Tode Theoderichs. Ihm ging eine nochmalige, dramatische Verschärfung des Verhältnisses zu den Römern und der katholischen Kirche voraus. Nachdem Kaiser Justinus seine Beziehungen zu Rom normalisiert hatte, ging er daran, die arianische Konfession in seinem Reich zu unterdrücken; es kam dabei zur Beschlagnahme von Kirchen und zu Zwangskonversionen.

Theoderich sandte daraufhin eine Gesandtschaft nach Byzanz, die die Rücknahme dieser Maßnahmen bewirken sollte.

Die Leitung dieser Gesandtschaft mußte gegen seinen Willen der Nachfolger des Hormisdas, Papst Johannes I., übernehmen. Johannes I. erreichte in der Sache selbstverständlich nichts, aber er wurde von Justinus mit ausgesuchten Ehren und aufwendigstem Zeremoniell empfangen. Ein Neffe des Kaisers holte ihn viele Meilen vor der Stadt ein, und den Höhepunkt des Aufenthaltes bildete eine von Johannes vorgenommene Festkrönung des Kaisers in der Hagia Sophia. Es war übrigens der erste Aufenthalt eines Papstes in Konstantinopel. Bei der Rückkehr nach Italien fand Johannes begreiflicherweise einen höchst unfreundlichen Empfang: Theoderich witterte auch hier Verrat und ließ den Papst ins Gefängnis werfen. Zum Prozeß kam es aber nicht mehr, da Johannes kurz darauf starb.

Bald folgte ihm auch Theoderich selbst nach, am 30. August 526. Prokop berichtet darüber folgendermaßen: "Wenige Tage nach der Hinrichtung des Symmachus setzten ihm die Diener den Kopf eines großen Fisches zum Mahle vor. Da war es ihm, als sei dies das Haupt des eben erst getöteten Symmachus: mit seinen in die Unterlippe eingebissenen Zähnen und starr und wild auf ihn gerichteten Augen erschien er Theoderich furchtbar drohend. Das gräßliche Gesicht erfüllte ihn mit Schrecken; er bekam Schüttelfrost und mußte sich eilends in sein Schlafgemach zurückziehen, wo er, in viele Decken eingehüllt, Ruhe suchte. Hierauf berichtete er seinem Leibarzt Elpidius den ganzen Vorfall und beklagte das Unrecht, das er Symmachus und Boethius zugefügt hatte. Nachdem er seinen Fehler bitter beklagt und bereut hatte, verschied er kurz darauf. Dies war die erste und letzte Untat gegen seine Untertanen; denn nicht wie sonst hatte er eine sorgfältige Untersuchung durchgeführt und erst dann das Urteil gegen die beiden Männer gefällt."

Als tödliche Krankheit wird in anderen Quellen die Ruhr angegeben, nicht von ungefähr, da auch der Erzketzer Arius an der Ruhr gestorben sein soll, so daß der häretische König und der Häresiarch in der Todesart einander angeglichen erscheinen. Sein Weg führte unmittelbar ins Höllenfeuer, wie uns Papst Gregor der Große berichtet. In seinen *Dialogi* dreht sich im 4. Buch das Gespräch um die Frage, ob das Höllenfeuer körperlich oder unkörperlich sei und ob die Seelen der Verdammten auch schon vor der Auferstehung des Fleisches am Jüngsten Tage von körperlichem Höllenfeuer gepeinigt werden könnten.

Zu diesem Thema bringt Gregor dann folgende Wundererzählung: "Julianus, der zweite Defensor dieser Römischen Kirche, der ich nach Gottes Willen diene, der vor fast sieben Jahren gestorben ist, hat mir einmal Folgendes erzählt: 'Zur Zeit des Königs Theoderich kam der Vater meines Schwiegersohns gerade nach Italien zurück, als sein Schiff auf der Insel Lipari an Land geworfen wurde.' " Dort besucht er dann während der Reparaturarbeiten am Schiff einen heiligmäßigen Einsiedler, der ihm "unter anderem folgendes sagte: 'Wißt ihr, daß König Theoderich gestorben ist?' [...] Sie antworteten ihm sofort: 'Das sei ferne! Wir haben ihn lebend verlassen, und keine solche Nachricht über ihn ist uns bis jetzt bekannt gewor-

den.' Worauf der Diener Gottes aber beharrte: 'Und doch ist er gestorben. Denn gestern um die neunte Stunde ist er ohne Kleider und Schuhe mit gebundenen Händen von Papst Johannes und dem Patrizier Symmachus herbeigeführt und in diesen hohen Vulkankrater geworfen worden.'" Die Zeitangabe erweist sich bei Nachprüfung als richtig. Dann heißt es: "Und weil Theoderich den Papst Johannes durch Mißhandlung im Gefängnis getötet und auch den Patrizier Symmachus mit dem Schwert umgebracht hatte, schien er zu Recht von denen ins Feuer geworfen zu werden, die er in diesem Leben ungerecht verurteilt hatte."

Also auch hier wird der Tod Theoderichs als göttliches Strafgericht wegen des Justizmordes an Symmachus dargestellt. Auf Gregors Erzählung beruft sich auch Otto von Freising; er sieht in ihr auch die Quelle einer anderen Variante von Theoderichs Tod, daß er nämlich auf ein ihm unbekanntes schwarzes Pferd gestiegen sei, das ihn dann geradewegs in die Hölle geführt habe.

Begraben liegt Theoderich in seinem Mausoleum ein wenig nördlich von Ravenna, einem Rundbau nach dem Vorbild des Hadriangrabes in Rom (besser bekannt unter dem Namen Engelsburg), allerdings in wesentlich kleineren Dimensionen. Die Stelle einer Kuppel nimmt eine riesige monolithische Steinplatte ein. Die Steinplatte zeigt einige Risse, an die sich eine andere Version von Theoderichs Tod knüpft, die zwar ziemlich lächerlich ist, aber doch zeigt, wie sehr er durch die letzten Ereignisse seines Lebens als Häretiker in Erinnerung geblieben ist. Demnach hatte Theoderich furchtbare Angst vor Gewittern und suchte dann regelmäßig unter jener großen Steinplatte Schutz, aber vergeblich, denn eines Tages, eben am 30. August 526, spaltete ein Blitz die Platte und verbrannte den ketzerischen König zu Asche. Ungeachtet dessen wird im Spätmittelalter unter den Reliquien der Kirche von Pavia auch der Körper des Königs Theoderich ausgeführt.

Tatsächlich war das Grab beim Tode Theoderichs noch gar nicht fertig. Bestattet wurde Theoderich in einer Wanne aus Porphyr; eigentlich hätte es ein Porphyrsarg sein sollen, aber solche Säрге konnte man damals nicht mehr herstellen, ältere Säрге standen nicht mehr zur Verfügung, und so mußte man sich mit der Wanne begnügen. Im Zuge der Vertreibung der Arianer wurde der Leichnam aus dem Grab entfernt und die ganze Anlage in ein Kloster umgewandelt. Die Deckplatte hat übrigens einen Durchmesser von ca. 11 m, eine Höhe von ca. 3 m und wiegt über 230 t.

Ein letztes Mal griff Theoderich 1197 in die Politik ein, "als Otto IV. und Philipp von Schwaben um die Krone stritten. Auf schwarzem Roß als riesiges Gespenst in Menschengestalt erschien er Spaziergängern an der Mosel, nannte sich Dietrich weiland König von Bern und weissagte nahes Unglück und Elend über das ganze Römische Reich."

6. KAPITEL: DER STREIT DER MEROWINGISCHEN KÖNIGINNEN: FREDE- GUNDE VERSUS BRUNICHILDE

VOR EINER VESPERZÎTE huob sih grôz ungemach
Daz von manigen recken ûf dem hove geschach.

Mit diesen Worten beginnt die 14. *âventiure* des Nibelungenliedes, die überschrieben ist: *Wie die küneginne einander schulden*. "Schulden" kommt dabei von "schelten", aber es bedeutet mehr als nur sich anpflaumen oder jemandem Vorwürfe machen, sondern ist ein juristischer Ausdruck. Wir kennen es heute noch in "Urteilsschelte". Man müßte also eigentlich unpoetisch, aber rechtlich korrekt übersetzen: "Wie die Königinnen juristisch aneinander gerieten."

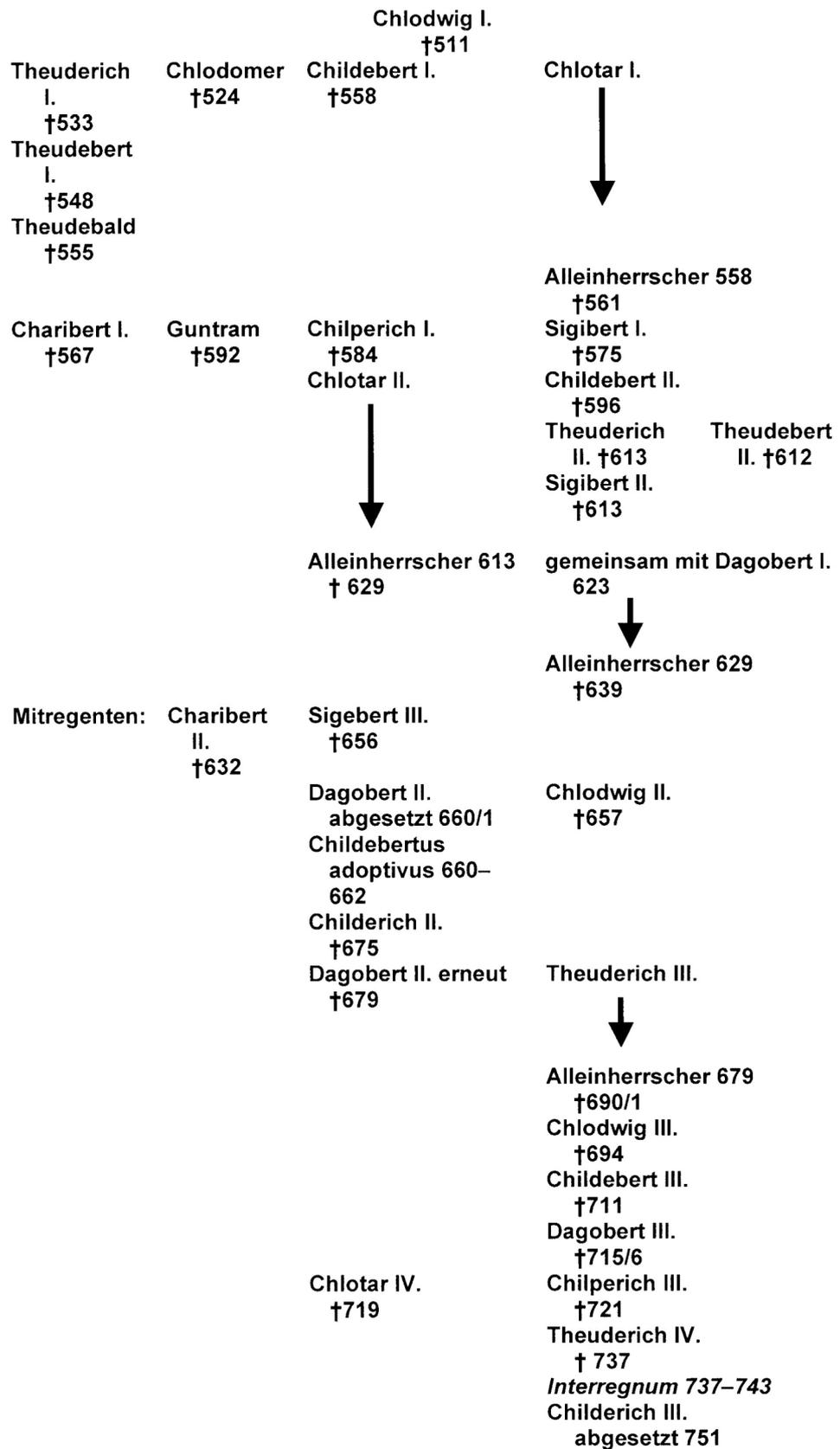
Es geht um das wechselseitige rechtliche Verhältnis der beiden Protagonistinnen, Brünhild und Kriemhild, das hier – optisch wirksam inszeniert, aber es typisch für die mittelalterliche Praxis, Rechtsverhältnisse optisch darzustellen – das hier also in der Frage gipfelt, wer beim Betreten des Wormser Münsters den Vortritt hat. Brünhild beansprucht ihn, aber Kriemhild erzwingt ihn für sich. Die Folgen sind, so in Vers 3504: *von zweier vrouwen bâgen wart vil manic helt verlorn*. Auf diesen Verlauf sind wir übrigens schon in der ersten *âventiure* eingestimmt worden; Vers 8: *dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp*, und noch deutlicher Vers 24: *si sturben sît jaemerlîche von zweier edelen frowen nît*. Die *Détails* und Hintergründe haben wir schon im 1. Kapitel erörtert; ich muß sie hier nicht wiederholen, auch nicht den Hinweis, daß ursächlich für den Streit der Betrug der Männer war.

Dieser Streit hat ein historisches Vorbild, den Konflikt der beiden merowingischen Königinnen Brunichilde und Fredegunde im später 6. Jahrhundert. Es handelt sich dabei um die Gemahlinnen der beiden Könige Sigiberts I. und Chilperichs I. in der dritten Generation der Merowingerkönige, also der Enkel des Dynastiegründers Chlodwig. Ich darf einschieben, daß die Franzosen die Merowinger bereits als französische Könige zählen, so daß es im Verlauf der Geschichte fünf französische Dynastien – oder, wie man sagt: *racés* – gibt:

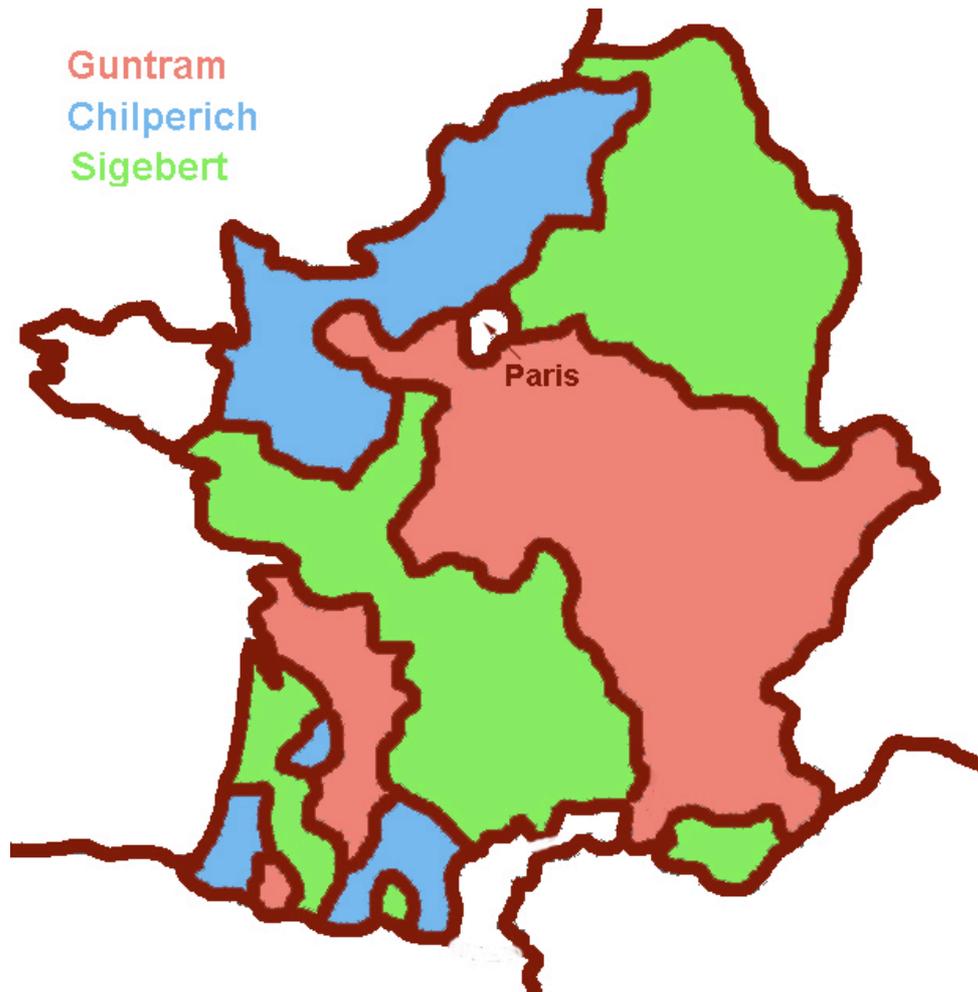
1 ^{ère} race:	Méovingiens (481–751)
2 ^{ème} race:	Carolingiens (751–987)
3 ^{ème} race:	Capétiens (987–1328)
4 ^{ème} race:	Valois (1328–1589)
5 ^{ème} race:	Bourbon (1589–1848)

Aus deutscher Sicht kann man allerdings **vor** der Mitte des 9. Jahrhunderts, unter Karl dem Kahlen, nicht von Frankreich sprechen, sondern allenfalls vom Frankenreich.

Bis zu der Zeit, mit der wir uns zu befassen haben, ist das Frankenreich schon einmal unter den Söhnen Chlodwigs geteilt, aber unter Chlotar I. wiedervereinigt worden; das kam auch noch später vor, wie folgende Gesamtübersicht über die Genealogie der Merowinger zeigt:



Uns interessieren hier die Söhne Chlotars I., von denen einer, Charibert I., aber schon bald wegfällt, so daß es die übrigen drei sind, die 567 das Reich wie folgt aufteilen:



Paris als Zentrum des Reiches bleibt neutral. Man muß dazu noch wissen, daß solche Teilungen weniger nach geographischen Gesichtspunkten erfolgten, sondern so, daß alle Beteiligten möglichst gleiche Einkünfte aus ihren Territorien beziehen konnten. Natürlich fühlt sich jeder einzelne bei der Teilung benachteiligt, so daß es zu ständigen Auseinandersetzungen kommt, die in der Regel durch Bruderkriege ausgetragen werden. Das heißt aber bei drei Kampfahnen, daß immer zwei sich gegen den Dritten verbünden – in ständig wechselnden Kombinationen.

Der vierte Eckpunkt dieses unfriedlichen Dreiecks ist Spanien, wo die Westgoten herrschen, die sich zunächst in Südfrankreich niedergelassen hatten, dann aber von Chlodwig 509 in der Schlacht von Vouillé besiegt und über die Pyrenäen abgedrängt worden waren. Daraus erklärt sich wohl auch die verwirrende Teilungsoptik in den südlichen, d.h. erst später zugewachsenen Gebieten, die aber finanziell durch ihre Verbindungen mit dem Mittelmeer besonders interessant waren. Spanien war aber auch ein potentieller Bündnispartner in den inneren Auseinandersetzungen.

Das muß man im Gedächtnis behalten, wenn man hört, daß der jüngste der drei Brüder, Sigibert, 566 die spanische Königstochter Brunichilde zur Frau nahm. Sie war die jüngere von zwei Töchtern, und eigentlich war zunächst an die ältere Schwester gedacht, aber der Brautwerber entschied sich am Ort für die jüngere Variante.

Aus der Ehe, in der offenbar Brunichilde die intellektuelle Seite vertrat, ging 570 ein Sohn Childebert hervor.

Venantius Fortunatus schildert die Eheschließung als ausgesprochenen Glücksfall und lobt Brunichilde in den höchsten Tönen (MGH AA IV,1 S. 128 Vers 116–119 und S. 130 Vers 35–38):

*Nil óbstat amántibus úmquam,
Quos iungí divína volúnt. Quis créderet aútem
Hispanám tibimét dominám, Germánia, násci,
Quae duo régna iugó pretiósa connéxuit úno?*

(Nichts steht den Liebenden entgegen, die Gott vereinen will. Aber wer hätte geglaubt, daß aus Spanien dir, Germanien, eine Herrin geboren würde, die zwei kostbare Reiche unter einer Herrschaft vereinigen würde?)

Oder etwas später, jetzt Sigibert anredend:

*Rex pie, réginaé tantó de lúmíne gaúde:
Adquaesíta bis ést, quaé tibi núpta semél,
Pulchra, modésta, decéns, sollérs et gráta, benígna,
Ingenió, vultú, nóbilítate poténs.*

(Frommer König, freue dich an einem so großen Licht der Königin: zweifach ausgezeichnet ist sie, die du jetzt einmal heiratest. Sie ist schön, bescheiden, zurückhaltend, eifrig und gütig, hervorragend an Geist, Aussehen und edler Herkunft.)

Ein Jahr nach Brunichilde wurde auch ihre ältere Schwester Galaswintha ins Frankenreich geholt, als Gattin für Sigiberts älteren Bruder Chilperich. Und damit beginnen die Probleme. Chilperich war ein etwas eigenwilliger Charakter. Auf der einen Seite war er gebildet und kultiviert; so berichtet etwa Gregor von Tours, daß der König drei neue Buchstaben erfand, um die germanischen Wörter und Namen besser schreiben zu können (Buch V Kap. 44): "Der König verfaßte auch lateinische Bücher in Versen, nach Art des Sedulius; aber diese Verschen genügen in keiner Weise den Regeln der Metrik. Er fügte auch unserem Alphabet neue Buchstaben hinzu, nämlich ein langes o, wie es die Griechen haben, ein ae, ein the und ein uui, die folgendermaßen aussehen sollten:

ω ae the uui
⊙ ψ Z A

Und er sandte Briefe in alle Städte seines Reiches, daß die Schüler so unterrichtet und die früher geschriebenen Bücher mit dem Bimsstein abgeschabt und neu beschrieben werden sollten." Das Ganze dürfte aber wohl Theorie geblieben sein, auch wenn der Gedanke, die lateinische Schrift besser an die germanischen Sprache anzupassen, nicht so abwegig ist, wie der Bischof hier unnötig herablassend behauptet.

Weniger kultiviert waren die Eheverhältnisse des Königs. Er hatte eine erste Frau Audovera, von der er auch drei Kinder hatte,

die aber, als die zweite Ehe anstand, ins Kloster abgeschoben und später umgebracht wurde. Dann folgte also 567 die Ehe mit der Westgotin Galaswintha. Als diese am Hof Chilperichs eintraf, zeigte sich der Grund, aus dem im Jahr zuvor Brunichilde vorgezogen worden war: sie war dick und häßlich. Trotzdem hatte sie es nicht verdient, daß sie noch im Jahr der Eheschließung umgebracht wurde.

Die eigentliche Frau am Hof Chilperichs war nämlich Fredegunde, ursprünglich eine Dienerin Audoveras, die aber den König zu fesseln wußte. Fredegunde wurden im Laufe der Zeit alle vorfallenden politischen Morde zugeschrieben, angefangen mit denjenigen an ihren beiden Vorgängerinnen. Ihr Ziel war es natürlich, eines ihrer Kinder als Nachfolger Chilperichs auf dem Thron zu sehen. Sie und Brunichilde sind sich wohl einmal auch persönlich begegnet, aber die Königstochter Brunichilde dürfte Fredegunde, die sich im wörtlichen Sinne hochgeschlafen hatte, kaum eines Wortes gewürdigt haben.

An dieser Stelle noch einmal kurz der Hinweis auf das, was Sie bereits bemerkt haben, aber ich will sicher gehen, daß nichts durcheinander gerät: die Namen der beiden Königinnen sind im Vergleich zum Nibelungenlied vertauscht: Brunichilde entspricht der dortigen Kriemhilt, und Fredegunde ist Brünhild. Aber so ganz genau geht die Gleichung ohnehin nicht auf.

Der Mord an Galaswintha hatte politische Folgen und setzte eine Kette der Gewalt in Gang, die erst mit dem Untergang aller Beteiligten enden sollte – also tatsächlich wie im Nibelungenlied, wenn auch mit anderen Akzenten. Brunichilde verlangte nämlich Genugtuung für den Mord an ihrer Schwester bzw. tat dies ihr Ehemann Sigibert, aber zweifellos auf ihre Veranlassung. Der dritte Bruder, Guntram, fällte einen Schiedsspruch dahingehend, daß Brunichilde der Besitz, den Chilperich seiner ermordeten Frau als Morgengabe übertragen hatte, zugesprochen wurde; es handelte sich um Gebiete in der südfranzösischen Gemengelage. Das geschah auch, aber seitdem versuchten Chilperich und Fredegunde, die Entscheidung rückgängig zu machen, zogen aber im Bürgerkrieg gegen Sigibert immer mehr den Kürzeren – bis auch Sigibert 566 ermordet wurde. Sigibert entspricht recht gut dem Siegfried der Sage: der strahlende junge Held, der von der Bühne abtritt, ehe er sich durch politische Dummheiten kompromittieren kann.

Mit der Ermordung Sigiberts stellte sich für Brunichilde das Problem, ihr eigenes Königreich für ihren minderjährigen Sohn Childebert zu bewahren. Die Rechtslage war dabei nicht so eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es waren ja nicht drei Königreiche der drei Brüder, die unabhängig von einander bestanden, sondern die Brüder waren Teilherrscher in dem einen fränkischen Reich. Wenn einer der drei wegfiel, teilten sich die beiden anderen in seinen Anteil. So war es jedenfalls bisher immer geschehen, auch als der vierte der Brüder, Charibert, 567 gestorben war. Minderjährige Kinder des Verstorbenen wurden dabei stets übergangen und gewöhnlich auch ohne alle Skrupel physisch beseitigt. Klein-Childebert lief also nicht nur Gefahr, sein Erbe zu verlieren, sondern war auch ganz konkret in Lebensgefahr.

Daß es nicht so weit kam, ist wohl in erster Linie Brunichilde zuzuschreiben. Aber es spielte auch eine Rolle, ob der Adel des Landes die Selbständigkeit des Territoriums erhalten wollte, was aber nur dann der Fall war, wenn sich wenigstens Ansätze einer eigenen Identität entwickelt hatten. Insoweit war damals noch alles im Fluß; vierhundert Jahre später, als sich aus den Teilungen der Karolinger die noch heute bestehenden Staaten bildeten, so es schon anders aus.

Der Tod Sigiberts bedeutete aber auch, daß Brunichilde erst einmal in die Gefangenschaft ihrer Feindin Fredegunde geriet, die sie auf Dauer wohl nicht überlebt hätte. Aus dieser Haft kam sie aber auf eine höchst kuriose Weise frei, denn ein Sohn der Rivalin mit Namen Meroweich verliebte sich so heftig in seine Tante, daß er sie noch im selben Jahr heiratete. Dadurch entging sie der Haft; die Ehe fand aber eigentlich nicht statt, sondern der Jüngling wurde geächtet und beging schließlich Selbstmord – oder zumindest wurde das behauptet.

Der junge Childebert überlebte also und wuchs heran, während der Bürgerkrieg in ständig wechselnden Kombinationen weiterging. Jetzt müssen wir uns mit Eheverhältnissen des dritten Bruders, Guntram, beschäftigen, die nämlich nicht weniger merowingisch waren. Seine erste Frau hieß Veneranda, stammte also vielleicht aus der romanischen Bevölkerung; ein Sohn Gundebald wurde ermordet, bevor er erwachsen werden konnte. Es folgte Marketrude, deren Sohn ganz jung starb. Aus der dritten Ehe mit Austrogilda (auch Bobilla genannt) gingen zwei Söhne hervor, Chlotar und Chlodomir, die zwar das Erwachsenenalter erreichten, aber dann doch noch vor ihrem Vater starben. So stand Guntram am Ende trotz drei Ehen ohne Söhne da; deshalb adoptierte er schließlich Brunichildes Sohn Childebert. Dasselbe tat aus demselben Grund auch 580 der Weiberheld Chilperich: seine drei Söhne aus der ersten Ehe waren unter mehr oder weniger zweifelhaften Umständen bereits um Leben gekommen, und von den vier Söhnen mit Fredegunde (Chlodobert, Samson, Dagobert und Theuderich), von denen einzig Chlodobert überhaupt das Kleinkindalter überstand, war ebenfalls keiner mehr am Leben.

Die Geschichte ist aber damit keineswegs zu Ende, denn 584 war dieser Chilperich an der Reihe, ermordet zu werden; Fredegunde hatte kurz zuvor noch einen fünften Sohn von ihm zur Welt gebracht, Chlotar. Nun stand Fredegunde also vor demselben Problem wie 14 Jahre zuvor Brunichilde – nämlich ihrem unmündigen Kind das Erbe und das Leben zu bewahren –, nur war ihre Ausgangsposition wesentlich schlechter, denn sie war bei ihren Untertanen allgemein verhaßt. Tatsächlich war es dann allerdings gerade dieser Sohn Chlotar II., von dem alle späteren Merowinger abstammten, aber bis dahin passiert noch einiges. Zunächst aber unterwirft sich Fredegunde dem König Guntram und rettet so für sich und ihren Sohn die Königswürde, wenn auch das Gebiet, das ihr zugestanden wird, nur einen Bruchteil des früheren Herrschaftsgebietes Chilperichs umfaßt; außerdem mußte Fredegunde mit einem Massenauf-

gebot an Eideshelfern beschwören, daß es sich tatsächlich um einen Sohn Chilperichs handelte, was ihr aber gelang.

Guntram seinerseits hatte Probleme mit einem Prätendenten Gundowald, der sich als Nachkomme des vierten der Söhne Chlotars I., Charibert, ausgab oder es vielleicht auch wirklich war und von Byzanz unterstützt wurde. Dieser Gundowald hatte zunächst einige Erfolge, scheiterte dann aber doch und wurde umgebracht.

Brunichilde wurde, um auch etwas Erfreuliches zu berichten, 585 Großmutter. Das will sagen, daß ihr Sohn Childebert verheiratet wurde. Als Braut war zunächst Theudelinde "angedacht", eine bayrische, aber es wurde nichts daraus und die Dame heiratete den langobardischen König Authari. So machte sie in Italien eine zweifellos interessantere Karriere als unter einer dominierenden Schwiegermutter. Childebert verband sich stattdessen mit einer Unfreien namens Faileuba, die ihm zwei Söhne, Theuderich II. und Theudebert II., gebar. Theudebert erkrankte als kleines Kind schwer, wovon offenbar auch eine geistige Behinderung zurückblieb; die Franzosen nennen ihn Thibert le Simple, den "Einfältigen".

Am 28.11.587 wird in Andelot ein Vertrag zwischen Guntram und Childebert abgeschlossen, der dadurch bemerkenswert ist, daß unter den Ausstellern ausdrücklich auch Brunichilde genannt ist, gleichberechtigt neben den beiden Männern. Guntram stirbt schließlich 592, aber es gelingt Childebert, ihn wie geplant als Adoptivsohn zu beerben.

Als nächstes sterben im März 596 Childebert II. und Faileuba an ein und demselben Tag. Das sieht natürlich nach einer Vergiftung aus, und als Mörderin wurde selbstverständlich Fredegunde verdächtigt. Nun ist der Tod beider Ehegatten an ein und demselben Tag in der Tat verdächtig, aber wir müssen auch eine unbeabsichtigte Vergiftung durch verdorbene Lebensmittel in Betracht ziehen, von denen beide gegessen haben. Brunichilde ist aber durch den Tod ihres Sohnes wiederum in der verzweifeltsten Situation, die Vormundschaft über zwei unmündige Kinder führen zu müssen, jetzt ihre beiden Enkel, um diesen gegen Fredegunde die Königswürde zu sichern. Es kommt zu drei Schlachten zwischen den beiden Frauen, zweimal siegt Fredegunde, dann aber erleidet sie eine vernichtende Niederlage, und Brunichilde setzt sich durch.

Trotzdem ist Brunichildes Situation aber viel schlechter als vorher, denn zwei Könige bedeuten: Teilung des Reiches, und außerdem erwartet der Adel, daß diese Könige, so jung sie auch sein mögen, in ihrem Reichsteil residieren. Das heißt aber, daß die Großmutter immer nur auf einen von beiden persönlichen Einfluß ausüben kann. Besonders Theudebert – "le Simple" – erweist sich den Einflüsterungen des Adels als zugänglich, so daß es zu Konflikten zwischen ihm und Theuderich bzw. Brunichilde kommt. Fredegunde stirbt übrigens ein Jahr später, 597, so daß Brunichildes Konterpart nun deren Sohn Chlotar II. ist; wir werden noch sehen, wie er sich ihr gegenüber am Ende verhielt.

Die beiden Enkel Brunichildes wachsen heran, und es kommt tatsächlich zum Bruderkrieg zwischen Theudebert und Theuderich. 612 unterliegt der jüngere Theudebert seinem älteren Bruder in der

äußerst blutigen Schlacht von Tolbiac. Der jüngere überlebt zwar seine Niederlage, stirbt aber kurz danach; vielleicht wird er auch umgebracht, wir wissen es nicht genau. Theuderich wendet sich jetzt gegen Fredegundes Sohn Chlotar II., der mit Theudebert paktiert hatte, aber er stirbt seinerseits kurz danach.

Damit steht Brunichilde zum dritten Mal vor der Situation, daß sie für minderjährige Kinder die Regentschaft führen muß, jetzt für ihre vier Urenkel: Sigebert, 11 Jahre, Childebert, 10 Jahre, Corvus 9 Jahre und Meroweck 6 Jahre alt. Das bedeutet aber auch wieder: Teilung des Reiches. Überraschenderweise läßt sie aber nur den ältesten Urenkel zum König ausrufen. Ob sie damit die Unteilbarkeit des Reiches einführen will, bleibt im Lichte der folgenden Ereignisse offen. Es sei aber daran erinnert, daß sie ja aus dem westgotischen Spanien stammt, das grundsätzlich nicht geteilt wurde.

Und jetzt kommt der letzte Akt der Tragödie: Brunichilde will ebenfalls gegen Chlotar II. vorgehen, wird aber auf dem Schlachtfeld von ihrem obersten Hofbeamten, dem *maior domus* oder "Hausmeister" Warnachar verraten, der sich von Chlotar hat kaufen lassen. Von den vier Urkenkeln geraten drei sofort in die Gefangenschaft Chlotars, der zwei köpfen läßt und den dritten ins Kloster schickt. Letzteres geschieht in der typischen Weise, daß er "geschoren" wird, d.h. es werden ihm die charakteristischen langen Haare der Merowinger abgeschnitten; die Forschung ist sich uneins darüber, ob einem solchen abgesetzten Prinzen nur die Haare abgeschnitten werden oder ob er regelrecht skalpiert wird. Der vierte Sohn, der 10jährige Childebert, kann zunächst in einer spektakulären Flucht entkommen und lebt mehrere Jahre in einem Nonnenkloster versteckt, wird aber schließlich doch verraten und wohl auch beseitigt.

Auch Brunichilde kann zunächst fliehen, wird dann aber festgenommen und Chlotar II. ausgeliefert. Dieser entläßt seinen ganzen seit Jahren aufgestauten Haß auf sie, indem er sie – alles im selben Jahr 613 – drei Tage lang öffentlich foltern läßt, und als sie dann immer noch nicht sterben will, mit den Haaren an den Schwanz eines Pferdes binden und zu Tode schleifen läßt. Ihr Leichnam wird anschließend verbrannt. Brunichilde ist damals etwa 66 Jahre alt, also nach den Maßstäben der Zeit bereits eine uralte Frau.

So fassungslos uns dieser Grausamkeitsexzeß macht, müssen wir doch auch daran denken, daß es auch darum geht, die "innere Verworfenheit" einer Person äußerlich sichtbar zu machen.

Chlotar II. ist damit also Alleinherrscher des Frankenreichs geworden, wie vor ihm der Reichsgründer Chlodwig und sein Großvater Chlotar I. Seine Stellung ist derjenigen seiner Vorfahren aber nicht mehr zu vergleichen. Der Adel, insbesondere der verräterische Hausmeister Warnachar, der ihm auf den Thron verholfen hat, fordert seine Belohnung ein, die Chlotar in Form einer umfangreichen Privilegienerteilung gewähren muß. Von jetzt an beginnen die Hausmeister den König in die zweite Reihe zu schieben und die eigentliche Macht auszuüben; der zweite wichtige Adlige, der bei den Vorgängen seine Hand im Spiel hat, ist kein anderer als Arnulf, der Stammvater der Karolinger. Zwar kann Dagobert, der Sohn Chlotars, gegenüber dem Adel wieder Boden gutmachen, aber auch er muß seine erwachsen

werdenden Söhne als Mitregenten annehmen, was nach seinem Tode wieder zur Reichsteilung führt. Ich erwähne Dagobert auch deshalb weil sein Thron erhalten ist:

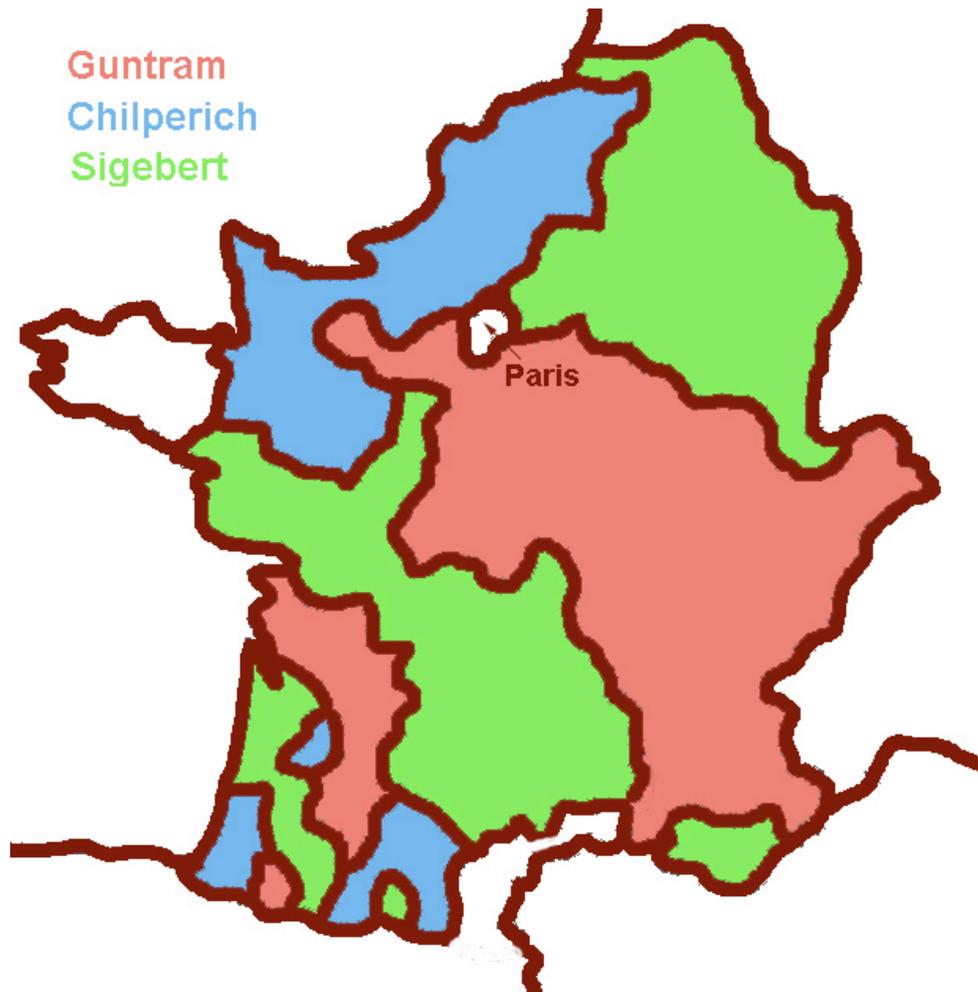


Es bleibt uns nach dem schockierenden Ende der Biographie Brunichildes noch die Aufgabe, ihre Person und ihre Leistung zu bewerten. Und das ist ziemlich schwer, weil die siegreiche Dynastie natürlich alles getan hat, ihr Andenken zu verdunkeln, und das in einer ohnehin sehr quellenarmen Zeit.

Ihnen ist sicher nicht entgangen, daß ich die Ereignisse weitgehend aus der Sicht der Brunichilde geschildert habe. Ich möchte Ihnen das Kapitel deshalb noch einmal vortragen, aber jetzt mit Fredegunde als Bezugspunkt, und dann hört es sich etwas anders an. Wir nehmen unseren Ausgangspunkt wieder bei den Enkeln des Dynastiegründers.

Der mittlere der drei, Chilperich, war zweifellos der intellektuellste Kopf unter ihnen. Er befaßte sich mit theologischen Fragen. So berichtet z.B. Gregor von Tours (VI, 5), wie er im Jahre 581 bei ihm zufällig mit einem Juden namens Priscus zusammentrifft; der König, der Priscus sehr gewogen ist, will die Gelegenheit nutzen und ihn taufen lassen. Der Jude aber weigert sich, und nun versuchen zuerst der König selbst, dann der Bischof ihn in einem längeren Streitgespräch zu überzeugen, wobei sie sich auf Zitate aus dem Alten Testament berufen, während Priscus eher rationalistisch argumentiert. Außerdem erfindet Chilperich drei neue Buchstaben für das lateinische Alphabet, um die germanischen Laute besser wiedergeben zu können. So etwas machen wir heute noch, denken Sie etwa an ö und ü, die in der klassischen Orthographie des Latein nicht vorkommen.

Politisch war Chilperich weniger versiert. Das sieht man schon daran, daß er bei der Reichsteilung zwischen den Brüdern offenbar zu kurz gekommen ist:



Seine Eheverhältnisse entsprachen dem merowingischen Standard, d.h. sie waren von den hochmittelalterlichen Vorstellungen von der sakramentalen unauflösbaren Eihe noch ein ganzes Stück entfernt. Er war verheiratet mit Audovera, einer wohl etwas naiven Dame, von der er drei Kinder hatte. Die dominierende Frau an seinem Hof war aber Fredegunde, ursprünglich eine Dienerin der Königin, die Chilperichs Aufmerksamkeit erregte und ihm geistig und körperlich offenbar mehr zu bieten hatte als Audovera; in späteren Jahren scheint er ihr geradezu sexuell hörig gewesen zu sein. Bei Chilperichs älterem Bruder Guntram sah es hinsichtlich der Eheverhältnisse ähnlich aus, aber der jüngere Bruder Sigebert verhielt sich anders: er ließ im Westgotenreich um die Hand einer spanischen Prinzessin werben, der intelligenten und schönen Brunichilde, die die große Feindin und politische Rivalin Fredegundes werden sollte.

Daraufhin wollte Chilperich hinter seinem Bruder nicht zurückstehen und ließ sich ebenfalls eine Braut aus Spanien kommen; Audovera wurde ins Kloster angeschoben und kam dort unter ungeklärten Umständen ums Leben. Galaswintha, so hieß die Prinzessin, war die ältere Schwester Brunichildes, ansonsten aber sehr verschieden von ihr: sie war dick und häßlich, also keine ernsthafte Konkurrentin Fredegundes in der Gunst des Königs. Noch im Jahr der Eheschließung bat sie selbst um die Auflösung der Verbindung und wollte nach Spanien zu ihrem Vater zurückkehren. Dazu kam es aber

nicht, denn eines Morgens fand man sie erdrosselt im Bett auf. Der Täter (oder die Täterin) ist bis heute unbekannt, aber Brunichilde verdächtigte Chilperich und Fredegunde des Mordes an ihrer Schwester und stachelte ihren Mann Sigebert zur Blutrache auf.

Schließlich brachte der dritte Bruder, Guntram, einen Kompromiß zustande: Brunichilde wurden als Entschädigung – man könnte auch sagen: als Wergeld – jene Gebiete in Südfrankreich zugesprochen, die Galaswintha von ihrem Vater als Mitgift mit in die Ehe bekommen hatte. Aber seitdem versuchten Chilperich und Fredegunde, die Entscheidung rückgängig zu machen, zogen aber im Bürgerkrieg gegen Sigibert immer mehr den Kürzeren – bis auch Sigibert 566 ermordet wurde. Erneut wurde Fredegunde verdächtigt, aber die Täterschaft ist bis heute ungeklärt. Fredegunde zog freilich den größten Vorteil aus dem Verbrechen, ja Brunichilde geriet sogar in ihre Gefangenschaft. Sie kam aber dadurch frei, daß ein Sohn Chilperichs aus dessen erster Ehe sich so sehr in seine Tante verliebte, daß er sie heimlich heiratete und so der Hand seiner Stiefmutter entzog. Der überdrehte junge Mann beging später Selbstmord.

584 wurde Chilperich ermordet. Seine Witwe Fredegunde stand also vor dem Problem, ihrem noch nicht einjährigen Sohn Chlotar das Erbe oder wenigstens das Leben zu bewahren, was ihr gelang, indem sie sich unter den Schutz des älteren Bruders ihres gestorbenen Mannes, Guntram, stellte. Eine Komplikation entstand aber dadurch, daß Chilperich, dessen frühere Söhne bereits tot waren und der daran zweifelte, ob er von Fredegunde noch Kinder erhalten würde, seinen Neffen Childebert, d.h. den Sohn Brunichildes, adoptiert und so zum Nachfolger bestimmt hatte. Childebert übernahm auch das Reich Chilperichs, aber Fredegunde gelang es mit Hilfe Guntrams, wenigstens einen kleinen, eher symbolischen Anteil für sich und ihr Kind zu behalten. 592 stirbt auch dieser Guntram, und Childebert kann vertragsgemäß auch dessen Reich übernehmen, aber das kleine Sonderreich für Fredegunde und Chlotar II. bleibt bestehen.

596 sterben an **einem** Tage Childebert und seine Gemahlin; selbstverständlich wird Fredegunde des Mordes verdächtigt, aber es ist auch ein natürlicher Tod etwa als Folge einer unbeabsichtigten Lebensmittelvergiftung denkbar. Fredegunde versucht allerdings, die Situation auszunutzen, und greift Brunichilde, die jetzt die Vormundschaft über ihre beiden Enkel übernimmt, militärisch an. Zweimal siegt sie, in der dritten entscheidenden Schlacht erleidet sie aber eine vernichtende Niederlage. So ist die Situation, als Fredegunde 597 stirbt. Sie erlebt es also nicht mehr, daß ihr Sohn Chlotar II. 613 die Urenkel ihrer Feindin Brunichilde besiegt und so zur Alleinherrschaft im Frankenreich gelangt.

Ich habe vorhin erwähnt, daß seit der Zeit Chlotars II. die Macht der Könige zurückgeht und der Aufstieg der Hausmeier zu einer quasiköniglichen Stellung beginnt, die dann im Staatsstreich Pippins III. 751 ihren Höhepunkt findet. Entsprechend wird auch bei der karolingischen Hausmeiern geteilt und wiedervereinigt, und es gibt auch eine Frau, die sich Brunichilde vergleichen läßt, nämlich Plectrudis, die Witwe Pippins II. (auch der Mittlere genannt), der 774

starb und einen minderjährigen Enkel Theudolt zurückließ. Für ihn versuchte Plectrudis, das Hausmeieramt zu bewahren. Deshalb ließ sie den erwachsenen Konkurrenten, einen unehelichen Sohn Pippins mit Namen Karl, gefangensetzen. Dieser konnte allerdings entfliehen, Anhänger sammeln und Plectrudis in einer Schlacht besiegen. Damit war er neuer Hausmeier, und Theudolt verschwand aus der Geschichte. Dieser Karl ist besser bekannt unter seinem Beinamen "Karl Martell"; sein Sohn ist dann jener Pippin III., der 751 selbst König wurde.

7. KAPITEL: DAS KÖNIGREICH DES ROTWEINS: BURGUND

WORAN DENKEN SIE, WENN Sie "Burgund" oder "Burgunder" hören? Ich nehme an, an Rotwein. Spätburgunder (Pinot noir), Schwarzriesling, St. Laurent – das sind die bekanntesten Rebsorten; die französische Weinbauregion Burgund umfaßt die Gebiete Chablis, Côte de Nuits, Côte de Beaune, Côte Chalonnaise und Mâconnais. Also berühmte Namen und hohe Qualität. Und warum auch nicht? *Vinum letificat cor hominis* (der Wein erfreut des Menschen Herz) heißt es schon in der Bibel in Psalm 103 Vers 15, und wir können aus medizinischer Sicht noch hinzufügen: *dosis facit venenum* (es ist das falsche Maß, durch das die Gabe zum Gift wird).

Geographisch ist Burgund heute eine der 22 Regionen Frankreichs:



Aber damit – und mit dem Wein – ergibt sich ein Problem: die Kriemhilt des Nibelungenliedes wächst in Burgund auf:

*Ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schoeners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen ...*

hören wir gleich in der 2. Strophe der 1. Äventiure. Und in der 6. Strophe heißt es:

Ze Wormse bî dem Rîne si wonten mi ir kraft ...

Nun wird in der Gegend von Worms auch guter Wein produziert, aber in Burgund liegt die Stadt sicher nicht, auch wenn sie von 1793 – 1814 einmal kurzfristig zu Frankreich gehört hat.

Dahinter stehen also historische Entwicklungen, die ja häufig dazu führen, daß sich Namen ändern und verlagern oder daß vergessene Bezeichnungen nach Jahrhunderten wieder auftauchen oder künstlich neu belebt werden. Ich erinnere an den Namen Preußen, der vom äußersten Zipfel der Ostsee seine Wanderung bis an den Niederrhein und nach Westfalen angetreten hat. Oder auch an das Herzogtum Sachsen, das bis zur Jahrtausendwende auf jenes

Gebiet westlich der Elbe beschränkt war, das heute – mit einem wiederbelebten Ausdruck – Niedersachsen heißt; in Leipzig oder Dresden wohnten ausschließlich Slawen, die nicht zum deutschen Reich gehörten.

So also auch in Burgund, wie gleich noch zu hören sein wird. Insgesamt können wir die burgundische Geschichte in vier Perioden einteilen:

1. das germanische Reich der Burgunder vom 4. bis zum 6. Jahrhundert;

2. das Königreich Burgund, das aus den spätkarolingischen Erbteilungen hervorging und im 11. Jahrhundert eines der drei Teilregna des römisch-deutschen Kaiserreichs wurde;

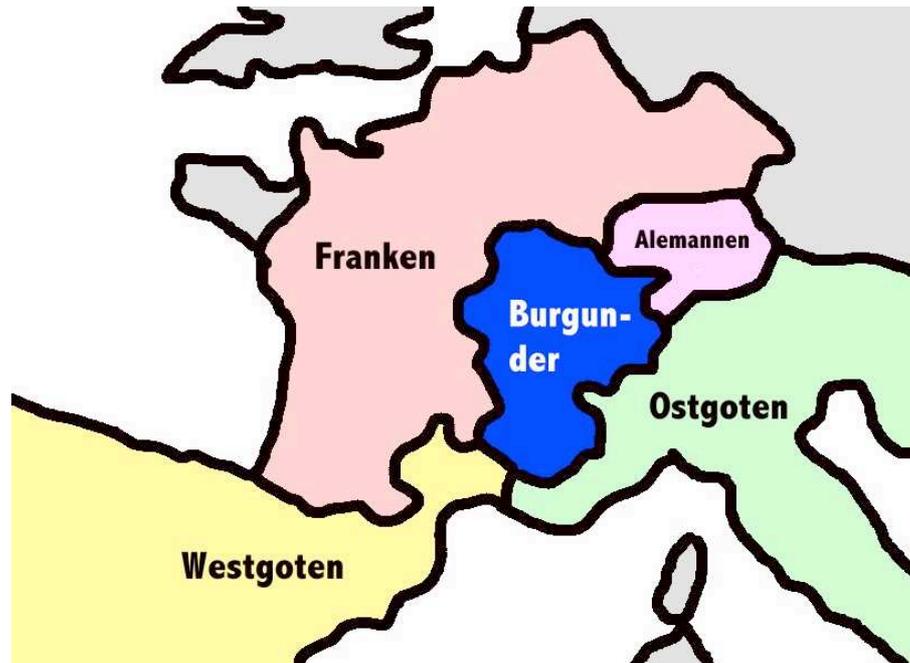
3. das Herzogtum Burgund, das sich ab dem 14. Jahrhundert zu einem bedeutenden Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland entwickelte, aber mit dem Tod Karls des Kühnen 1477 zusammenbrach;

4. das Herzogtum Burgund im Rahmen des absolutistischen und modernen französischen Staates.

Das **germanische Reich der Burgunder** ist ab dem 4. Jahrhundert in der Gegend um Worms faßbar, soweit die spärlichen Quellen ein Urteil erlauben. Diese Burgunder waren als Förderaten der Römer tätig, d.h. sie wurden gegen die Versorgung mit Land und Einkünften für Kriegszüge und die Verteidigung der römischen Grenze eingesetzt. Dieses Reich ging 437 unter dem Ansturm der Hunnen und evt. auch der Römer unter Aetius relativ spektakulär zugrunde; das Echo dieser Katastrophe bildet der zweite Teil des Nibelungenliedes. Genannt wird ein König Gundachar, der aber kurz vor der Schlacht gestorben sein soll, und ein Gislahar. Die Zahl der Gefallenen betrug angeblich 37464; davon können wir getrost eine Null (oder auch zwei Nullen) wegnehmen, schon im Vergleich mit anderen, größeren Germanenstämmen.

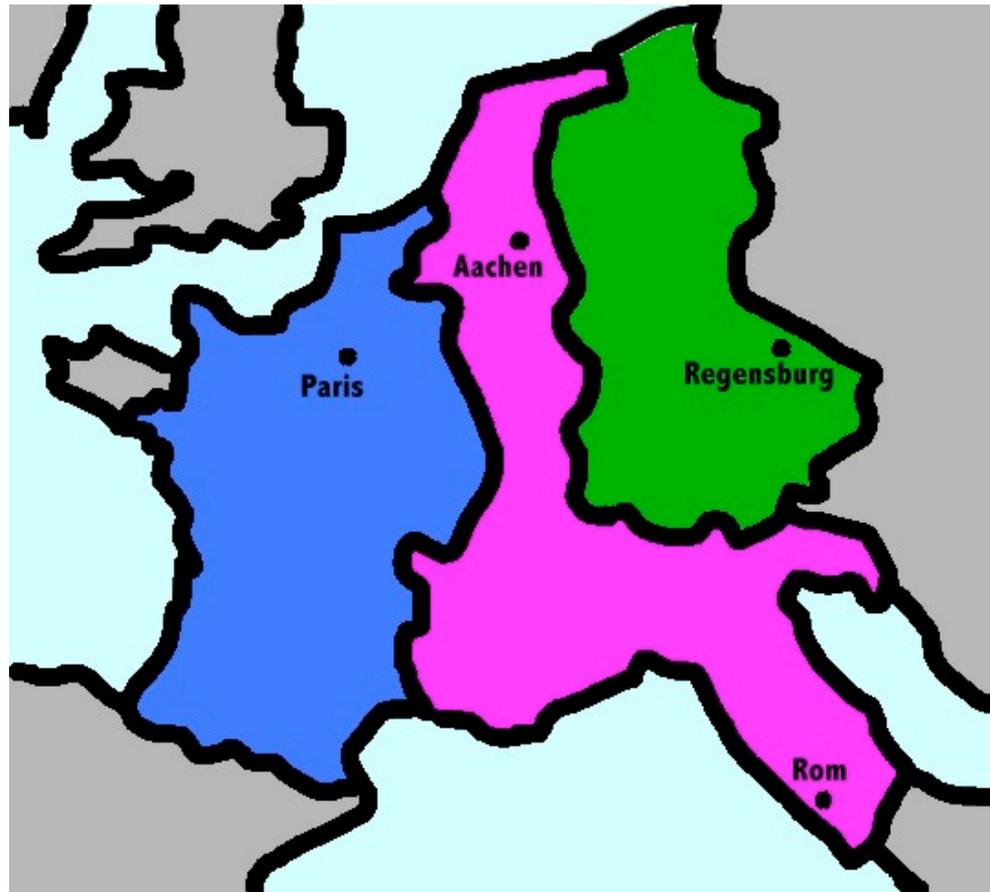
Die Katastrophe war aber nicht so vollständig, wie man gemeinhin glaubt, sondern ein Teil der Burgunder blieb übrig und wurde jetzt von den Römern weiter südlich, an der Rhône und in der heutigen Westschweiz eingesetzt. Jetzt ist auch einer Liste mehrerer Könige überliefert (Gundowech † 471, Godegisel † 501, Gundobad † 516, Sigismund † 523, Godemar † 534) und ebenso ihr germanisches Volksrecht, die *Lex Burgundionum*.

Dieses Reich konnte sich im Dreiecksverhältnis zwischen ihm selbst, den Frankenreich Chlodwigs und seiner Nachfolger und dem Westgotenreich in Südfrankreich und Spanien durch geschickte Bündnispolitik – will sagen: das Auspielen der beiden größeren Staaten gegen einander – halten und wurde auch vom Ostgotenkönig Theoderich dem Großen in Italien gestützt:



Als dieser Rückhalt mit dem Tode Theoderichs wegfiel, unterlag König Sigismund 523 den Franken und wurde dadurch umgebracht, daß man ihn mitsamt seiner Familie in einen tiefen Brunnen warf. Jedoch konnte der neue König Godemar die Franken 524 noch einmal besiegen, ehe er ihnen 533 endgültig unterlag. Damit fiel Burgund der Expansion der Merowinger zum Opfer und hörte zunächst einmal auf, als selbständiges Reich zu bestehen.

Aus den Erbteilungen der späten Karolinger entstand dann ein neues **Königreich Burgund**. Wie Sie wissen, teilten die Enkel Karls des Großen 843 in Vertrag von Verdun dessen Reich in drei Teile:



Den westlichen Teil, das spätere Frankreich, erhielt der jüngste Enkel, Karl der Kahle; den östlichen Teil, das spätere Deutschland, der mittlere Enkel Ludwig, der ein wenig anachronistisch Ludwig der Deutsche genannt wird. Der mittlere Teil fiel dem ältesten Enkel Lothar zu, der zugleich auch Kaiser war. Dieser mittlere Teil wird später noch einmal dreigeteilt, und zwar in das eigentliche Italien, das Gebiet an der Rhône und das Gebiet am Mittel- und Niederrhein. Am letzterem blieb der Name Lotharingien = Lothringen hängen. Das Gebiet an der Rhône ist aber das neue Königreich Burgund:

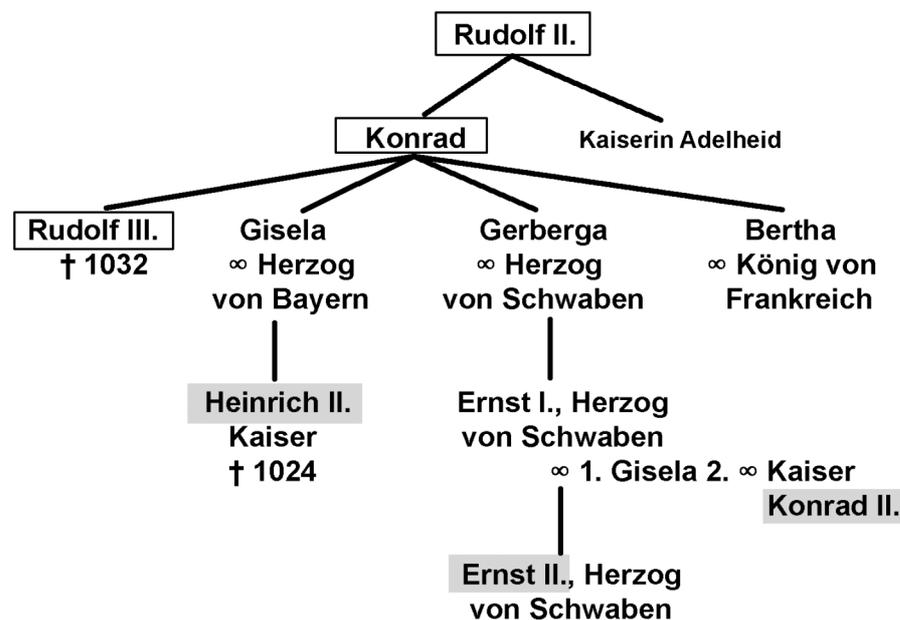


Westlich davon gibt es, wie Sie sehen, auch noch ein Herzogtum Burgund, das aber fest zu Frankreich gehört und vom französischen König gern an seine Söhne verliehen wird. Es wird später noch wichtig.

Das Königreich Burgund, das zwischendurch auch eine Weile geteilt wird in Hochburgund und Niederburgund, regieren also Könige, die aber in der Praxis gegenüber dem Feudaladel eine recht schwache Stellung haben. Der letzte in der direkten Reihe ist Rudolf III., dessen Tante beiläufig die Kaiserin Adelheid ist. Rudolf III. stirbt 1032, ohne einen Sohn oder überhaupt Kinder als Erben zu hinterlassen. Damit wird das Erbrecht seiner Schwestern aktuell; deren

gibt es drei: Gisela, verheiratet mit dem Herzog von Bayern; Gerberga, verheiratet mit dem Herzog von Schwaben; und Bertha, verheiratet mit dem König von Frankreich.

Das Erbproblem stellt sich also zugleich als die Frage dar, ob sich das Königreich Burgund an Deutschland oder an Frankreich anschließend würde. Deshalb hat Kaiser Heinrich II., der der Sohn der ältesten Schwester Gisela ist, vorgesorgt und sich beizeiten durch einen Vertrag mit Rudolf III. das Erbrecht gesichert. Er stirbt aber schon acht Jahre vor dem König von Burgund und hat selbst ja bekanntlich keine Erben. Deshalb tritt jetzt das Erbrecht der zweiten Schwester Gerberga ein (die französische Option spielt keine Rolle mehr):



Ansprüche erhebt Gerbergas Enkel, Herzog Ernst II. von Schwaben, aber er kann sich gegen seinen Stiefvater, Kaiser Konrad II., nicht durchsetzen, der sich als Nachfolger Kaiser Heinrichs II. im besseren Recht sieht; mehr dazu im nächsten Kapitel.

Von diesem Zeitpunkt an ist das Königreich Burgund mit dem deutschen Reich im Personalunion verbunden, und mehrere deutsche Könige, so Heinrich III., Friedrich Barbarossa und Karl IV., haben sich auf dem Weg zur Kaiserkrönung auch zum König von Burgund krönen lassen.

Nach dem Interregnum sinkt diese Personalunion zur Rechtsfiktion herab, die sich nur noch darin ausdrückt, daß der Erzbischof von Trier den Titel eines Erzkanzlers für Burgund führt. Das Reich Burgund zerfällt im Wesentlichen in vier Teilgebiete:



Von Süden nach Norden zunächst die Grafschaft Provence. Sie befindet sich schon seit der Zeit Kaiser Friedrichs II. in der Hand Karls von Anjou, des jüngeren Bruders Königs Ludwigs des Heiligen, der sie durch die Ehe mit einer Erbtochter erheiratet hat und es unterließ, sie vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, was dieser mit Stillschweigen überging. Karl von Anjou wird im 17. Kapitel noch seinen wenig schmeichelhaften Auftritt haben. Über ihn kam die Provence letztlich an Frankreich.

Auch die Dauphiné kam an Frankreich, und zwar ebenfalls über eine weibliche Erbschaft. Von ihr leitet sich der Brauch ab, daß der Thronfolger in Frankreich "Dauphin" heißt.

Die Grafschaft Venaissin war dagegen ein Außenposten des Kirchenstaates: der französische König Philipp III. hatte sie 1274 dem Papst geschenkt, die darin liegende Stadt Avignon hatte Clemens VI. 1348 durch Kauf erworben. In Avignon hatte bekanntlich von 1309 bis 1377 die päpstliche Kurie ihren Sitz.

Es folgt nördlich davon die Grafschaft (später das Herzogtum) Savoyen. Die Grafen haben die Rechte des Kaisers formal nicht bestritten, de facto waren sie aber vollkommen selbständig, mußten sich freilich immer wieder mit den Expansionsgelüsten Frankreichs auseinandersetzen. Zum Haus Savoyen gehörte dann im 17./18. Jahrhundert der berühmte Prinz Eugen. Im 19. Jahrhundert wurden sie dann im Rahmen des Risorgimento Könige von Italien.

Ganz im Norden liegt schließlich die Freigrafschaft Burgund, die also den kümmerlichen Rest des einstigen Königreichs bildete. Sie rührte jetzt vom deutschen König zu Lehen und wurde erst 1678 von Ludwig XIV. für Frankreich okkupiert. Die bekanntere französische Bezeichnung lautet Franche-Comté, was ja dasselbe bedeutet wie Freigrafschaft. Mit Ausnahme von Savoyen ist also bis zu diesem Datum das gesamte ehemalige Königreich Burgund an Frankreich gefallen.

Damit rückt jetzt das französische Herzogtum Burgund in den Vordergrund des Interesses. Die Herzöge stammen, wie schon angedeutet, aus einer Nebenlinie der französischen Könige, und zwar in zwei Dynastien. Die erste beginnt 1032 mit Robert I., dem zweitgeborenen Sohn König Roberts des Frommen, bis 1076. Von seinen Kindern regiert zunächst Hugo I., der aber 1079 ins Kloster geht und die Regierung dem jüngeren Bruder Odo I. überläßt († 1102); der Name Odo erscheint in Französischen unter der etwas gewöhnungsbedürftigen Form Eudes. Interessant sind noch zwei weitere Brüder Heinrich und Raimund, die ihr Glück außerhalb der Heimat suchten, nämlich auf der iberischen Halbinsel. Beide heirateten Töchter des kastilischen Königs Alfons' VI. und wurden so zu den Stammvätern der portugiesischen und späteren spanischen Könige.

Im Herzogtum Burgund liegen, was ich wenigstens erwähnen möchte, auch wenn wir auf Détails hier nicht eingehen können, zwei weltberühmte Klöster, die die Kirchengeschichte maßgebend beeinflusst haben: Cluny und Cîteaux:

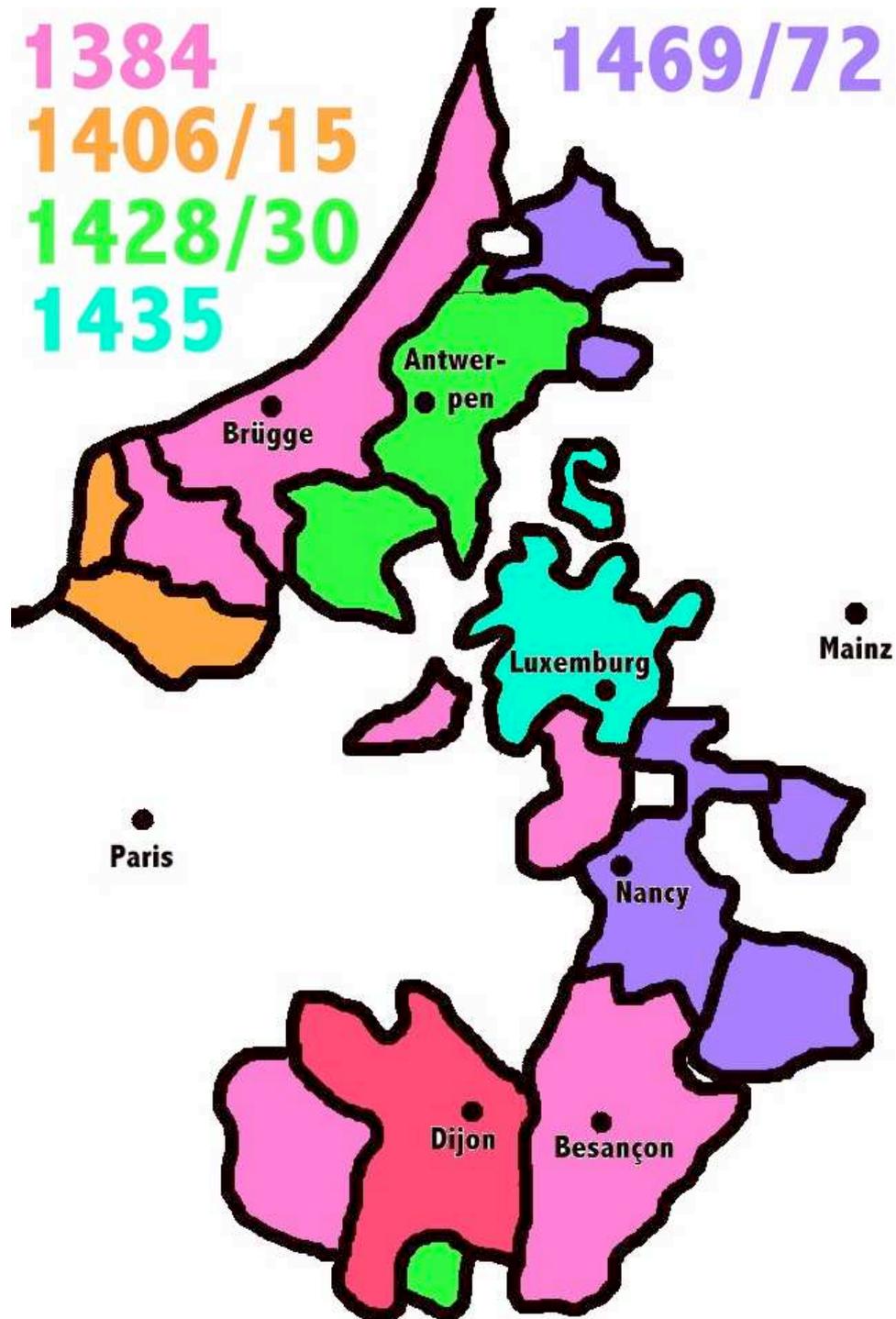


Cîteaux, also das Urkloster der Zisterzienser, ist dabei umgeben von seinen vier ältesten Tochterklöstern La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond. Clairvaux kennt man von Bernhard von Clairvaux, Morimond ist jenes Kloster, in dem Otto von Freising in den Zisterzienserorden eintrat.

Im Herzogtum Burgund ergibt sich jetzt eine gleichförmige Reihe von Herzögen, wobei immer brav der Sohn auf den Vater folgt: Hugo II. † 1143, Odo II. † 1162, Hugo III. † 1192, Odo III. † 1218, Hugo IV. † 1272 (bis 1229 unter der Vormundschaft seiner Mutter Alix), Robert II. † 1306, Hugo V. † 1315. Dann folgt Hugos Bruder Odo IV. † 1349, dann der Enkel Philipp † 1361. Und dann ist Schluß.

Damit ist das Herzogtum an den Lehnsherrn, den französischen König, heimgefallen. Dem regierenden König Johann dem Guten aus der neuen Dynastie der Valois gelingt es tatsächlich, das Herzogtum in Besitz zu nehmen und seinem jüngeren Sohn Philipp zu verleihen. Dieser – bekannt unter seinem Beinamen *le Hardi*, Philipp der Kühne – betreibt eine erfolgreiche Heiratspolitik, die die politische Landkarte Frankreichs umgestaltet: er gewinnt Margarethe, die Erbtöchter der Grafen von Flandern, die ihm außer dieser Grafschaft auch noch das Artois, Nevers und die Franche-Comté mit in die Ehe bringt. Philipp stirbt 1404, aber seine drei Nachfolger (jeweils Söhne des Vorgängers) führen diese Politik weiter. Es sind Johann Ohnefurcht (*Jean Sanspeur*), † 1419, Philipp der Gute (*le Bon*), † 1469, und schließlich Karl der Kühne (*le Hardi*), † 1477.

Was das für die politische Landkarte Frankreichs bedeutet, können Sie hier sehen:



Rot eingefärbt ist das ursprüngliche Herzogtum mit Dijon als Zentrort, rosa die Mitgift Margarethes. Die folgenden Herzöge, vor allem Philipp der Gute, füllen die Lücke zwischen den beiden Bestandteilen auf: zunächst 1428 Brabant, dann 1435 Luxemburg, schließlich 1469 Teile Lothringens. Diese Expansion bedeutet aber auch, daß sich der Schwerpunkt endgültig vom Süden weg nach Norden verlagert, hin zu den damals überaus reichen flandrisch-holländischen Handelsstädten. Ein Teil der neu erworbenen Gebiete liegt nicht in Frankreich, sondern gehört zum deutschen Reich. Dadurch wird der Herzog von Burgund zum typischen Doppelvasallen, der zwei Lehnsherrn hat, den französischen und den deutschen König, denen

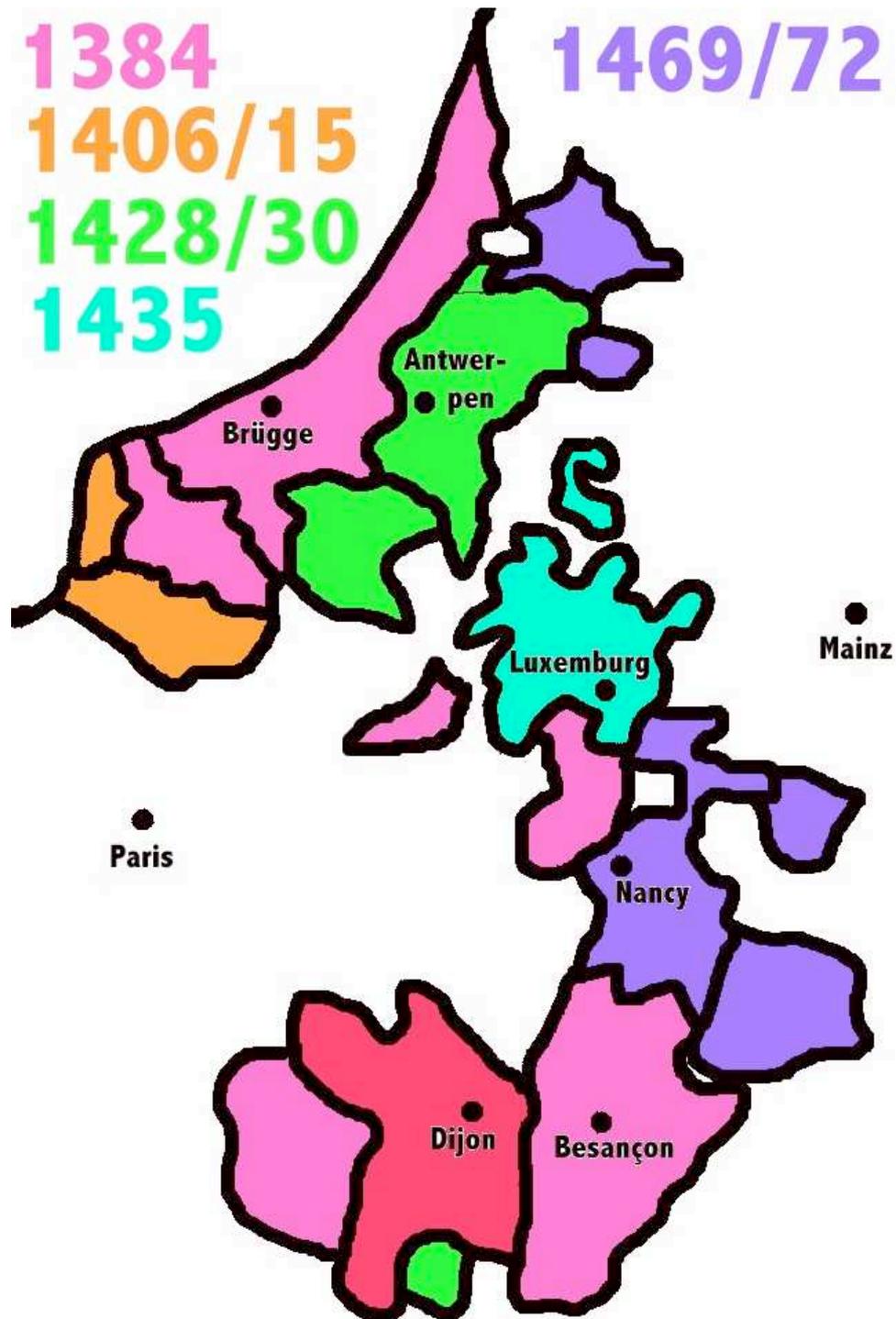
er beiden Treue schuldet – und das heißt in der Praxis überhaupt keinem.

Es versteht sich von selbst, daß ein derart mächtiger Fürst nachhaltig in die französische Politik eingreift. Diese steht damals im Zeichen des 100jährigen Krieges, der daraus entstanden ist, daß nach dem Aussterben der Kapetinger der englische König die Nachfolge der Valois nicht anerkannte, sondern für sich selbst den französischen Thron in Anspruch nahm – wobei es unmöglich ist, zu ermitteln, auf welcher Seite Recht und Unrecht standen. Am Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte sich der Krieg geradezu in einen französischen Bürgerkrieg verwandelt, in dem sich die Valois auf der einen und eine englisch-burgundische Koalition auf der anderen Seite gegenüber standen.

Es kam hinzu, daß der französische König Karl VI. an Schizophrenie litt und deshalb immer wieder für kürzere oder längere Zeit regierungsunfähig war. Dann kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orléans, und dem jeweiligen Herzog von Burgund um die Regentschaft. Dieser Konflikt wurde mit den härtesten Mitteln ausgetragen: 1407 ließ Johann Ohnfurcht den Herzog von Orléans ermorden, und 1419 fiel er seinerseits einem Attentat der Gegenpartei zum Opfer.

Trotz all diesem Chaos war das Herzogtum Burgund unter den vier Herzögen von Philipp dem Kühnen zu Karl dem Kühnen auch eine Stätte höchster kultureller Leistungen und insbesondere einer für ganz Europa vorbildhaften Hofkultur. Das burgundische Hofzeremoniell war – auf dem Umweg über Spanien, dazu gleich mehr – bis 1918 am österreichischen Kaiserhof maßgebend, und nicht nur dort. Dann hat Philipp der Gute 1430 den berühmten Orden vom Goldenen Vlies gestiftet, in den wieder einmal die Vorstellungen von König Artus' Tafelrunde miteinfließen.

Die Ländermasse der burgundischen Herzöge war mehr als nur das Herrschaftsgebiet eines untergeordneten Vasallen. Es bildete zuletzt eine Art Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland; es gab sogar Überlegungen, ob Kaiser Friedrich III. dem Herzog nicht den Königstitel verleihen würde. Es kam dann aber nicht dazu, und schuld daran waren die Schweizer. Schauen wir noch einmal auf die Karte:



Sie sehen, wie vor allem der letzte Herzog, Karl der Kühne, nach Osten expandierte, und dabei kam er in Konflikt mit der Eidgenossenschaft. Überraschenderweise (jedenfalls für ihn) unterlag sein Ritterheer in der Schlacht von Murten den Bauernlümmlern aus den Alpen. Der Herzog kam sogar in der Schlacht ums Leben.

Nun zeigte sich eine Schwäche des burgundischen Staates: er war verheiratet und fiel, da Karl ohne männlichen Erben starb – er hatte nur eine Tochter Maria – jetzt wieder auseinander. Der französische König Ludwig XI., beeilte sich, die französischen Gebiete als heimgefallene Lehen einzuziehen. Der Erbtochter Maria gelang es immerhin, die übrigen Gebiete zusammenzuhalten. Dabei

erwies sich die Ehe, die sie noch im selben Jahr mit Maximilian von Habsburg, dem Sohn Kaiser Friedrichs III., schloß, als vorteilhaft. Der Sohn aus dieser Ehe, Philipp der Schöne, heiratete dann die spanische Erbtöchter Johanna die Wahnsinnige, deren Sohn dann Kaiser Karl V. wurde. Die Habsburger haben den Anspruch auf das französische Erbe Marias aber nie aufgegeben, was einer der Anlässe für die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen zwischen den Habsburgern und Frankreich war. Die Habsburger übernahmen aus dem burgundischen Erbe auch den Orden vom Goldenen Vlies und, wie schon erwähnt, auch das Hofzeremoniell.

Das zuletzt geschilderte Burgund ist es, an das der historisch Gebildete zweifellos zuerst denkt, wenn von Burgund die Rede ist, erst in zweiter Linie an das Nibelungenlied und dann sehr viel später auch an das Königreich Burgund an Rhône im 9. bis 12. Jahrhundert. Den Zeitgenossen dürfte es ähnlich gegangen sein: wenn in der Kemenate oder später im Salon der Serenissima das Nibelungenlied vorgelesen wurde, dachten sie an das Burgund, das sie aus der jeweils jüngsten Erinnerung kannten, nicht an die alte Heldensage.

Werfen wir noch ganz kurz einen Blick auf das Schicksal des Herzogtums Burgund nach 1477. Es ist eigentlich nicht viel zu sagen, denn es wurde nicht wieder als Apanage an jüngere Söhne ausgegeben, sondern die Könige behielten es in eigener Verwaltung. Es gab zwar noch einen Prinzen – Bruder oder Sohn oder Enkel des Königs – als *M. le duc de Bourgogne*, aber das war ein bloßer Titel; in die Verwaltung dieses Gebietes durfte er sich nicht einmischen. In der Französischen Revolution wurde Burgund in vier Departements aufgeteilt, die wie üblich nach geographischen Gegebenheiten benannt sind: *Côte-d'Or*, *Saône-et-Loire*, *Yonne* und *Ain*.



Diese vier Departments bilden auch die heutige Region Burgund, der östlich die Franche-Comté als eigene Region vorgelagert ist und sich südlich Rhône-Alpes anschließt.

8. KAPITEL: GNADENLOSE RACHE: DIE WAHRE GESCHICHTE DES HERZOGS ERNST

DIE HAUPTFIGUREN DES EPOS vom Herzog Ernst sind, wie Sie sich aus dem 2. Kapitel erinnern, Kaiser Otto, die verwitwete bayerische Herzogin Adelheid und ihr Sohn Ernst. Tatsächlich hat es nie eine bayerische Herzogin Adelheid gegeben, und auch kein bayerischer Herzog vor Beginn des 15. Jahrhunderts trug jemals den Namen Ernst. Kaiser Otto ist historisch, auch wenn er nicht so leichtgläubig und jähzornig war wie die Romangestalt und sich in diese auch noch die Erinnerung an den späteren Kaiser Konrad II. hineinmischt. Aber auch hinter Adelheid und Ernst stehen konkrete historische Gestalten, wenn auch in verschobener Weise. Ich erwähne all

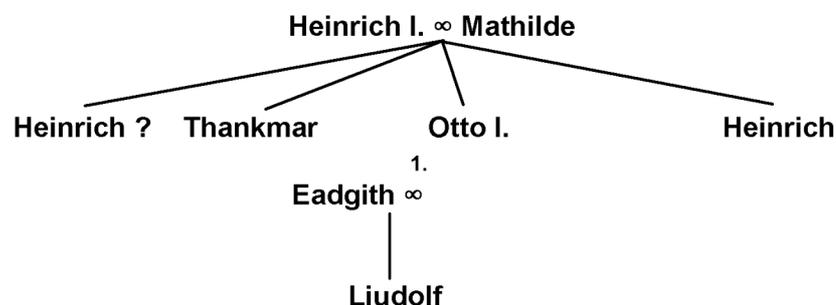
das, damit Sie nicht ungeduldig werden, da der namengebende Herzog Ernst erst im letzten Viertel dieses Kapitels auftauchen wird.

Beginnen müssen wir mit Otto dem Großen. Er war der Sohn Herzog Heinrichs von Sachsen und dessen Gemahlin Herzogin Mathilde, einer energischen Dame, die auch als Witwe noch in die Politik eingriff. Wir befinden uns in der Endphase karolingischer Herrschaft in Deutschland. Die richtigen Karolinger sind bereits ausgestorben, aber ein angeheirateter Verwandter, der Herzog von Franken, ist 911 als Konrad I. König geworden und hat mehr schlecht als recht bis 918 regiert. Auf dem Totenbett traf er eine seiner wenigen klugen Entscheidungen und empfahl, zu seinem Nachfolger Herzog Heinrich von Sachsen zu wählen.

Das geschah dann auch 919, aber zunächst nur durch die Franken und Sachsen: später schlossen sich auch die Schwaben an. Bayern indes stand abseits und wählte seinen eigenen Herzog Arnulf zum König. Es kam zu, Krieg zwischen Heinrich und Arnulf, der wohl in der Belagerung Regensburgs kulminieren würde. Aber noch bevor eigentliche Kampfhandlungen begannen, siegte ausnahmsweise die Vernunft: Heinrich und Arnulf schlossen ein Freundschaftsbündnis (lateinisch *amicitia*), Arnulf gestand Heinrich die Königswürde zu, blieb aber für Bayern praktisch völlig selbständig. Dabei muß man hinzufügen, daß "Freundschaft" im mittelalterlichen Verständnis weniger emotionale Seelenergießungen bedeutet als vielmehr eine Art Verwandtschaft. Heinrich und Arnulf vereinigen also gewissermaßen ihre Familien.

933 wuchs das Ansehen König Heinrichs erheblich, als er bei Riade einen bedeutenden Sieg gegen die Ungarn erfocht. So regten sich auch nach seinem Tode keine neuen Selbständigkeitsgelüste Bayerns, sondern Herzog Arnulf nahm an Wahl und Krönung von Heinrichs Nachfolger Otto 936 in Aachen teil, von dem allerdings damals noch niemand ahnen konnte, daß er einmal Otto "der Große" werden sollte.

Nun müssen wir uns zunächst die Familienverhältnisse Ottos etwas näher ansehen:



Otto war also der mittlere von drei Brüdern Thankmar, Otto und Heinrich. Ich vermute darüber hinaus – aber das ist reine Spekulation –, daß es ursprünglich noch einen älteren Bruder gab, der als Erstgeborener den Namen von Vater und Großvater erhielt, aber jung gestorben ist. Den freigewordenen Namen hat dann der jüngste Bruder erhalten. Ein solches Verfahren war im Mittelalter üblich; wir kennen

es z.B. für die Söhne Friedrich Barbarossas. Aber, um es noch einmal zu betonen, dieser Heinrich *primogenitus* wird in keiner Quelle erwähnt.

Eine feste Erbfolge gab es im Frühmittelalter nicht, so daß Heinrich I. sehr wohl seinen Zweitgeborenen zum Nachfolger aufbauen konnte. Zu diesem Zweck wurde er auch mit der englischen Königstochter Eadgith verheiratet. Ottos Brüder waren indes mit dem Arrangement nicht einverstanden, und so ist das erste Jahrzehnt Ottos erfüllt von ständigen Verschwörungen seiner Verwandten gegen seine Person und Herrschaft; einmal war sogar seine Ermordung geplant. Thankmar berief sich für seine Ansprüche auf die Krone auf sein höheres Alter; Heinrich dagegen gebrauchte das merkwürdige Argument, er sei geboren worden, als ihr Vater bereits König war, Otto sei nur der Sohn eines Herzogs. Er hingegen sei *in aula regia*, also im Purpur geboren, wovon sich sein Beinamen *Porphyrogenitus* ableitet. Vielleicht sah er sich auch als der wiedergeborene Erstgeborene des Königspaares, den ich vorhin postuliert habe. Außerdem hat ihn offenbar seine Mutter Mathilde den anderen Brüdern vorgezogen. Ebenso rebellierte Ottos Sohn aus der ersten Ehe, Liudolf, gegen seinen Vater, als er – übrigens zu Recht – fürchtete, durch die Nachkommenschaft aus Ottos zweiter Ehe, die wir sogleich besprechen werden, aus dem Erbe verdrängt zu werden.

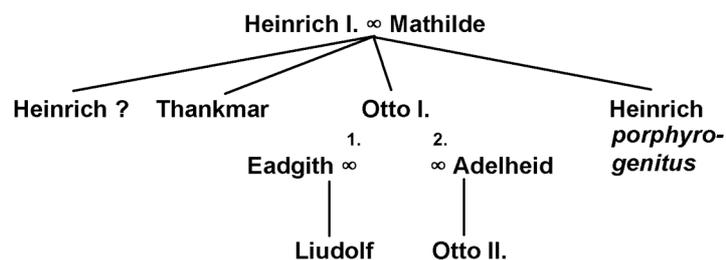
Als der entscheidende Aufstand des Heinrich Porphyrogenitus gescheitert war, erlebte dieser in einer dramatischen Szene während des Weihnachtsgottesdienstes 941 im Frankfurter Dom die Verzeihung des Bruders und erhielt sie – das ist das Vorbild der Bamberger Weihnacht am Ende des Epos vom Herzog Ernst. Es gibt dazu auch eine neuzeitliche Ballade von Conrad Ferdinand Meyer, *Der gleitende Purpur*, die früher in der Schule auswendig gelernt werden mußte: in dieser Ballade gewährt Otto die Verzeihung dadurch, daß er seinen Purpurmantel auf den Bruder gleiten läßt, der ihm als friender Bettler gegenübertritt.

In Wirklichkeit dürften der spektakulär inszenierten Versöhnung Verhandlungen vorausgegangen sein, um den Bruderzwist ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. Heinrich wurde ein angemessenes Aufgabenfeld zugesagt, nämlich das Herzogtum Bayern, das damals noch das größte deutsche Herzogtum war, somit die zweitbedeutende Stellung nach dem König. Heinrich ist dann 948 tatsächlich bayerischer Herzog geworden und hat die Erbtochter der bayerischen Herzogsdynastie geheiratet, die Enkelin jenes Arnulf, den wir vorhin als vorübergehenden König kennengelernt haben. Ich vermutete darüber hinaus – aber wiederum ohne Quellenbeleg –, daß Otto seinem Bruder auch die Nachfolge im Königtum zugesagt hat; diese Frage wurde aber nicht mehr relevant, weil Heinrich schon 955, also 18 Jahre vor Otto, gestorben ist.

Otto wurde 946 Witwer, wie im Epos, und sah sich nach einer zweiten Frau um. Diese fand er in Adelaide, der ebenfalls verwitweten Königin von Italien. Ein Ausgreifen Ottos nach Italien in der Tradition Karls des Großen war schon lange geplant, und deshalb war es günstig, das Markgraf Berengar von Friaul die Krone Italiens usurpiert hatte und nun Adelaide bedrängte, ihn zwecks Legitimation sei-

ner Stellung zu heiraten. Ottos Zug nach Italien konnte also als Hilfe für die bedrängte Königin definiert werden und mündete in die Machtübernahme Ottos in Italien und die Ehe mit Adelaide oder auf deutsch Adelheid. Später folgte 962 die Kaiserkrönung. Für diese Krönung wurde – nach Meinung der Mehrheit der Forscher – die heute noch existierende Kaiserkrone angefertigt, deren bedeutendster Edelstein der Waise war; wir befassen uns im 13. Kapitel ausführlich mit Krone und Edelstein. Daß Herzog Ernst am Ende seiner Abenteuer dem Kaiser diesen Stein schenkt und dieser ihn in seine Krone setzt, paßt also gut in die Zusammenhänge.

Aus der Ehe zwischen Otto und Adelheid ging der Nachfolger Otto II. hervor:



Ottos Sohn aus erster Ehe war 951 bei einem Aufstand ums Leben gekommen. Otto II. entspricht in seinem schroffen Charakter eher dem Otto aus dem Epos; vielleicht sind beide in der Darstellung ineinander geflossen. Wichtiger sind aber die Verhältnisse in Bayern.

Heinrich Porphyrogenitus hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der zwar beim Tode seines Vaters erst 4 Jahre alt, aber bald in dessen politische Fußstapfen trat, und zwar im negativen Sinn des Wortes. Als Herzog von Bayern wurde er problemlos anerkannt, aber sein Sinn richtete sich auf Höheres. Seine Mutter, die ja aus der einheimischen Dynastie stammte, dürfte ihm die Geschichte seines "königlichen" Urgroßvaters Arnulf und seines purpurborenen Vaters in der entsprechenden Form nahegebracht haben. Das Ergebnis war eine Politik, die ihm später den Beinamen "der Zänker" eingebracht hat. Hier eine zeitgenössische Darstellung, die aber wie stets im 10. Jahrhundert keine Portraitähnlichkeit anstrebt:



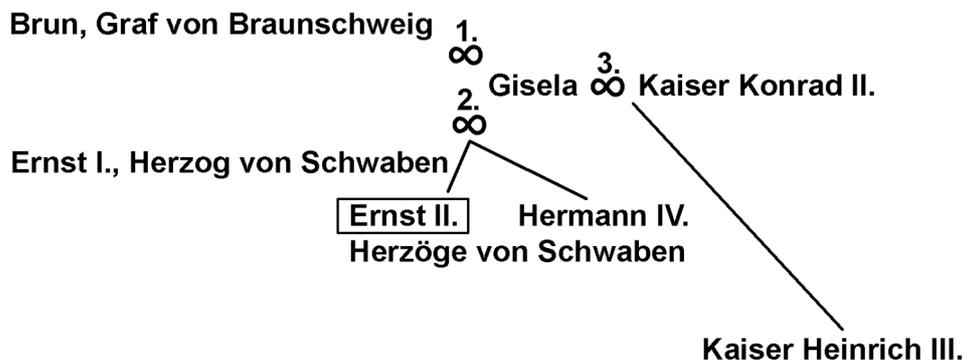
Gegen Otto den Großen, der in seinen späteren Jahren eine geradezu gottvaterähnliche Figur darstellte, konnte er zwar nichts unternehmen, aber sobald der Kaiser die Augen geschlossen hatte, rebellierte er gegen den Sohn und Nachfolger Otto II. und ging alle nur möglichen Bündnisse gegen ihn ein – im Ergebnis aber doch vergeblich. In diesem Zusammenhang wurde übrigens auch Passau belagert, erstürmt und weitgehend zerstört.

Gegen Otto II. blieb er also erfolglos, aber sobald dieser 983 überraschend gestorben war, versuchte er es aufs Neue. Als Ottos II. Nachfolger war bereits Otto III. gewählt und sogar schon gekrönt, aber Heinrich der Zänker beanspruchte als nächster männlicher Verwandter – er war ja der Cousin seines Vaters – die Vormund-

schaft über den erst 3jährigen König. Dabei traf er auf den Widerstand der Mutter und der Großmutter Ottos III., der Kaiserinnen Theophanu und Adelheid; aber auch diese hätten sich wahrscheinlich nicht gegen ihn behaupten können, wenn Heinrich nicht törichterweise noch einen Schritt weitergegangen wäre und sich von seinen Anhängern selbst zum König hätte ausrufen lassen. Damit brachte er auch diejenigen, die bisher der weiblichen Regentschaft ablehnend gegenübergestanden hatten, gegen sich auf und mußte schließlich auf alle politischen Ansprüche verzichten. Er ist dann 995 gestorben, wiederum unter Zurücklassung eines jungen, wenn auch mit 22 Jahren bereits volljährigen Sohnes und Erben, der im als bayerischer Herzog nachfolgte.

Ironischerweise ist dieser Sohn, der natürlich auch Heinrich hieß, dann tatsächlich 1002 König geworden: Heinrich II. Daß seine Machtergreifung eher einem Staatsstreich als einem geordneten Regierungsantritt glich, ist in unserem Zusammenhang nicht so wichtig, sondern daß er überhaupt keinen Erben hinterließ und auch sonst nicht für seine Nachfolge sorgte. So kam 1024 eine andere Linie des Königshauses an die Macht, Konrad II., ein Ururenkel Ottos des Großen über dessen Tochter Liutgard. Und dieser Kaiser Konrad hatte nun tatsächlich Ärger mit einem Herzog Ernst.

Konrad II. war verheiratet mit Gisela, verwitweter Herzogin von Schwaben und verwitweter Gräfin von Braunschweig – die er beiläufig zum Zwecke der Eheschließung mit ihrem Einverständnis entführt hatte –, und Ernst ist Giselas ältester Sohn aus der zweiten Ehe, für den sie die Vormundschaft führte, nachdem der Vater bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen war.



Eine dritte Ehe einzugehen, galt im Mittelalter bereits als anrücklich, und außerdem waren beide zu nah verwandt, aber das ist in unserem Zusammenhang weniger wichtig.

Als der Stiefsohn mündig wurde, bestätigte Konrad ihm das Herzogtum Schwaben. Ernst erhob jedoch auch Anspruch auf das Erbe des Königreichs Burgund – mit den näheren Umständen haben wir uns im vorigen Kapitel schon befaßt –, aber Konrad II. nahm dieses Reich für sich selbst in Besitz. Daraufhin rebellierte Ernst gegen den König; der Aufstand brach indes schnell zusammen, Ernst unterwarf sich und erlangte Verzeihung. Mit dem schwäbischen Reichskontingent nahm er am Italienzug Konrads zur Kaiserkrönung

teil, kehrte aber schon vor dem Kaiser wieder zurück und begann erneut einen Aufstand gegen Konrad wegen Burgund.

Nach des Kaisers Rückkehr wurde er auf einen Hoftag in Ulm vorgeladen, wo er auch erschien, um sein Recht einzufordern, aber seine eigenen schwäbischen Vasallen ließen ihn im Stich und traten auf die Seite des Kaisers, ausgenommen nur Graf Werner von Kiburg. Daraufhin wurde Ernst abgesetzt und zwei Jahre auf dem Gibichenstein bei Halle inhaftiert.



Es folgt ein weiterer Versöhnungsversuch, hinter dem wir zweifellos die Aktivitäten der Kaiserin Gisela für ihren Sohn vermuten dürfen. Der Kaiser ist bereit, Ernst erneut zu verzeihen und ihn als Herzog von Schwaben wieder einzusetzen, macht aber zur Bedingung, daß Ernst bei der Bekämpfung des Grafen von Kiburg, der sich noch nicht ergeben hat, mithilft. Ernst lehnt dies ab, und es kommt zum völligen Bruch mit dem Kaiser. Dieser erklärt den Herzog in die Reichsacht, Ernst kann zwar fliehen und sich noch eine Weile als Outlaw im Schwarzwald halten, kommt aber schließlich doch ums Leben – also kein Happyend wie im Epos. Graf Werner von Kiburg ist offenbar das Vorbild für den Grafen Wetzlar im Epos. Die Kiburg ist übrigens die Stammburg der späteren Habsburger, so daß der Graf ein Vorfahre des nachmaligen Königs Rudolf I. war.

Mit dem Epos vom Herzog Ernst wird von einigen Autoren auch noch der Konflikt zwischen den Staufern und den Welfen unter König Konrad III. in Beziehung gebracht; es gibt sogar die Vermutung, das Epos könnte eine Auftragsarbeit des welfischen Hofes gewesen sein. Das scheint mir zu weit hergeholt, weil die Konfliktlage doch eine andere ist. Trotzdem will ich kurz darauf eingehen, auch weil es ein Standardthema der hochmittelalterlichen deutschen Geschichte ist.

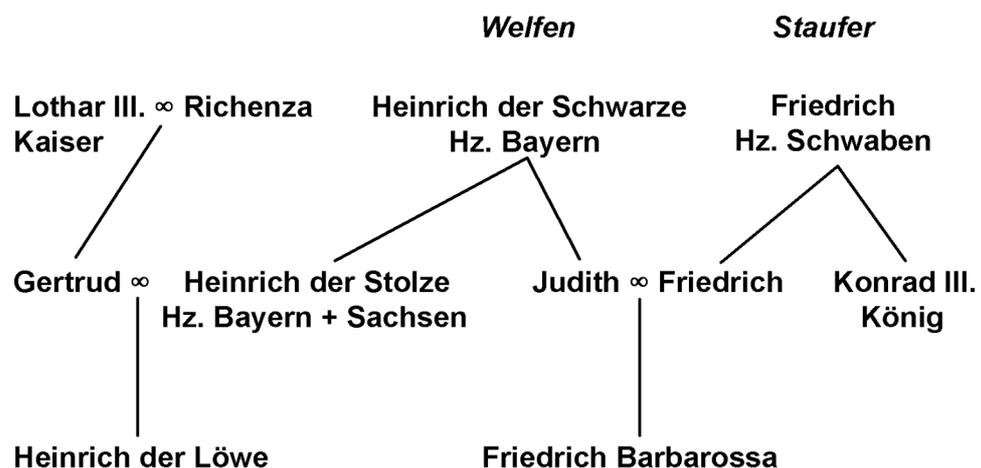
Am 13.3.1138 wurde staatsstreichartig der Staufer Konrad III. zum König gewählt. Das Nachsehen hatte der Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich, der Schwiegersohn des vorigen Kaisers Lothars III., aus dem Hause der Welfen. Heinrich trägt den Beinamen "der Stolze", und das war ein Grund, warum Konrad überhaupt ein Chance hatte; schon die zeitgenössischen Quellen sprechen von der *nota superbia*, dem bekannten Hochmut, sowohl der Welfen insgesamt als auch speziell dieses Heinrich.

Der neue König war gegenüber diesem Doppelherzog, der die beiden größten Herzogtümer Deutschlands innehatte, kaum mehr als eine Witzblattfigur. Er mußte ihm also die Flügel stützen, und so ließ er durch ein Weistum der Fürsten den Grundsatz aufstellen, niemand dürfe zwei Herzogtümer gleichzeitig innehaben, und forderte Heinrich auf, auf eines seiner beiden Herzogtümer zu verzichten. Heinrich weigerte sich, und daraufhin erging ein neuer Fürstenspruch, der Heinrich nun in beiden Herzogtümern für abgesetzt erklärte. Als Nachfolger bestimmte der König in Sachsen den Markgrafen Albrecht den Bären, in Bayern den Markgrafen Leopold von Österreich aus dem Hause der Babenberger. Aber keiner der beiden konnte

sich wirklich in seinem neuen Herzogtum durchsetzen – obwohl Heinrich der Stolze schon 1139 starb, und zwar wieder einmal unter Hinterlassung eines minderjährigen Erben, Heinrichs des Löwen, der gerade 10 Jahre zählte.

Für die Interessen des jungen Heinrich setzte sich u.a. seine Großmutter, die Kaiserinwitwe Richenza, nachhaltig ein, und so kam es, daß der König schon 1142 dem jungen Heinrich das Herzogtum Sachsen zurückgeben mußte. Bayern blieb allerdings bei den Babenbergern. Konrad III. starb 1152 kurz vor Antritt des Romzuges zur Kaiserkrönung nach einer insgesamt glanz- und erfolglosen Regierung.

Bei der Neuwahl sollte der leidige, die Kräfte des Reiches absorbierende Konflikt aus der Welt geschafft werden, und ohne Zweifel wurde die gefundene Lösung schon vorher in Verhandlungen zwischen den beiden Familien verabredet. Gewählt wurde Friedrich Barbarossa, der ein Neffe des vorigen Königs und ein Cousin Heinrichs des Löwen war, vom Vater her Staufer, von der Mutter her Welfe.



Heinrich dem Löwen wurde die Rückgabe auch Bayerns versprochen, sobald Friedrich in Rom die Kaiserkrone erhalten hätte. Der Romzug ging 1155 relativ problemlos vonstatten, wenn man davon absieht, daß die Römer Kaiser und Papst nach der Zeremonie überfielen, wobei sich Heinrich der Löwe militärisch bewährte. 1156 wurde dann die Rückgabe Bayerns ins Werk gesetzt, allerdings mit der Einschränkung, daß der Kaiser den bisherigen Herzog dadurch entschädigte, daß er seine Markgrafschaft Österreich von Bayern abtrennte und zu einem eigenen Herzogtum erhob. Allerdings war das nur ein Miniaturherzogtum, denn es umfaßte lediglich das Gebiet, das heute das Bundesland Niederösterreich ausmacht. Heinrich der Löwe konnte dieses Gebiet also verschmerzen, zumal er an Bayern insgesamt nur wenig interessiert war und sich auch nur selten hier aufhielt. Die von ihm gegründete Stadt München hat z.B. nie betreten.

Die Eintracht zwischen dem Kaiser und dem (neuen) Doppelherzog hielt immerhin fast ein Vierteljahrhundert. Dann kam es zum Zerwürfnis, das sich indes wohl schon länger anbahnte, aber man

bringt im Mittelalter die Dinge auch chronologisch gerne auf einen bestimmten Punkt. 1179 weigerte sich Heinrich, dem Kaiser auf dessen neuestem Italienfeldzug zu Hilfe zu kommen, wozu er zwar nicht rechtlich, aber doch moralisch verpflichtet war. In Chiavenna kam es zu einer persönlichen Begegnung, bei der Friedrich den Herzog "demütiger als mit der Würde des Reiches vereinbar" um Hilfe anflehte, die dieser aber verweigerte. Daß der Kaiser vor dem Herzog sogar auf die Knie gefallen sei, dürfte zwar nicht zutreffen, ist aber wiederum eine typisch mittelalterliche Visualisierung eines rechtlichen Vorgangs. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Szene wie folgt vor:



Der Herzog steigt hier nicht einmal vom Pferd ab.

Jedenfalls nahm der Kaiser von diesem Zeitpunkt an den Herzog nicht mehr wie bisher vor seinen innenpolitischen Gegnern in Schutz, sondern strengte auf deren Klagen hin einen Prozeß an, der 1180 mit der Absetzung Heinrichs endete. Barbarossa war in der Lage, diesen Spruch durchzuführen; der Welfe hatte sich mit der *nota superbia* seiner Familie genügend Feinde gemacht.

Der staufisch-welfische Konflikt war damit noch nicht ausgestanden. Wir betrachten seine Fortsetzung im 12. und dann noch einmal im 15. Kapitel. Zunächst aber müssen wir uns einem anderen Thema zuwenden, das über die deutsche Geschichte weit hinausreicht: den Kreuzzügen.

9. KAPITEL: DIE REISE NACH OSTEN (I): DER 1. KREUZZUG, ODER: *GESTA DEI PER FRANCOS*

ZWEIMAL TRETEN DIE HELDEN des Nibelungenliedes die Reise aus Mitteleuropa nach Südosten an: zunächst Kriemhilt auf ihrer Fahrt in die neue Heimat und dann ihre Brüder auf ihrer Fahrt ins Verderben; und auch der Herzog Ernst flieht in diese Richtung. Als historische Parallelen haben wir auf die Königin Gisela von Ungarn verwiesen, und auf den Kriegszug Karls des Großen gegen die Awarer.

Der klassische Zug von Mitteleuropa nach Südosten sind aber natürlich die Kreuzzüge. Sie folgen, wenn sie zu Lande durchgeführt werden, genau der Wegstrecke, die das Nibelungenlied beschreibt: von Regensburg, welches oft der Sammelpunkt ist, über Passau und Wien nach Ungarn und dann nach Konstantinopel; letzteres kann man, wenn man will, in Etzelnburg abgebildet finden, und wir werden noch sehen, daß die Kreuzfahrer dort einmal ein Verderben angerichtet haben, das Ähnlichkeit mit dem Massaker der Nibelungen hat.

Die "offizielle" Zählung der Kreuzzüge listet sieben Unternehmungen auf:

1. 1096–1099

2. 1147–1149
3. 1189–1192
4. 1202–1204
5. 1228–1229
6. 1248–1254
7. 1270

Dazwischen gab es aber noch eine Fülle kleinerer, teils vorläufiger Unternehmungen, von denen für uns vor allem zwei wichtig sind, weshalb ich ihnen auch eine Zählung verpasse:

- 3a. 1196–1198
- 4a. 1217–1221

Sie sehen, daß die Nummern 3a bis 5 in die Lebenszeit Walthers von der Vogelweide fallen, so daß wir einige Kommentare von ihm erwarten können.

Zunächst einmal müssen wir uns fragen, was die Kreuzzüge überhaupt sind. Sie haben zwei Wurzeln: zum einen gehen sie zurück auf die Pilgerfahrt nach Jerusalem, die es schon vorher gab und die auch nach dem Ende der Kreuzzugszeit bis heute nicht aufhörten. Und zum andern geht es um die Hilfeleistung des Westens für das vom Islam bedrohte byzantinische, also oströmische Reich. Dieses hatte im Jahre 1071 in Mantzikert eine vernichtende Niederlage gegen die Seldschuken erlitten, in deren Folge fast ganz Kleinasien unter deren Herrschaft fiel. In Europa erfuhr man davon aber praktisch nichts, die Quellen, z.B. die Chronik Ottos von Freising, schweigen dazu völlig.

Was man im Westen stärker wahrnahm, war, daß die Wallfahrten nach Jerusalem zunehmend schwieriger und gefährlicher wurden. Pilgerfahrten nach Jerusalem hat es mindestens seit dem 4. Jahrhundert in ununterbrochener Folge gegeben, und diese Tradition war auch dann weitergegangen, als im 7. Jahrhundert das Heilige Land in die Hände der islamischen Eroberer fiel. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts war die Situation sogar ausgesprochen günstig, da damals das byzantinische Reich bis fast vor die Tore Jerusalems reichte. Zudem hatten sich die abbassidischen Kalifen in Bagdad in dieser Hinsicht großzügig und tolerant gezeigt. Für die Seldschuken, die jetzt nach 1071 die Machthaber im Vorderen Orient waren, galt das nicht in gleichem Maße, so daß die Berichte der zurückkehrenden Wallfahrer zunehmend düstere Farben annahmen. Auch deshalb stieß Kaiser Alexios I. auf offene Ohren, als er einen Hilferuf in den Westen sandte.

Der Kaiser wandte sich also um Hilfe an Papst Urban II. Das Verhältnis zwischen der östlichen und der westlichen Kirche war damals noch keineswegs unfreundlich. Zwar bestand zwischen Rom und Konstantinopel seit 1054 ein Schisma, aber das hatte es schon öfter gegeben, und meist kam es nach einer gewissen Trotzphase wieder zur Versöhnung. (Ein Schisma ist eine organisatorische Trennung der Kirche, ohne Differenzen im Dogma.) Daß das Schisma von 1054 nicht mehr geheilt werden konnte und im Grunde bis heute andauert, konnte damals noch niemand voraussehen. Es blieb also zunächst alles in der Schwebelage; erst die Erfahrungen der Kreuzfahrer, die jeden ihrer selbst verschuldeten Mißerfolge auf die Obstruktion

des byzantinischen Kaisers zurückführten, – also eine veritable Dolchstoßlegende – vergifteten das Verhältnis endgültig.

Urban II., mit bürgerlichem Namen Odo von Châtillon, war zuvor Prior von Cluny gewesen, bis er 1086 von der kirchlichen Reformpartei zum Papst gewählt wurde. Er war nicht der einzige Papst, denn es gab zeitgleich Clemens III., den Heinrich IV. 1080 gegen Gregor VII. wählen lassen. (Ich darf kurz daran erinnern, daß der Konflikt zwischen Heinrich und Gregor mit dem Tag von Canossa keineswegs beendet war. Gregor hatte Heinrich 1080 ein zweites Mal exkommuniziert, worauf Heinrich ihn wiederum absetzen und einen anderen Papst an seiner Stelle wählen ließ, eben Clemens III. Als Gregor 1085 starb, hatte seine Partei größte Mühe, einen Nachfolger zu finden, bis nach zwei Übergangspäpsten die Wahl auf Urban II. fiel. Clemens hielt allerdings bis zu seinem Tode im Jahre 1100 an seinen Ansprüchen fest.) Urbans Handlungen sind also auch unter diesem innerkirchlichen Blickwinkel zu sehen; der Erfolg des Unternehmens erwies ihn als den wahren Anführer der Christenheit.

Urban II. war also durchaus bereit, die westlichen Ritter zu einer Hilfeleistung für Byzanz aufzufordern, und hielt zu diesem Zweck eine Synode in Clermont ab. Clermont bildet heute mit dem Nachbarort Ferrand zusammen die Stadt Clermont-Ferrand und liegt etwa 50 km westlich von Lyon. Am 26. November 1095 hielt Urban dort unter freiem Himmel eine mitreißende Predigt, in der er zur Hilfe für den Osten aufrief. Es gibt vier Nachschriften dieser Predigt, aber keine erhebt den Anspruch, wörtlich zu sein. Wir wissen deshalb nicht genau, was der Papst wirklich gesagt hat. Es scheint aber, daß er – um dem Aufruf mehr Nachdruck zu verleihen und vielleicht vom eigenen rhetorischen Feuer mitgerissen – als Ziel des ganzen Unternehmens Jerusalem bezeichnete. Es kann auch sein, daß Jerusalem erst im Nachhinein, als es bereits erobert war, rückwirkend als Ziel des Unternehmens hingestellt wurde. Damit war die Verbindung von militärischer Hilfe und Pilgerfahrt geschaffen. Das Echo der Predigt war überwältigend; mit dem Ruf *Deus lo vult!* – "Gott will es!" verpflichteten sich zahlreiche Menschen zum Kreuzzug, und so wurde aus der ursprünglich nur geplanten Hilfeleistung für Byzanz ein ganz anderes Unternehmen.

Das Echo auf den Aufruf des Papstes war auch deshalb so groß, weil es dem Expansionsdrang bestimmter Schichten der Bevölkerung, vor allem der Ritter, und hier wieder vor allem der nachgeborenen Söhne, entgegenkam; ihnen bot der Kreuzzug die Chancen, die ihnen in der Heimat verwehrt blieben. Wolfram von Eschenbach macht zu Beginn des Parzival eine bittere Bemerkung über die Erbregelungen, die die jüngeren Söhne in eine solche Situation führen; wir kommen gleich noch einmal darauf zurück. Dieser Expansionsdrang hatte schon die Normannen nach Süditalien geführt, und er war auch einer der Motoren der spanischen Reconquista. Wie in Spanien verband er sich von nun an mit der religiösen Motivation des Heiligen Krieges, und der Kirche und den etablierten Mächten war es nicht unrecht, daß sich dieser Tatendrang jetzt auf ein fernes Ziel

richtete, statt sich in ständigen Fehden und Bürgerkriegen im eigenen Land zu entladen.

Aus der Sicht des Kaisers Alexios war diese Umdeutung weniger erfreulich. Er ging selbstverständlich davon aus, daß die rückerobernten Gebiete wieder unter seine Herrschaft fallen würden, und versuchte, die westlichen Anführer durch Eide und Lehnverträge an sich zu binden, die dann allerdings in der Regel gebrochen wurden.

Der Weg ins Heilige Land führte auf dem 1. Kreuzzug grundsätzlich über Konstantinopel und von dort weiter durch Kleinasien, da in Palästina noch kein Hafen in christlicher Hand war; das ändert sich erst bei den folgenden Unternehmungen. Dadurch ergab sich ein enormes logistisches Problem, denn die Kreuzfahrer wollten verpflegt und auf die andere Seite des Bosphorus übergesetzt werden. Zudem wirkten die ersten Gruppen, die vor Konstantinopel eintrafen, nur wenig vertrauenerweckend: dem eigentlichen Kreuzzug der Ritter ging ein Zug des Pöbels voraus, der verhängnisvolle Folgen hatte. Versammlungsort dieses Vorkreuzzuges, wenn wir ihn so nennen wollen, war Köln.

Eine erste Gruppe von Franzosen unter Anführung eines Priesters mit dem sprechenden Namen Walter *Sans-Avoir* (Habenichts) brach direkt nach Ostern 1196 auf, folgte dem üblichen Weg zunächst den Rhein, dann die Donau entlang durch Ungarn nach Belgrad, wo es kleinere Probleme mit den Einheimischen gab, und war Mitte Juli in Konstantinopel. Eine zweite größere Gruppe unter Leitung Peters des Einsiedlers verließ Köln am 20.4. und folgte demselben Weg, verhielt sich aber weniger friedlich. In Semlin, noch in Ungarn, kam es zu einem Konflikt mit der Bevölkerung, der sich zu einer Schlacht mit 4000 Toten auswuchs. Ähnliche Probleme gab es vor Belgrad, wo man den Durchzug der vorigen Gruppe noch in unangenehmer Erinnerung hatte; diesmal endete es damit, daß die Kreuzfahrer am 26.6. die Stadt erstürmten und niederbrannten. Auch in Nisch lief am 12.7. nicht alles glatt; am 1.8. war man dann in Konstantinopel.



Noch unerfreulicher verlief ein dritter Zug ebenfalls einfacher Leute, die wohl überwiegend aus Süddeutschland stammten. Eine Gruppe stand unter Leitung eines Gottschalk, eine zweite unter Leitung eines Volkmar. Diese beiden Gruppen waren bereits in unserer Gegend, als sie von den "Heldentaten" einer dritten Gruppe hörten. Deren Anführer war ein Graf, Graf Emicho von Leiningen. Dessen Zug zeichnet sich dadurch aus, daß seine Mitglieder den Kampf gegen die Feinde Christi bereits im eigenen Land beginnen wollten; Opfer ihres Eifers waren die Juden.

Das christlich-jüdische Verhältnis war im Mittelalter nie ganz spannungsfrei. Dafür gab es zwei Gründe: religiös-historische und wirtschaftliche. Der religiöse Grund liegt auf der Hand: es waren die Juden, die von Pilatus den Tod Christi verlangt hatten. Im Johannes-evangelium wendet Pilatus ein: "Ich finde keine Schuld an ihm." Daraufhin rufen die Juden: "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Entsprechend werden die Zerstörung Jerusalems durch Kaiser Titus und die Diaspora, die Zerstreuung der Juden über die ganze Welt, als die göttliche Strafe und die Erfüllung dieser Selbstverfluchung angesehen.

Das wirtschaftliche Motiv liegt im sogenannten kanonischen Zinsverbot. Eine Bestimmung des mosaischen Gesetzes verbietet es den Juden, von einem Glaubensbruder Zinsen für Kredite zu verlangen, während dies Nichtjuden gegenüber erlaubt ist. Diese Bestimmung wurde ins christliche Kirchenrecht übernommen, so daß also auch Christen voneinander keine Zinsen verlangen dürfen. Zinsgeschäfte zwischen den Religionen sind aber sehr wohl möglich, wobei in der Praxis stets der Jude als Kreditgeber, der Christ als Kreditnehmer auftrat. Der Gedanke, daß man mehr Geld zurückzahlen muß, als man sich geliehen hat, ist einem primitiven Wirtschaftsverständnis aber völlig fremd. Einem überschuldeten Kleinadligen – ein solcher war Emicho von Leiningen wohl – mußte der Jude also als

Kredithai erscheinen, der ihn durch Zinsforderungen zugrunde richten wollte. Die Frage, warum ihm kein christlicher Glaubensbruder das Geld ohne Zinsen geliehen hatte, stellte er sich nicht.

Es kommt aber noch ein dritter Aspekt hinzu, der in der Forschung meines Erachtens bisher nicht ausreichend beachtet wird. Im frühmittelalterlichen Europa wußte man praktisch nichts über den Islam, und umgekehrt genauso. Man muß deshalb fragen, ob die einfachen Leute Juden und Moslems überhaupt unterscheiden konnten oder ob sie die europäischen Juden nicht für einen Außenposten **der** Feinde hielten, die im Heiligen Land bekämpft werden sollten. Selbst demjenigen, der ein bißchen Ahnung hatte und vielleicht sogar auf einer Pilgerreise echte Muslime gesehen hatte, mußte die Ähnlichkeit der äußeren Formen auffallen: Sprache, Schrift, Gebräuche (z. B. die Waschungen vor dem Gebet), all das stimmte weitgehend überein.

Wie dem auch sei, der Zug Emichos von Leiningen war von einer Kette antisemitischer Ausschreitungen, um nicht zu sagen Pogrome, begleitet: 3. Mai 1096 Speyer, 18.–20. Mai Worms, 25./26. Mai Mainz, 1. Juni Köln und Trier, 24.–27. Juni Neuß, Wevelinghofen, Elles, Xanten. (Beiläufig: das Wort "Pogrom" kommt aus dem Russischen und bedeutet so viel wie Zertrümmerung; man ist immer geneigt, es für ein griechisches Wort zu halten und dann "Progrom" zu schreiben, aber das ist falsch.) Die Kunde von diesen Ereignissen am Rhein drang bis zu den beiden anderen Gruppen, die schon weiter unterwegs waren und daraufhin am 30. Juni in Prag bzw. Regensburg ebenfalls die Juden angriffen. Keiner dieser drei Haufen kam übrigens auch nur bis Konstantinopel, sondern sie wurden in Ungarn vernichtet. Emicho von Leiningen gelang die Flucht, und er kehrte nach Hause zurück.

Das eigentliche Kreuzheer bestand aus fünf Abteilungen, die unter der Leitung

- des Grafen Hugo von Vermandois
- des Herzogs Gottfried von Bouillon, begleitet von seinem Bruder Balduin
- Bohemunds von Tarent
- des Grafen Raimund IV. von Toulouse und
- des Herzogs Robert von der Normandie und des Grafen Roberts II. von Flandern

standen. Von diesen zog Gottfried von Bouillon die Donau entlang und durch Ungarn, passierte mithin auch unsere Stadt, die übrigen zogen durch Italien bzw. an der östlichen Adriaküste entlang und durchquerten dann Griechenland.

Besonders kurios ist der Fall Bohemunds von Tarent. Er war nämlich gerade dabei, die Stadt Amalfi zu belagern, als eine Gruppe von Kreuzfahrern ankam. Das Belagerungsheer lief sofort zu diesem über, so daß Bohemund die Belagerung abbrechen und mit auf Kreuzfahrt gehen mußte. Die Züge verliefen einigermaßen friedlich, nur in Selymbria und in Russa in Thrazien kam es zu Gewaltakten.

Im Zeitraum von Dezember 1196 bis April 1197 trafen sie alle vor Konstantinopel ein.

Ende April wurden die Kreuzfahrer auf die andere Seite des Bosphorus übergesetzt, und damit begann der eigentliche Kreuzzug. Er verlief in vier Abschnitten:

1. die Eroberung von Nikäa am 19.6.1097
2. die Schlacht von Dorylaion am 1.7.1097
3. die Eroberung von Antiochien am 3.6.1098 und schließlich
4. der Eroberung Jerusalems am 14./15. Juli 1099.

Als Vertreter des Kaisers Alexios nahm ein Byzantiner namens Tatiokios an dem Zug teil; ihm und den päpstlichen Legaten Bischof Ademar von Le Puy gelang es, bis in den Herbst 1098 die auseinanderstrebenden Interessen der, wie gesagt: im Prinzip gleichberechtigten, Anführer zu bündeln. Ademar war außerdem militärisch begabt, was man von späteren Legaten nicht unbedingt sagen kann.

Nikaia (oder Nizäa) war die Hauptstadt des seldschukischen Sultanates, das sich, wie wir schon gehört haben, nach der Katastrophe von Mantzikert über fast ganz Kleinasien ausgebreitet hatte. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Ort beinahe in Sichtweite von Byzanz lag, was die Größe der islamischen Bedrohung zeigt.



Die Stadt war zudem von symbolischer Bedeutung, weil dort im Jahre 325 das erste ökumenische Konzil der Christenheit getagt hatte; zu seinen Beschlüssen gehörten das Glaubensbekenntnis, das heute noch in Gebrauch ist, und die Festlegung des Osterdatums. Die Eroberung Nizäas gelang nach kurzer Belagerung und Abwehr eines Entsatzversuches am 19. Juni 1097. Dabei fielen den Christen der gesamte Staatsschatz und die Familie des Sultans in die Hände. Der Sultan selbst war abwesend und hatte die Lage offenbar nicht ernst genommen.

Zugegen war der Sultan dann am 1. Juli 1097 bei der Schlacht von Dorylaion, aber dabei beging er erneut einen entscheidenden taktischen Fehler. Modern gesprochen: seine Aufklärung versagte. So wußte er nicht, daß die Kreuzfahrer ihr Heer geteilt hatte und in zwei Abteilungen marschierten. Der Sultan hielt also die erste Abtei-

lung für das gesamte christliche Heer, griff sie an und glaubte schon gewonnen zu haben, als die zweite Abteilung eintraf und den vermeintlichen Sieg in eine Niederlage verwandelte. Danach zog das Kreuzheer über Laodizäa, das man aus der Geheimen Offenbarung kennt, nach Ikonion.



Dann teilte sich das Heer. Das Hauptheer zog den etwas längeren, aber besser begehbaren Weg über Cäsarea Mazacha. Eine kleinere Abteilung unter Balduin von Boulogne und Tankred stieg direkt durch die Kilikische Pforte zum Mittelmeer hinunter. In Marasch trafen beide Abteilungen wieder zusammen. Balduins abweichende Route war nicht uneigennützig gewählt: er hoffte, in Kilikien ein Fürstentum für sich begründen zu können, was aber mißlang. Wir werden noch sehen, wie er später eine zweite Chance nutzte und an der Eroberung Jerusalems nicht beteiligt war. Die Zusammenarbeit mit dem Kaiser war zu diesem Zeitpunkt noch gut: während die Kreuzfahrer direkt nach Jerusalem vorstießen, sicherte Alexios in ihrem Rücken die Fläche.

Am 20. Oktober 1097 standen die Kreuzfahrer vor Antiochien. Antiochia war eines der fünf Patriarchate und stand folglich mit Rom und Byzanz auf einer Ebene. Insofern war also die Rückeroberung Antiochias mehr als nur eine Etappe auf dem Weg nach Jerusalem. Die Stadt mußte fast neun Monate belagert werden, bis sie erstürmt werden konnte. Während dieser Zeit bestand stets die Gefahr eines Entsatzangriffes, der aber zunächst nicht zustande kam, weil die benachbarten islamischen Fürsten untereinander zerstritten waren. Auch blieb bei der Erstürmung die Zitadelle der Stadt in islamischer Hand. Am 3. Juni wurde Antiochia erstürmt, am 5. Juni traf dann doch ein muslimisches Entsatzheer ein, so daß sich nunmehr die Christen in der Stadt belagert sahen. Kaiser Alexios setzte seinerseits ein Heer in Marsch, um den belagerten Christen zu Hilfe zu kommen. Dann aber erhielt er die falsche Nachricht, die Stadt sei bereits von den Moslems erobert worden, und rief das Heer zurück; seitens der Kreuzfahrer wurde ihm das als Verrat ausgelegt, die Beziehungen zwischen dem Kaiser und den Kreuzfahrern verschlechterten sich rapide.

Bekanntlich spielen bei militärischen Vorgängen psychologische Faktoren – die sogenannte Stimmung in der Truppe – eine mindestens genauso große Rolle wie die tatsächliche Lage und

Stärke. Ein gutes Beispiel dafür ist das, was jetzt im belagerten Antiochia geschah: aufgrund der Vision eines gewissen *Petrus Bartholomeus* wurde am 14. Juni eine der bedeutendsten christlichen Reliquien auf- bzw. wiederaufgefunden: die heilige Lanze. Also jene Lanze, mit der der Centurio Longinus dem gekreuzigten Christus in die Seite stach, um festzustellen, ob er bereits tot sei. Die Auffindung der Reliquie stärkte die Zuversicht der Belagerten so sehr, daß sie am 28. Juni einen Ausfall unternahmen und das Belagerungsheer besiegten. Daraufhin ergab sich auch die Zitadelle.

Die Echtheit der Reliquie und Vision lassen sich nicht überprüfen. Es gab bereits eine Heilige Lanze, und zwar im Reliquienschatz der deutschen Könige; ihr Besitz spielte 100 Jahre zuvor bei der Machtergreifung Kaiser Heinrichs II. eine wichtige legitimierende Rolle. Auch die unmittelbaren Zeitgenossen äußerten Zweifel, so daß Petrus Bartholomeus anbot, sich dem Gottesurteil der Feuerprobe zu unterziehen, was am 8. April 1099 auch geschah. An den dabei erlittenen Verbrennungen ist er zwölf Tage später gestorben; dadurch war er nach mittelalterlicher Rechtsauffassung als Betrüger entlarvt.

Auf dem Weg nach Antiochien hatte Balduin von Boulogne mit einer Gruppe von Rittern den gemeinsamen Zug verlassen, um in Edessa am Oberlauf des Euphrat eine selbständige Grafschaft zu errichten. In Antiochia blieb der Normanne Bohemund zurück und gründete dort ein Fürstentum. Ein Jahr zogen die Kreuzfahrer schließlich weiter und erstürmten am 15. Juli 1099 Jerusalem.

Balduin von Boulogne, besonders aber Bohemund, die also im Heiligen Land Fürsten werden, was ihnen in Europa nicht möglich gewesen wäre, bilden zweifellos die historische Vorlage für eine Gestalt, die Sie aus dem Parzival kennen, nämlich dessen Vater Gahmuret, von dem die ersten beiden Bücher des Epos handeln; Parzival selbst wird erst zu Beginn des dritten Buches geboren. Gahmuret ist einer der nachgeborenen Söhne, die nicht erben können; und obwohl sich sein älterer Bruder ihm gegenüber ausgesprochen großzügig verhält, zieht er es vor, in die Fremde zu ziehen. Im Königreich Zazamanc befreit er die Königin Belacâne aus der Belagerung durch Konkurrenten (man könnte auch sagen: ungebetene Freier) und heiratet sie schließlich, obwohl ihre Hautfarbe ein tiefes Schwarz ist. Aus der Vereinigung geht ein Sohn hervor, Feirefiz, den sich der Dichter kurioserweise schwarz-weiß-gesprenkelt vorstellt. Beiläufig: durch eine solche Einheirat in das lokale Fürstengeschlecht und anschließende Beseitigung des Schwiegervaters gewinnt Balduin von Boulogne die Herrschaft über die Grafschaft Edessa.

Zurück zur Dichtung: Gahmuret verläßt seine schwarze Frau noch vor der Geburt des Sohnes und kehrt nach Europa zurück, wo er die Hand der Herzloyde, Herrscherin über Wåleis, Norgals und Anschowe gewinnt; er wählt sie, obwohl sich die verwitwete Königin von Frankreich, Ampflise, ihm geradezu an den Hals schmeißt. Wir kommen im nächsten Kapitel auf diese Konstellation zurück. Aus dieser zweiten – bigamistischen – Ehe, aber so etwas kommt bei den Kreuzfahrern häufiger vor, geht ebenfalls ein Sohn hervor, eben Parzival. Auch ihn bekommt Gahmuret nicht zu sehen, weil er zuvor ge-

waltsam ums Leben kommt. Mit Parzival befassen wir uns noch im vorletzten Kapitel. Aber jetzt wieder in die reale Geschichte.

Die Verträge der Kreuzfahrer mit Kaiser Alexios sahen, wie gesagt, vor, daß die zurückeroberten Gebiete den Byzantinern zu übergeben seien, zu deren Unterstützung das ganze Unternehmen ja ursprünglich in Gang gebracht worden war. Diese Verträge wurden nicht eingehalten. Es wurde aber auch kein einheitlicher Kreuzfahrerstaat geschaffen, sondern das Königreich Jerusalem umfaßte selbst in seiner größten Ausdehnung nur das Gebiet von Beirut bis zur Südspitze des Toten Meeres. Nördlich davon lagen mehrere selbständige Staaten, die dem Königreich bestenfalls durch eine formale Lehensbeziehung untergeordnet waren; deren wichtigste waren die schon erwähnte Grafschaft Edessa, das Fürstentum Antiochia und die Grafschaft Tripolis.



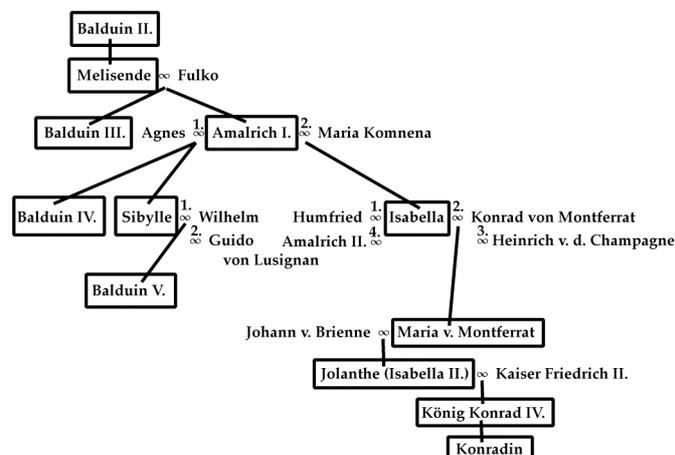
Byzanz profitierte also nur wenig vom Erfolg des Kreuzzuges. Es wäre aber falsch, zu sagen, es habe gar nicht davon profitiert, denn es gelang ihm gewissermaßen im Windschatten des abendländischen Erfolges, die seldschukische Herrschaft in Kleinasien ein Stück zurückzudrängen, und unter Alexios' Nachfolger war sogar eine Expansion an der Küste entlang bis in die Gegend um Antiochia möglich. Das gesteigerte Mißtrauen der lateinischen und der griechischen Christen untereinander war aber ein ziemlich hoher Preis dafür.

Die islamische Reaktion ließ zunächst auf sich warten, da auch auf deren Seite kein einheitlicher Staat bestand, sondern rivali-

sierende Teilgebiete. Im christlichen Königreich Jerusalem, das lediglich eine formale Lehnsoberrherrschaft über die anderen Kreuzfahrerstaaten ausübte, stand zunächst Gottfried von Bouillon an der Spitze. Er lehnte es ab, sich König nennen und als solcher krönen zu lassen, und zwar mit der frommen Begründung, er wolle dort keine goldene Krone tragen, wo einst Christus die Dornenkrone getragen habe – was dazu führt, daß er selbst gelegentlich mit einer Dornenkrone abgebildet wird.



Er nannte sich also nicht König, sondern nur "Vogt des Heiligen Grabes". Als er schon 1100 starb, folgte ihm sein Bruder Balduin I. nach, bis 1118. Balduin hatte weniger Skrupel und nahm den Königstitel an, ebenso alle seine Nachfolger. Da Balduin kinderlos starb, obwohl er mehrmals verheiratet war, darunter auch mit zwei Frauen gleichzeitig, fand eine Königswahl statt, aus der Balduin II. von Le Bourg hervorging. Diesem folgte 1131 seine Tochter Melisende gemeinsam mit ihrem Gatten Fulko von Anjou; diese Ehemänner erbberechtigter Prinzessinnen hießen im Königreich Jerusalem nicht Prinzgemahl, sondern galten als echte Könige und wurden auch zu solchen gekrönt. Als Fulko 1143 starb, übernahm Melisende gemeinsam mit ihrem zunächst noch minderjährigen Sohn Balduin III. die Regierung.



10. KAPITEL: DIE REISE NACH OSTEN (II): DER 2. KREUZZUG, ODER: BLAMAGE VOR DAMASKUS

DER ERFOLG DES 1. KREUZZUGES war, wie wir im vorigen Kapitel gehört haben, trotz aller Probleme so überwältigend und überraschend, daß er nur durch eine besondere Begünstigung der Kreuzfahrer durch Gott selbst erklärt werden konnte: *Gesta dei per Francos* (Taten Gottes durch die Abendländer), wie eine der Chroniken sich ausdrücklich nennt. Dahinter steht die uralte und im Grunde bis

heute nicht völlig erloschene Vorstellung, daß der Krieg eine Art Zweikampf oder Duell sei, in dem Gott demjenigen den Sieg verleiht, der im Recht ist; noch im deutsch-französischen Krieg 1870 telegraphierte Wilhelm I. nach dem Sieg in der Schlacht von Sedan nach Hause: "Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" In der Auseinandersetzung mit dem Islam stellte sich allerdings die Frage, wie es dann überhaupt möglich war, daß die Ungläubigen Siege erringen konnten. Hier greift ein anderes Erklärungsmodell: nicht weil Gott die Heiden liebt, verleiht er ihnen den Sieg, sondern als Strafe für unsere Sünden.

Erleichtert wurde der Erfolg des 1. Kreuzzuges durch die Uneinigkeit der muslimischen Herrscher, die die Bedrohung zu spät erkannten, aber auch anschließend ständig geneigt waren, die christlichen Staaten in den innermuslimischen Machtspielen zu instrumentalisieren. Ausschlaggebend war der Gegensatz zwischen den Seldschuken in Syrien und den Fatimiden in Ägypten, was gleichbedeutend ist mit der konfessionellen Spaltung des Islam in Sunniten und Schiiten, der ja, wie Sie täglich in den Nachrichten hören können, bis heute blutig virulent ist.

Der überraschende Erfolg des Kreuzzuges hatte zunächst den Umstand überdeckt, daß man sich keine Gedanken darüber gemacht hatte, wie es danach weitergehen sollte. Eine Wiedereingliederung in das oströmische Reich wäre logisch gewesen und hätte auch der Absicht von Kaiser und Papst entsprochen, war aber durch den Verlauf der Ereignisse hinfällig geworden. Ein zweites kam hinzu: der Kreuzzug war konzipiert als bewaffnete Pilgerfahrt. Wenn ein Pilger das Ziel seiner Pilgerreise erreicht hat, gibt es für ihn zwei Möglichkeiten: entweder er stirbt dort, in der Nähe der Heiligen, einen gottseligen Tod – aus mittelalterlicher Sicht ist das das schönste Ende einer Pilgerfahrt –, oder er kehrt nach Hause zurück. Daß er sich am Zielort seiner Reise dauernd niederläßt, ist eigentlich nicht vorgesehen.

Für die Kreuzfahrerstaaten bedeutete dies, daß sie auf ständigen Nachschub und ständige Hilfe aus dem Abendland angewiesen waren; aus sich allein heraus waren sie nicht lebensfähig. Im Laufe der Zeit entstanden zwar Organisationen, die im Lande selbst ansässig waren, insbesondere die Ritterorden, aber an der grundsätzlichen Situation änderte dies nichts. Und auch die Ritterorden waren stets auf Zuzug aus Europa angewiesen. Die Kreuzzugsbegeisterung des Abendlandes ließ aber ständig nach und mußte immer neu entfacht werden. Dafür gab es mehrere Möglichkeiten: durch materielle Vergünstigungen – etwa in den Ritterorden –, durch strafweise Abordnung oder durch Propaganda. Propaganda waren die Kreuzzugspredigten, aber auch die Literatur konnte mithelfen.

In diese Reihe gehört ein Gedicht Walthers von der Vogelweide, in dem er die Empfindungen eines soeben im Heiligen Land angekommenen Pilgers oder Kreuzfahrers schildert. Das Gedicht ist beiläufig auch deswegen so interessant, weil die zugehörigen Noten erhalten sind:

Nû allerêrst lebe ich mir werde,

*sît mîn sündic ouge siht
daz reine lant und ouch die erde,
den man sô vil êren giht.
Mirst geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ got mennischlichen trat.*

"Nun erst hat das Leben für mich einen Wert, seitdem mein sündiges Auge das reine Land und auch den Boden schaut, den man so rühmt und preist. Mir ist erfüllt worden, worum ich immer gebeten habe: ich bin an die Stätte gekommen, wo Gott in Menschengestalt wandelte."

*Schoëniu lant rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
so bist duz ir aller êre.
Waz ist wunders hie geschehen!
Daz ein magt ein kint gebar,
hêrre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?*

"Wie viele schöne, reiche und herrliche Länder ich auch gesehen habe, so bist du doch die Krone von allen. Welches Wunder ist hier geschehen! Daß eine Jungfrau ein Kind gebar, heiliger als alle Engel, war das etwa kein vollkommenes Wunder?"

*Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine sî.
Sît liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî.
Anders wæren wir verlorn.
Wol dir, sper, kriuz unde dorn!
Wê dir, heiden! Deist dir zorn.*

"Hier ließ sich der Reine taufen, daß der Mensch entsühnt sei. Dann gab er sich selber hin, damit wir Unfreien frei würden. Wir wären sonst verloren. Heil dir, Lanze, Kreuz und Dornenkrone! Weh dir, Heidenschaft! Du bist darob erzürnt."

Daß es sich nicht nur um einen frommen Pilgersmann, sondern tatsächlich um einen Kreuzfahrer handelt, geht aus der letzten Strophe hervor:

*Kristen, juden unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî.
Got müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
Al diu welt diu strîtet her.
Wir sîn an der rehten ger.
Reht ist, daz er uns gewer.*

"Christen, Juden und Heiden behaupten, dies sei ihr ererbtes Land. Gott möge um seiner Dreieinigkeit willen dem Rechte gemäß ent-

scheiden. Alle Welt erhebt Anspruch darauf, doch unser Anspruch ist berechtigt. Es ist gerecht, daß er ihn uns erfülle."

Die Hauptschwäche des neuen Königreiches Jerusalem war also sein Mangel an Menschen, vor allem an Rittern. Das hatte zwei Folgen: erstens, es kamen zwar immer wieder einzelne Gruppen, mitunter ganze Kreuzzüge, zur Hilfe ins Land, jedoch oft mit fragwürdigem Ergebnis. Diese Leute drängten darauf, sofort gegen die Ungläubigen zu kämpfen; taktischen Überlegungen oder auch nur guten Ratschlägen, die die einheimischen Barone aus ihrer Kenntnis der Situation gaben, waren sie meist unzugänglich. Zum Beispiel war ihnen ein so elementares Problem wie die Wasserversorgung in einem Land, das zu Dreivierteln aus Wüste besteht, zumeist unklar; in West- und Mitteleuropa stellt sich diese Frage ja kaum. Der König hatte also größte Mühe, diese Neulinge im Zaum zu halten und ihre Kräfte sinnvoll einzusetzen. Besonders schwierig war das, wenn an der Spitze solcher Unternehmen seinerseits ein König stand, so beim 2. und 3. Kreuzzug, wie wir noch hören werden; dann hatte der König von Jerusalem im eigenen Land praktisch nichts mehr zu sagen. Es gab aber auch den umgekehrten Fall: abendländische Ritter weigerten sich, trotz dringendem Bedarf, zu kämpfen, weil sie ja nur friedliche Pilger seien; dies wird etwa für Heinrich den Löwen berichtet, der 1172 eine pompöse Pilgerreise nach Jerusalem unternahm.

Die Erbfolgeverhältnisse der Königsdynastie in Jerusalem sind so kompliziert, daß ich sie hier nicht im Einzelnen vorführen will. Bemerkenswert ist dabei freilich, daß die Frauen als vollberechtigte Trägerinnen des Erbrechts fungierten und mehrfach selbst regiert haben. Unter den Königen, die wiederholt aus dem Abendland importiert werden mußten, gibt es mehrere Bigamisten, sogar einen Trigamisten und einen Heiratsschwindler; ich habe im letzten Kapitel im Zusammenhang mit Gahmuret, dem Vater Parzival, schon darauf hingewiesen. Wie weit hier die großzügigeren Regeln des Islam abfärbten, lasse ich dahingestellt.

Das Jahr 1144 brachte eine Katastrophe für die christlichen Staaten, denn es gelang der muslimischen Seite, das Fürstentum Edessa zu erobern, das auch nie wieder zurückgewonnen werden konnte. Das Abendland war schockiert, blieb aber zunächst lethargisch. Königin Sibylle und König Guido richteten einen Hilferuf an den französischen König Ludwig VII. Dieser war bereit, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen, stieß bei seinen Vasallen aber auf frostige Aufnahme. Es brauchte also wie 1096 einen begeisternden Kreuzzugsprediger, und der wurde gefunden in Bernhard von Clairvaux. Hier eine Abbildung aus dem 13. Jahrhundert, die aber keine Portraitähnlichkeit bieten will:



Bernhard von Clairvaux war eine zwiespältige Gestalt, die zwischen mönchischer Kontemplation und politischem Aktionismus hin- und herschwankte. Er nannte sich selbst "die Chimäre seines Jahrhunderts". Bernhard war Zisterzienser, d. h. Mitglied des damals

modernsten und strengsten Ordens, und zwar war er Abt von Clairvaux, eines der fünf Urklöster des Ordens; Sie erinnern sich aus dem Kapitel über Burgund. Er ist berühmt für seine intensive Marienfrömmigkeit, die im Übrigen generell für die Zisterzienser typisch ist. In Dantes Divina Comedia führt er den Dichter durch die obersten Kreise des Paradiso, die selbst Beatrice unzugänglich sind. Er starb am 20. August 1153 und wurde am 1174 heiliggesprochen. Außerdem wurde er 1830 zum "Kirchenlehrer" erklärt. Er trägt den Beinamen *doctor mellifluus*, der "honigsüße Lehrer", was einiges über seine rhetorischen Fähigkeiten aussagt.

Ob seine Heiligsprechung gerechtfertigt war, darf man bezweifeln, wenn man die andere Seite seines Wesens betrachtet: er verfolgte den modernsten wissenschaftlichen Denker seiner Zeit, Petrus Abälard, und er war ein Rassist. Von 1130 bis 1139 bestand ein Schisma zwischen den Päpsten Innozenz II. und Anaklet II., wobei bis heute offen ist, wer rechtmäßiger Papst und wer Gegenpapst war. Anaklet II. war der Sohn eines konvertierten reichen jüdischen Kaufmanns. Bernhard von Clairvaux bekämpfte ihn mit der Begründung, es sei eine Schande für die Kirche, wenn der Sohn eines Juden Papst werden könne.

Bernhard von Clairvaux hielt also am 31. März 1146 in Vézelay eine flammende Kreuzzugspredigt, die den gewünschten Erfolg hatte. Aber er beschränkte sich in seinen Predigten nicht auf Frankreich, wie es geplant war, sondern dehnte seine Kreuzzugspropaganda auch auf Deutschland aus, mit dem Erfolg, daß auch der deutsche König Konrad III. an Weihnachten 1146 das Kreuz nahm, und viele deutsche Adlige mit ihm.

Die Entscheidung Konrads III., des ersten staufischen Königs, war überraschend – wenn sie nicht diesmal wirklich im Überschwang der Gefühle getroffen war –, denn Konrad ließ sein Reich in einer schwierigen Situation zurück. Über seine staatsstreichartige Wahl und die daraus folgende Probleme mit den Welfen habe ich schon im 8. Kapitel berichtet. Er brach also im Frühjahr 1147 nach Palästina auf, und zwar auf dem Landweg. Im Februar 1147 hielt er einen Hoftag, auf dem auch der Passauer Bischof Reginbert das Kreuz nahm. Den Bischof finden wir dann Anfang Juni in Wien, wo er die Stefanskirche weihet – Sie wissen, daß der Wiener Stephansdom ursprünglich eine ganz normale Passauische Pfarrei ist –, am 10. November 1147 stirbt der Bischof aber auf dem Kreuzzug.

Die Motive des deutschen Königs für den Kreuzzug bleiben unklar. Durch ein außenpolitisches Abenteuer von innenpolitischen Schwierigkeiten ablenken zu wollen, ist fast eine Standardhandlungsweise von Politikern, bis in die jüngste Zeit – es genügt hier, an den Falklandkrieg zu denken. Auf der anderen Seite hätten sich Konrads Probleme bei einer erfolgreichen Rückkehr vom Kreuzzug quasi in Nichts aufgelöst. Aber auch ehrliche religiöse Motive sollten wir ihm nicht von vornherein absprechen. Äußerlich gesehen war es ein glänzender Heereszug, dem sich auch die beiden Könige Wladislaw von Böhmen und Boleslav von Polen anschlossen. Ferner nahmen Heinrich von Österreich, Herzog von Bayern, sowie der Neffe des Königs, Herzog Friedrich, der spätere Kaiser Friedrich Barbarossa,

an dem Zug teil. Das Heer marschierte sehr diszipliniert, nur in Philippopol und Adrianopel gab es die üblichen Probleme. Am 10. September 1147 langte man vor Byzanz an.

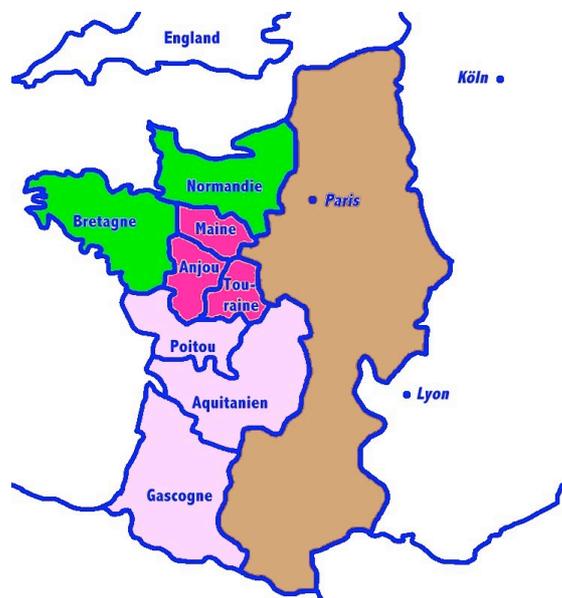
Das französische Kontingent brach etwas später, am 8. Juni 1147, in St. Denis nahe Paris auf, war am 29. Juni in Regensburg und am 4. Oktober vor Byzanz. Den König Ludwig VII. begleiteten die Königin Eleonore



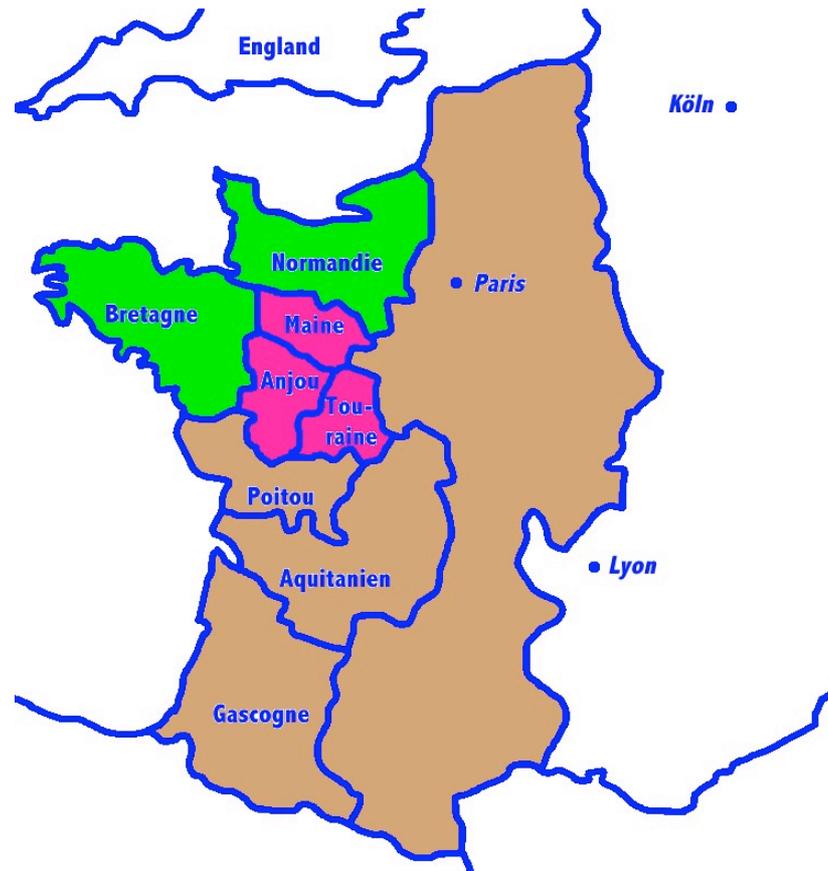
und mehrere andere Damen;. Ob die Königin selbst mitziehen wollte oder ob der König sich nicht traute, sie allein zurückzulassen, ist unsicher. Der König und die Königin von Frankreich waren nämlich ein ungleiches Paar: König Ludwig VII. war überaus fromm, die Königin Eleonore mehr den weltlichen Freuden zugetan. Hier sehen Sie die Eheschließung des Paares und den Aufbruch zum Kreuzzug in einer späteren Darstellung:



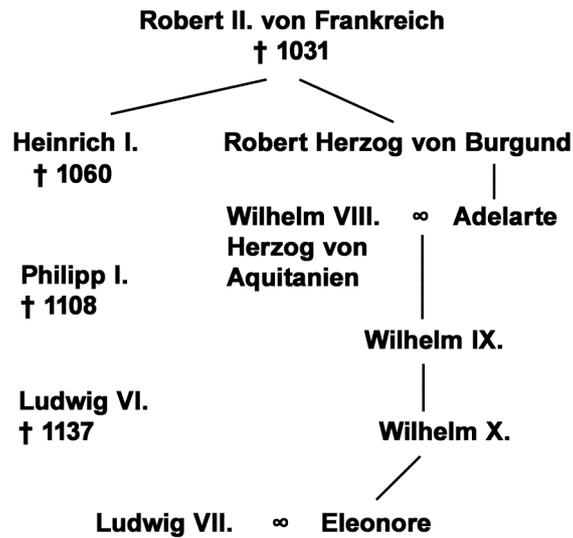
Die Ehe war ausschließlich politisch motiviert, denn Eleonore war eine der reichsten Erbinnen von Frankreich, die ihrem Mann insbesondere das südfranzösische Poitou, Aquitanien und die Gascogne mit in die Ehe brachte. Bislang war die einigermaßen effektive Herrschaft des Königs nämlich auf die hier braun eingefärbten Gebiete beschränkt:



Jetzt, nach der Eheschließung mit Eleonore, sah es so aus:

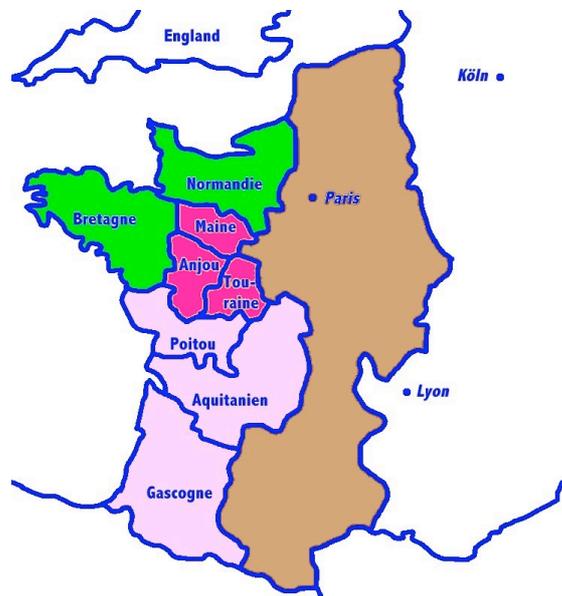


Eleonore von Aquitanien ist bekannt als die "Königin der Troubadoure", und es führt kein Weg daran vorbei, daß die "Hohe Minne", entgegen aller Theorie, im Grunde Ehebruch bedeutete. Zumindest mußte der mönchisch veranlagte König das so empfinden, und das Verhalten der Königin in Palästina war nicht geeignet, diese Vermutung zu widerlegen. Um es kurz zu machen: noch während des Kreuzzuges zeigte es sich, daß die Ehe, modern gesprochen, "unheilbar zerrüttet" war; die Königin kündigte an, sie werde nach der Rückkehr beim Papst die Auflösung der Ehe beantragen. Als Begründung diente, wie üblich, eine zu nahe Verwandtschaft, denn aus der Ehe waren bereits mehrere Kinder, allerdings nur Töchter, hervorgegangen. Und zwar stammen Eleonore in der 5. und Ludwig in der 4. Generation von König Robert II. von Frankreich ab:

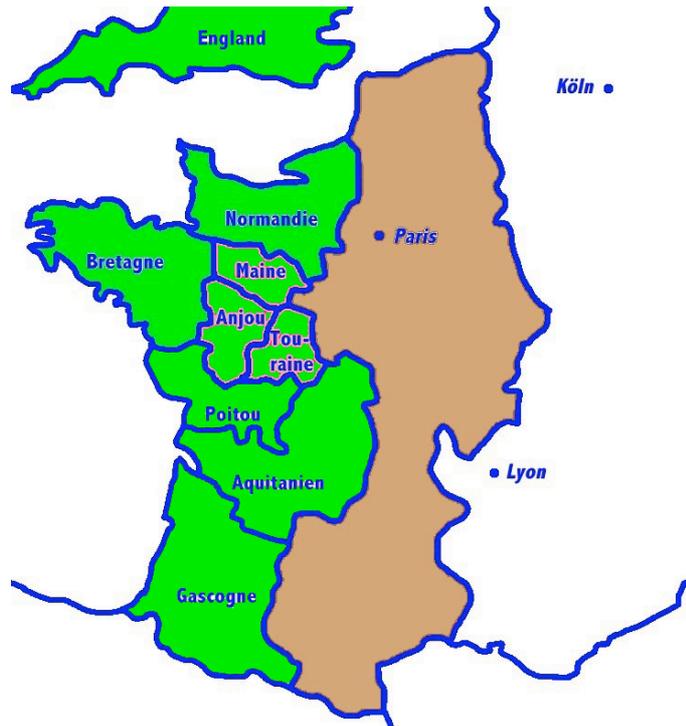


Auf dem Rückweg vom Kreuzzug kamen beide, wenn auch schon auf verschiedenen Schiffen, durch Rom, wo der Papst versuchte, die Ehe zu retten. Dazu arrangierte er eine Art zweiter Hochzeitsnacht auf einem Prunkbett; die Szene könnte direkt aus einem mittelalterlichen Roman stammen. Aber vergeblich.

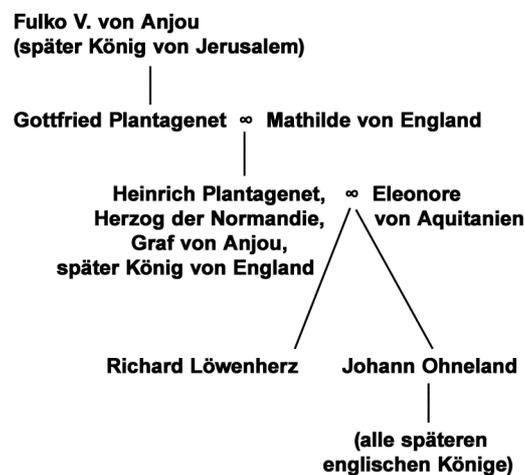
Die Ehe wurde also 1152 getrennt; dadurch verlor Ludwig auch die reiche Mitgift Eleonores und war wieder auf seine östliche Kegelbahn beschränkt:



Es kam aber noch schlimmer: noch im selben Jahr heiratete Eleonore erneut, und zwar Heinrich, den Grafen von Anjou, Maine und Touraine. Dieser Heinrich mit dem Beinamen *planta genista*, französisch Plantagenêt, englisch Plantagenet, war aber von seiner Mutter Mathilde her bereits Herzog der Normandie und der Bretagne und wurde 1154 sogar König von England. Das heißt, die gesamte Westhälfte Frankreichs stand praktisch unter englischer Herrschaft.



Die rein politisch motivierte Ehe zwischen Heinrich und Eleonore erwies sich indes als Katastrophe, aber diesmal zog **sie** den Kürzeren und stand unter anderem 16 Jahre lang unter Hausarrest. Nichtsdestotrotz gingen aus ihr zwei berühmte Söhne hervor: Richard Löwenherz und Johann Ohneland.



Auch König Ludwig von Frankreich hatte aus einer späteren Ehe einen Sohn, der auch sein Nachfolger wurde, Philipp II. Augustus.

Wie man sieht, gelang es den beiden Königen von Deutschland und Frankreich mühelos, ihre heimischen Probleme mit ins Heilige Land zu nehmen. Auf dem Weg durch Kleinasien erlitt das deutsche Kontingent am 25. Oktober 1147 eine Niederlage bei Dorylaion, also genau dort, wo der erste Kreuzzug seinen ersten wichtigen Sieg erfochten hatte. Dann erkrankte König Konrad in Ephesos so schwer, daß er nach Byzanz zurückkehrte und dort behandelt wurde. Die Zeit der Rekonvaleszenz nutzte er für politische Verhandlungen.

Unter anderem wurde eine Ehe verabredet zwischen Heinrich Jasomirgott von Österreich, also dem von ihm eingesetzten Herzog von Bayern, und der Nichte des Kaisers, Theodora; und dies blieb nicht die einzige staufisch-griechische Heirat.

Der wieder genesene Konrad fuhr dann später zu Schiff direkt nach Palästina. Der übriggebliebene Teil des deutschen Heeres und das französische Heer stiegen verlustreich zum Mittelmeer hinunter. In Attalia verließ auch König Ludwig VII. das Heer und fuhr zu Schiff voraus, ebenso eine zweite Adelsgruppe. Der Rest des Heeres mochte sehen, wie er weiterkam.

Mitte 1148 finden wir das Kreuzheer mit den beiden Königen in Akkon. Nun zeigte sich, daß man nicht so genau wußte, was man eigentlich tun sollte. Im Kriegsrat prallte der Gegensatz der westlichen Könige, die von der Situation keine Ahnung hatten, und der einheimischen Barone sowie der verschiedenen Ritterorden voll aufeinander. Ein Zug zur Wiedereroberung Edessas wäre konsequent gewesen – immerhin war sein Verlust der Anlaß des Kreuzzuges gewesen –, aber man konnte sich nicht darauf einigen.

Schließlich beschloß man, Damaskus zu erobern, am 24. Juni 1148. Am 24. Juli begann die Belagerung, aber schon am 28. Juli, also gerade einmal vier Tage später, blies man zum Rückzug, als man hörte, ein muslimisches Entsatzheer sei im Anmarsch. Das war die einzige Aktion des 2. Kreuzzuges, der also mit einer ungeheuren Blamage endete. Konrad III. hatte die Nase voll und fuhr am 8. September 1148 in Akkon wieder ab; an Weihnachten war er in Byzanz, wo er ein förmliches Bündnis mit Kaiser Manuel gegen Frankreich und Sizilien abschloß. Außerdem erfolgte die Hochzeit von Heinrich und Theodora. Ludwig VII. hielt noch bis Sommer 1149 durch und fuhr dann über Kalabrien, wo er ein Bündnis mit dem König von Sizilien gegen Deutschland und Byzanz abschloß, und die schon erwähnte Zwischenstation in Rom wieder nach Hause.

11. KAPITEL: DIE REISE NACH OSTEN (III): DIE SPÄTEREN KREUZZÜGE

DAS DEBAKEL DES 2. KREUZZUGES blieb nicht ohne Folgen. Der Ruhm des ersten Unternehmens, das gegen alle Wahrscheinlichkeit zum Erfolg geführt hatte, war endgültig verblaßt. Die westlichen Kreuzfahrer hatten den muslimischen Nachbarn ihre internen Konflikte gewissermaßen auf offener Bühne vorgeführt. Und so wurde immer deutlicher, daß die christlichen Erfolge weniger auf eigener Leistung beruhten als vielmehr auf der Uneinigkeit ihrer Gegner. Den bisherigen Königen von Jerusalem war es gelungen, diese Uneinigkeit geschickt zu schüren, besonders die Rivalität zwischen den sunnitischen Seldschuken in Damaskus und Bagdad und dem schiitischen Kalifat der Fatimiden in Ägypten. Auch die Zusammenarbeit mit Byzanz, besonders mit Kaiser Manuel, hatte sich zusehends verbessert.

Im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts stellte sich die Situation aber grundlegend um. Zunächst brach der byzantinische Stütz-

pfeiler weg. Kaiser Manuel erlitt am 17. September 1176 bei Myriokephalon eine Niederlage gegen die Seldschuken, die so schlimm war, daß er sie selbst mit der Katastrophe von Mantzikert 100 Jahre zuvor verglich, die damals indirekt die Kreuzzugsbewegung ausgelöst hatte. Ganz so dramatisch war es dann doch nicht, aber es lohnt sich, auf der Karte die beiden Schlachtenorte zu vergleichen:



Sie sehen Mantzikert am Ostrand der heutigen Türkei, Myriokephalon dagegen beinahe vor der byzantinischen Haustür. Manuel konnte die Situation gerade noch stabilisieren, ehe er 1180 starb. Aber dann brach in Byzanz das Chaos aus, das schließlich eine neue Dynastie auf den Thron brachte: die Angeloi, und zwar als ersten Isaak II. (1185–1195). die Angeloi schafften es, den byzantinischen Staat endgültig zu ruinieren. Isaaks Tochter heiratete übrigens Philipp von Schwaben, den Bruder Heinrichs VI. und nachmaligen deutschen König.

Ganz anders sah es auf islamischer Seite aus, denn dort erfolgte genau in dieser Zeit der Aufstieg eines Emporkömmlings, dem es gelang, das fatimidische Kalifat in Ägypten zu beseitigen und zugleich die Macht im seldschukischen Sultanat in Syrien und Mesopotamien zu ergreifen. Sie haben den Namen alle schon einmal gehört: Saladin.

Salah ad-Din Yusuf bin Ayyub

صلاح الدين يوسف بن أيوب

ist um 1137/8 geboren. Er stammte aus einer kurdischen Familie. Zusammen mit seinem Vater trat er in das Heer des Emirs von Aleppo, Zengi, ein und diente auch unter dessen Sohn Nur ad-Din, der allmählich zum Herrscher in Syrien und Mesopotamien aufstieg. 1163 begleitete er im Auftrag Nur ad-Din das Heer, das nach Ägypten aufbrach, um dort die Macht zu übernehmen. Dies gelang, und Saladin wurde zunächst Wesir des letzten fatimidischen Kalifen, dann nach dessen Beseitigung, 1171 selbst Sultan von Ägypten. Als Nur ad-Din 1174 starb, übernahm er auch dessen Position in Syrien,

so daß alle islamischen Staaten in der Nachbarschaft der Kreuzfahrerstaaen in einer Hand vereinigt waren.



Saladin, hier seine Abbildung auf einer zeitgenössischen Münze, war ein persönlich sehr frommer Mensch, der offenbar insbesondere die Regeln des Gastrechtes unverbrüchlich einhielt. Gewisse Züge einer ritterlichen Gesinnung rücken ihn in die Nähe eines Friedrich Barbarossa oder, wenn Sie westeuropäische Autoren konsultieren, eines Richard Löwenherz. Dante versetzt ihn in der Göttlichen Komödie (Inf. IV 129) in die Hölle, aber ganz an den Anfang des 1. Höllenkreises, wo zwar Trauer herrscht, aber keine Strafe vollzogen wird. Dort halten sich jene vorwiegend antiken Gestalten auf, denen einzig die Taufe fehlte, die ansonsten aber ein vorbildliches Leben führten, z. B. Homer, Ovid, Hektor, Äneas, Cäsar, Sokrates, Plato, Cicero. Seneca, Averroes usw. Als einzigem Moslem begegnet der Dichter Saladin:

e solo in parte vidi Saladino

Schon damals, kurz nach 1300, setzte also die westliche Verklärung Saladins ein, bis hin zu seiner Darstellung in Lessings Nathan dem Weisen. Aber dieser literarische Saladin hat mit der historischen Gestalt nichts zu tun, wie wir gleich hören werden.

Diesem überlegenen Machthaber hatten Königin Sibylle und König Guido von Lusignan nichts entgegenzusetzen, und so gelang es Saladin, am 3./4. Juli 1187 bei Hattin das Heer des Königreichs Jerusalem vernichtend zu schlagen. Der König selbst und zahlreiche Barone gerieten in Gefangenschaft und mußten sich durch hohe Lösegeldzahlungen freikaufen. Aber das galt nicht für die Angehörigen der Ritterorden. Wie diese behandelt wurden, können wir einer muslimischen Originalquelle entnehmen. Saladins persönlicher Sekretär, 'Imād ad-Dīn al Isfahāni berichtet in seiner Biographie des Sultans wie folgt (ed. Francesco Gabrieli [Hg.], Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht [Zürich/München 1973; Die Bibliothek des Morgenlandes im Artemis Verlag 10] S. 186f.): "Wie Saladin Templer und Hospitaliter behandelt, ihnen den Kopf abschlagen läßt und alle durch ihre Ausrottung erfreut. – Montagmorgen, den 17. Rabī^c II, zwei Tage nach dem Sieg, ließ der Sultan die gefangenen Templer und Hospitaliter suchen und sagte: 'Ich will die Erde von den beiden unreinen Geschlechtern säubern.' Er setzte fünfzig dinār aus für jeden, der einen Gefangenen bringe, und sofort brachte das Heer sie zu Hunderten. ... Eine ganze Schar Gelehrte und Sūfis und eine gewisse Zahl Frommer und Asketen befanden sich bei ihm; jeder bat, ob er nicht einen von ihnen umbringen dürfe, zog das Schwert und krepelte die Ärmel auf. Der Sultan saß mit frohem Gesicht dabei ... Es gab solche, die schnitten und sauber hieben. ... Ich sah solche, die laut lachten und mordeten, die sprachen und handelten: wie viele Versprechungen erfüllten sie, wieviel Lob erwarben sie, ewigen Lohn

sicherten sie sich mit dem vergossenen Blut, wie viele fromme Werke vollbrachten sie mit den Hälsen, die sie durchhieben!"

Dabei ist zu bedenken, daß dies bereits der "Plan B" war: ursprünglich wollte Saladin – nach Ausweis der arabischen Quellen – alle Gefangenen töten lassen, wurde daran aber von dem Heer gehindert, das sich den Erlös aus dem Verkauf der Gefangenen als Sklaven nicht wollte entgehen lassen.

Nach der Schlacht von Hattin eroberte Saladin der Reihe nach die Städte Akkon, Nablus, Jaffa, Sidon, Askalon und Gaza und schließlich am 2. Oktober 1187 Jerusalem, das seither, von einer kurzen Episode im 13. Jahrhundert abgesehen, nie mehr unter christliche Herrschaft kam. Die Hafenstadt Tyrus blieb in christlicher Hand und wurde unter Leitung des Markgrafen Konrad von Montferat energisch verteidigt. Saladin verschob ihre Eroberung in der Erwartung, sie würde ihm binnen kurzem ohnehin zufallen. Die modernen Historiker, die es gewohnt sind, den historischen Gestalten Ratschläge zu geben, sehen darin Saladins entscheidenden Fehler: hätte er sofort nach der Eroberung Jerusalems auch Tyrus angegriffen, hätte er die christliche Herrschaft im Heiligen Land ganz beseitigen können. So blieb ein Ausgangspunkt für ein zweites Königreich Jerusalem, das zwar nur noch einen schmalen Küstenstreifen ohne die namengebende Stadt umfaßte, aber doch noch über 100 Jahre weiterbestand.

Die Katastrophe von Hattin und, mehr noch, der Fall Jerusalems waren der Auslöser für den 3. Kreuzzug. Auch bei diesem Unternehmen gelang es den europäischen Herrschern mühelos, ihre hausgemachten Probleme mit ins Heilige Land zu transportieren und sich dort neue zu schaffen, aber auch ein ausgesprochen unglückliches und unverdientes Ereignis spielte eine Rolle. Der Zug kam erstaunlich schnell in Gang, und zwar brachen das deutsche Kontingent im Frühjahr 1189, das französische und das englische 1190 auf. An der Spitze des deutschen Heeres stand Kaiser Friedrich Barbarossa, der die Verteidigung des Heiligen Landes ganz bewußt als seine kaiserliche Aufgabe übernahm, als oberster Schutzherr der Kirche und der Christenheit. In gewisser Weise war der Kreuzzug auch als Krönung seines Lebenswerkes, als eine Art persönliche Apotheose gedacht. Wir dürfen unterstellen, auch wenn es dafür keinen direkten Quellenbeleg gibt, daß Barbarossa, der 1189 immerhin 67 Jahre alt war, nach einem Erfolg des Unternehmens nicht nach Hause zurückkehren, sondern in Jerusalem sein Leben beschließen wollte. Zur Vorbereitung des Kreuzzuges hielt der Kaiser am 27. März 1188 in Mainz einen Hoftag ab, der als "Hoftag Jesu Christi" in die Geschichte einging: der Thron des Kaisers blieb leer, auf ihm nahm virtuell Christus selber Platz und leitete durch seinen irdischen Stellvertreter, den Kaiser, die Versammlung.

In den Zusammenhang dieses Hoftages gehört möglicherweise auch der *Ludus de Antichristo*, ein Mysterienspiel über die Ereignisse am Ende der Welt, in dem die europäischen Könige nach Palästina ziehen und dort der Reihe nach vom Antichristen verführt werden. Interessant sind die Verführungsmethoden, mit denen der Antichrist seine Anerkennung als Messias erreicht: der französische

König erweist sich als bestechlich, während der deutsche König erst dadurch überzeugt werden kann, daß der Antichrist Tote auferweckt. Ob dieses Spiel aber wirklich mit dem 3. Kreuzzug zu tun hat, ist wie gesagt unsicher.

Neben dieser spirituellen Vorbereitung war der Zug auch im irdischen Bereich gut organisiert. Barbarossa hatte den Vorteil, von seiner Teilnahme am 2. Kreuzzug her genau zu wissen, worauf er sich einließ und wo eventuell Probleme auftauchen konnten. Zudem war seine Autorität unbestritten.

Der Zug Barbarossas erfolgte auch weitgehend ohne Zwischenfälle. Es gab lediglich einige Probleme mit Byzanz, aber das lag daran, daß dort, wie wir schon gehört haben, die staatliche Ordnung am Zusammenbrechen war. Das Unternehmen startete im Mai 1189 in Regensburg und kam am 15./16. Mai durch Passau. Dort schlossen sich ihm der Passauer Bischof Diepold und der Passauer Domdekan Tageno an; letzterer hat während des Kreuzzuges ein Tagebuch geführt, das erhalten ist. Der Bischof starb übrigens Anfang November 1190 vor Akkon.

Barbarossa vermied einen längeren Aufenthalt in bzw. vor Byzanz, sondern überwinterte schon in Adrianopel, dem heutigen Edirne, etwa 100 km westlich von Konstantinopel. Im März 1190 setzte er nach Kleinasien über. Es folgte ein schwieriger, aber im wesentlichen erfolgreicher Zug in südöstlicher Richtung; den Sultan von Konya besiegte er und eroberte die Stadt, dann zog er weiter bis an die Mittelmeerküste bei Seleukia.



Dann aber ereignete sich dort, quasi schon in Sichtweite des Heiligen Landes, eine Katastrophe, die den weiteren Verlauf des Kreuzzuges entscheidend beeinflusste: am 10. Juni 1190 erkrankte Friedrich Barbarossa im Fluß Saleph. Die genaueren Umstände – ob er sich erhitzt ins kalte Wasser gewagt hat oder was auch immer – sind unbekannt, aber auch ohne Bedeutung. Wichtig sind die Folgen: man konnte darin ein Gottesurteil sehen (aus christlicher oder muslimischer Sicht); vor allem aber war der neue Anführer, Herzog Friedrich, mit viel geringerer Autorität ausgestattet, und einige Teilnehmer kehrten sofort nach Europa zurück. Steven Runciman (Geschichte

der Kreuzzüge S. 788) charakterisiert die Situation wie folgt: "Aber die Deutschen mit ihrem seltsamen Verlangen, einen Führer zu verehren, büßen für gewöhnlich ihren Kampfgeist ein, wenn der Führer verschwindet."

Das arg zusammengeschmolzene Heer gelangte am 21. Juni nach Antiochia und zog dann weiter nach Akkon, das 1187 von Saladin erobert worden war und nun – als erster Schritt der Wiederrichtung des Königreichs Jerusalem – von christlichen Truppen belagert wurde. Dort starb am 20. Januar 1191 auch Herzog Friedrich, so daß als nunmehr ranghöchster Fürst Herzog Leopold V. von Österreich das deutsche Kontingent befehligte. Er stand aber, und das wird später noch wichtig, im Rang deutlich unter den Königen von Frankreich und England, Philipp II. Augustus und Richard Löwenherz, deren Unternehmen jetzt endlich auch in Gang kam.

Um das Folgende zu verstehen, müssen wir einen Blick auf das juristisch-politische Verhältnis zwischen Philipp und Richard werfen. Beide waren nämlich von gleichem und zugleich von ungleichem Rang. Im Jahre 911 hatte der französische König Karl III. den Anführer der Normannen, Rollo, mit dem Herzogtum der Normandie belehnt, nachdem die Normannen dieses Gebiet zuvor rechtswidrig in ihre Gewalt gebracht hatten. Es ist einer der klassischen Fälle, wie das Lehnrecht zur Konfliktlösung eingesetzt wurde: die tatsächlichen Verhältnisse – Beherrschung der Normandie durch die Normannen – wurden anerkannt, aber zugleich wahrte der französische König als Lehnsherr seinen Rechtsanspruch und damit die Integrität seines Staates. Lehnsmann des französischen Königs für die Normandie war auch der 6. Nachfolger Rollos, Wilhelm, der Rechtsansprüche auf die englische Krone erhob, im Jahre 1066 England eroberte und so zu Wilhelm dem Eroberer wurde. Wilhelm war jetzt **zugleich** souveräner König von England und stand als solcher auf gleicher Ebene mit seinem englischen Kollegen **und** Herzog der Normandie und als solcher Lehnsmann des französischen Königs.

An dieser Situation änderte sich nichts bis zu Richard Löwenherz und Philipp II. Augustus, und sie galt selbstverständlich auch für die Gebiete, die die englischen Könige seither hinzugewonnen hatten, nämlich die Erbschaft der Anjou und Eleonores von Aquitanien. Das **politische** Ziel beider Seiten war natürlich folgendes: der König von Frankreich wollte die tatsächliche Verfügungsgewalt über den westlichen Teil seines Reiches zurückerlangen, während der englische König seinen Festlandsbesitz aus der Lehnsabhängigkeit befreien und dort souveräner Herrscher werden wollte.

Das bedeutete aber, daß Richard und Philipp nur **gemeinsam** auf Kreuzzug gehen konnten, denn jeder argwöhnte, der andere werde die Abwesenheit seines Konkurrenten zu dessen Schaden ausnutzen. Beide fahren also etwa gleichzeitig ab und nehmen den Seeweg – was im Falle Richards übrigens fortwährende Seekrankheit bedeutete. Zu dem subtilen juristischen Verhältnis kamen noch ihre konträren Charaktere hinzu. Philipp war schlau und vorsichtig, dabei im Grunde völlig unkriegerisch; im Heiligen Land bewährte er sich dann als trickreicher Konstrukteur von Belagerungsmaschinen. Richard hingegen war ein ausgesprochener Draufgänger, wie sein

Beiname *coeur-de-lion*, also Löwenherz, besagt (am englischen Hof sprach man damals noch französisch).

Philipp trifft am 20. April 1191 vor Akkon ein, Richard am 8. Juni. Akkon wurde, wie schon erwähnt, seit 1189 von den Truppen des Königreichs Jerusalem belagert, die seit 1190 von den deutschen Kreuzfahrern verstärkt wurden. Die Belagerer fanden sich aber bald ihrerseits von Sultan Saladin belagert, wobei sich eine Art labiles Gleichgewicht einstellte: Saladin wagte nicht, das christliche Lager anzugreifen und beschränkte sich auf kleinere Attacken, und zwar immer dann, wenn die Christen versuchten, die Stadt zu stürmen. Dann mußten die Sturmangriffe abgebrochen werden, um das eigene Lager zu schützen. Außerdem hielt die Besatzung Akkons durch, weil sie von See her versorgt wurde. Das änderte sich mit der Ankunft der französischen und englischen Flotte. So kapitulierte die Stadt, und am 11. Juli 1191 konnten die Kreuzfahrer in die Stadt einziehen.

Dabei ereignete sich ein folgenschwerer Zwischenfall: zum Zeichen der Inbesitznahme ließen der französische und der englische König ihre Standarten auf der Stadtmauer aufpflanzen. Herzog Leopold von Österreich stellte als Anführer des deutschen Kontingents seine Standarte daneben – zu Recht, wenn wir bedenken, daß das deutsche Kontingent, so sehr es auch seit dem Tode Barbarossas geschrumpft war, immerhin die ganze Belagerung mitgetragen hatte, während die beiden Könige erst ganz am Schluß gekommen waren. Richard Löwenherz aber ließ die Fahne herunterreißen und in den Graben werfen: eine tödliche Beleidigung für den Herzog, der daraufhin sofort das Kreuzheer verließ und nach Hause zurückkehrte. Wir wissen nicht, was sich Richard Löwenherz bei seiner Tat gedacht hat und ob er sich überhaupt etwas gedacht hat; aber selten hat die Geschichte eine unbedachte Handlung strenger bestraft als diese; wir kommen darauf zurück.

Am 31. Juli kehrte auch Philipp von Frankreich nach Hause zurück. Sein Aufenthalt im Heiligen Land hatte also gerade drei Monate gedauert, und da ein Besuch in Jerusalem in absehbarer Zeit kaum möglich war, sah er sein Gelübde als erfüllt an. Damit fiel die alleinige Führung des Kreuzzuges Richard Löwenherz zu, und man muß ihm zugestehen, daß er sich dabei bewährt hat, auch in der realistischen Erkenntnis des Möglichen.

Das eigentliche Ziel des Kreuzzuges war natürlich die Rückeroberung Jerusalems. Das christliche Heer zog deshalb langsam nach Süden, blieb aber immer nahe an der Küste, so daß es durch die Flotte gedeckt werden konnte. Parallel dazu zog im Landesinneren Saladin mit seinem Heer nach Süden. Bei Arsuf, 10 km nördlich von Jaffa, kam es am 7. September 1191 zu einer Schlacht, in der Saladin unterlag. Aber Richard widerstand der Versuchung, Jerusalem anzugreifen. Die Situation war anders als 1099: damals setzte sich das ägyptische Entsatzheer gerade erst in Gang, als die Einnahme der Stadt gelang; jetzt stand Saladin in Sichtweite bereit. Es kam zu Verhandlungen zwischen Richard und Saladin, die schließlich etwa ein Jahr später, am 2. September 1192, in einen Vertrag

mündete, der einen Waffenstillstand von 5 Jahren auf dem Status quo festlegte. Am 9. Oktober 1192 verließ Richard das Heilige Land.

Der 3. Kreuzzug hatte sein emotionales Hauptziel, die Rückgewinnung Jerusalems, nicht erreicht. Aber er stabilisierte das, was von dem Königreich noch übrig war, immerhin so weit, daß dieses noch weitere hundert Jahre Bestand hatte. Zum Glück für die Christen starb Sultan Saladin ein halbes Jahr später, am 3. März 1193. Unter seinen 17 Söhnen und 2 Brüdern kam es sofort zu langwierigen Erbstreitigkeiten, so daß das 2. Königreich Jerusalem zunächst nicht gefährdet war.

Zuvor wollen wir aber noch beobachten, wie es Richard Löwenherz auf der Heimreise erging. Seine Anwesenheit in Europa war nämlich dringendst erforderlich, denn König Philipp bedrohte seine festländischen Besitzungen, und außerdem war Richards jüngerer Bruder Johann, der später so genannte Johann Ohneland, ein verräterisches Bündnis mit dem französischen König eingegangen.

Die Frage war nur: welchen Weg sollte Richard nehmen? Für die Fahrt zu Schiff war die Jahreszeit bereits ungünstig, und er hat dann tatsächlich auch Schiffbruch erlitten, aber das war nicht das Hauptproblem; der normale Weg wäre gewesen: zu Schiff nach Sizilien zu König Tankred, dann ebenfalls zu Schiff an die Riviera und zu Lande nach Aquitanien. Mit König Tankred war er verbündet, aber der Nachfolger Friedrich Barbarossas als deutscher König, Heinrich VI., erhob ebenfalls Erbansprüche auf Sizilien. Zudem war ihm der Weg durch Südfrankreich durch Philipp verschlossen. Die reine Seestrecke durch die Straße von Gibraltar kam auch nicht in Frage, da Südspanien damals noch fest in islamischer Hand war; die entscheidende Schlacht von Navas de Tolosa fand erst 1212 statt. Der Weg über die Adria, Poebene und dann durch Süddeutschland und zu Schiff den Rhein entlang verbot sich ebenfalls, da er dabei weite Gebiete Heinrichs VI. hätte passieren müssen, dem er als Verbündeter König Tankreds verhaßt war. Richard faßte also den tollkühnen Plan, sich inkognito von der dalmatinischen Küste aus nach Böhmen durchzuschlagen und von dort über Norddeutschland durch die Gebiete seiner welfischen Freunde die Nordseeküste zu erreichen. Die Verkleidung als Kaufmann gelang aber nicht überzeugend genug – vor allem ist er wohl zu großzügig mit dem Geld umgegangen –, und so kam es, daß er gegen Ende Dezember 1192 ausgerechnet in der Nähe von Wien erkannt und verhaftet wurde.

Das war nun das Schlimmste, was ihm passieren konnte, denn welche Empfindungen der Herzog von Österreich ihm gegenüber hegte, habe ich ja bereits beschrieben. Leopold ließ Richard auf die Burg Dürnstein bringen:



Und sofort begann das politische Spiel um die Bedingungen seiner Freilassung. Seinen Gegner gefangenzusetzen und nur gegen Zahlung eines hohen Lösegeldes wieder freizulassen, war damals allgemein üblich, im Orient ohnehin, aber auch im Abendland. Im Falle Richards war das aber anders: er war nämlich immer noch Kreuzfah-

rer, und als solcher standen er und sein Besitz unter dem Schutz der Kirche. Ein Angriff auf einen Kreuzfahrer war ein Sakrileg, und tatsächlich hat Papst Cölestin III., als die Sache bekannt wurde, den Herzog sofort exkommuniziert.

Die größte Empörung hat der Vorfall zweifellos in England erregt. Ich zitiere nur eine Stimme, *Radulfus de Diceto*, der Dekan von St. Paul in London war und als wohlunterrichtet gilt. Er schreibt in seiner *Ymagines Historiarum* genannten Chronik folgendermaßen: "Den König der Engländer ergreift der Herzog von Österreich bei Wien. Wenn er auch die Füße des Königs nicht durch Fußfesseln erniedrigte, so ließ er ihn doch durch die Rücksichtslosigkeit der Wächter in ein so schlechtes Gefängnis führen, daß es schlimmer war, als wenn er ihn in harte Fesseln gelegt hätte. Die Menschen in jener Gegend" – immer noch wörtliches Zitat – "sind nämlich so sehr in Barbarei zurückgeblieben, haben eine so schreckliche Sprache, tragen so abstoßende Kleidung und starren so sehr vor Schmutz, daß sie mehr wie wilde Tiere als wie Menschen miteinander zu hause scheinen."

Die politischen Aktionen, die folgten, waren sehr kompliziert, sind in den *Détails* für uns aber unwichtig. Kurz gesagt geschah folgendes: da Richard für Leopold eine Kategorie zu groß war, trat er ihn, gegen Beteiligung am Lösegeld, an Heinrich VI. ab, der ihn zu meist auf dem Trifels, einer Burg in der Pfalz, aufbewahrte, aber auch zweimal auf Reichstagen vorführte. Richard bemühte sich, das Lösegeld aufzubringen; sein Bruder und Erbe Johann versuchte, genau das zu verhindern; und Richards Mutter, die berühmte Eleonore von Aquitanien, durchkreuzte wiederum Johanns Aktionen. Der König von Frankreich bot dem Kaiser Zahlungen an für den Fall, daß er Richard **nicht** freilasse.

In diesen Gesamtkomplex gehört übrigens auch die Geschichte von Robin Hood – hier sehen Sie sein Denkmal in Nottingham:



und die Geschichte des Sängers Blondel. In den Robin-Hood-Filmen taucht immer ganz am Schluß der zurückgekehrte Richard Löwenherz auf und begnadigt alle. Der Sänger Blondel soll in Deutschland von Burg zu Burg gezogen sein und seinen König gesucht haben. Um herauszufinden, wo Richard gefangen gehalten wurde, habe er jeweils ein Lied gesungen, das sie seinerzeit gemeinsam komponiert hatten, und als er schließlich an der richtigen Burg angekommen sei, habe Richard von innen mit dem Refrain geantwortet.

Die Suche Blondels ist natürlich nicht historisch, denn wo Richard sich aufhielt, war allgemein bekannt; es ist aber ein Gedicht überliefert, das er während seiner Gefangenschaft verfaßt haben soll. Richards Haft endete nach über einem Jahr am 4. Februar 1194. Das Lösegeld, das seine Mutter Eleonore von Aquitanien persönlich ablieferte, betrug 150.000 Mark Silber. Eine Mark ist nach mittelalterlichem Gewicht 2/3 Pfund; 3 Mark, entsprechen also etwa einem Kilogramm. Das gesamte Lösegeld betrug also 50 000 kg oder 50 t Silber. In heutige Währung läßt sich das nicht umrechnen,

vor allem, weil nach der Entdeckung Amerikas die Edelmetallvorräte in Europa stark gestiegen sind, aber von der Kategorie her dürfte es in die Milliarden gehn. Heinrich VI. verwendete das Lösegeld hauptsächlich dafür, 1194 das Königreich Sizilien in Besitz zu nehmen.

Damit ist die Geschichte der Kreuzzüge eigentlich zu Ende, auch wenn in der offiziellen Zählung noch vier weitere Unternehmungen folgen. Zunächst bereitete Kaiser Heinrich VI. einen neuen Zug vor, für den ab 1196 schon Vorauskontingente ins Heilige Land abgingen; das ist deshalb wichtig, weil zu diesen Kontingenten auch viele deutsche Fürsten gehörten, die dann, als Heinrich 1197 plötzlich starb, 1198 bei der anstehenden Königswahl fehlten; mehr dazu im nächsten Kapitel.

Der 4. Kreuzzug wurde 1202 von Papst Innozenz III. angeregt; er kam aber nie im Heiligen Land an, sondern es gelang den Venezianern, ihn nach Konstantinopel umzuleiten, das 1204 erobert und geplündert wurde. Im Vorfeld spielen die erfreulichen Familienverhältnisse der Angeloi eine Rolle, was Walther von der Vogelweide Anlaß zu giftigen Kommentaren gibt; auch dazu mehr im nächsten Kapitel.

Das Debakel des 4. Kreuzzuges hielt den Papst nicht davon ab, erneut Kreuzzugspläne zu schmieden, wobei diesmal wirklich das Heilige Land das Ziel sein sollte. Ein solcher neuer Kreuzzug wurde dann auch wirklich auf dem 4. Laterankonzil beschlossen. Aber schon vorher hat sich Innozenz III. 1213 in einem bewegenden Aufruf an die Christenheit gewandt. In diesem Aufruf – und deshalb erwähne ich ihn hier – fordert der Papst die Gläubigen auch auf, für das Unternehmen zu spenden, und trifft Anordnungen, um einer Veruntreuung der Gelder vorzubeugen (ed. Baluzius 2 S. 752–755, Urkunde vom 26.4.1213):

In ... ecclesiis ... truncus concavus statuatur tribus clavibus consignatus, una penes honestum presbyterum, alia penes devotum laicum et tertia penes aliquem regularem fideliter conservandis, in quo clerici et laici, viri ac mulieres, elemosinas suas ponant in terre sancte subsidium convertendas ...

"In den Kirchen soll ein schlanker Opferstock aufgestellt werden, der durch drei Schlüssel gesichert sein soll, deren einen ein ehrbarer Priester, den anderen ein frommer Laie und den dritten ein Mönch in Obhut nehmen soll, worein Kleriker und Laien, Männer und Frauen ihre Almosen legen sollen, die zur Hilfe für das Heilige Land zu verwenden sind."

Walther von der Vogelweide äußerst allerdings Zweifel daran, ob die Gelder wirklich ihrer Zweckbestimmung zugeführt würden. Dabei redet er den Opferstock gewissermaßen persönlich an:

*Sagt an, hêr stock, hât iuch der bâbest hergesendet,
daz ir in rîchet und uns Tiutschen ermet unde pfendet?
Swenn im diu volle mâze kumt ze Laterân,
sô tuot er einen argen list, als er ê hât getân. ...
Ich wæn des silbers wênic kumt ze helfe in gotes lant.*

"Sagt an, Herr Opferstock, hat euch der Papst hergesant, damit ihr ihn reich macht und uns Deutsche in die Armut stürzt? Wenn ihm überhaupt der volle Ertrag in den Lateran kommt, dann greift er zu einer List (um das Geld zu behalten), wie er es früher auch schon getan hat. ... Ich argwöhne, nur wenig Silber kommt tatsächlich zur Hilfe in das Heilige Land." Ob es konkrete Gründe für diese Unterstellung gibt, ist nicht bekannt; eher könnte man sich auf die schwankende Haltung des Papstes im deutschen Thronstreit von 1198 an beziehen, die ihm bei Walther die Glaubwürdigkeit genommen hat (dazu mehr in den folgenden Kapiteln).

Der 5. Kreuzzug wurde von Kaiser Friedrich II. durchgeführt, 1228/9. Er ist berühmt, weil praktisch keine militärischen Aktionen stattfanden, sondern der Kaiser durch Verhandlungen mit dem Sultan Jerusalem vorübergehend wieder in christliche Hand brachte. Vorher, ab 1217, gab es Vorauskontingente für einen Zug, den Innozenz III. gemäß dem Beschluß des Konzils in Gang zu setzen versuchte, der dann aber an der Unfähigkeit des päpstlichen Legaten scheiterte. Für beide Gelegenheiten, 1217 und 1228, wird erwogen, ob sich darauf die sogenannte Elegie Walthers von der Vogelweide bezieht.

Es wird zunächst einmal recht düster – jede Strophe beginnt und endet mit *owê* – denn der gealterte Dichter hält Rückschau auf sein Leben und beklagt, wie schnell seine Lebenszeit vergangen ist und wie sehr sich das Lebensgefühl der nachwachsenden Generation von dem seinen entfernt hat. (In diesem Sinne bekommen manchmal auch Professoren elegische Gefühle.) Gleich der Anfang der 1. Strophe stimmt uns ein:

*Owê, war sint verschwunden, alliu mînu jâr!
Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?
Daz ich ie wânde, ez wære, was daz allez iht?
Dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.*

"O weh, wohin sind alle meine Jahre verschwunden! Habe ich mein Leben geträumt, oder hat es tatsächlich stattgefunden? Wovon ich immer glaubte, es wäre, war das alles ein Nichts? Demnach habe ich geschlafen und weiß es nicht einmal."

In der zweiten Strophe folgt das Lamento über die Jugend von heute:

*Owê, wie jæmerlîche junge liute tuont,
den ê vil hovelîchen ir gemüete stuont!
Die kunnen niuwan sorgen: ouwê, wie tuont si sô?
Swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô!
Tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.
Nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.*

"O weh, wie kläglich führt sich die Jugend auf, deren Denken und Trachten früher so höfisch war! Sie kennen nur noch ihre Sorgen: wehe, weshalb tun sie das? Tanzen, Lachen, Singen geht völlig in

Sorgen unter. Nie sah ein Christenmensch einen so beklagenswerten Haufen."

In der dritten Strophe ändert sich der Tonfall: es gebe einen Ausweg aus dieser Misere – zwar nicht mehr für ihn selbst, da er zu alt sei, aber doch für die nächste Generation –, und zwar selbst für den, der sich zu sehr mit der sündigen Welt eingelassen habe:

*Swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
Dar an gedenkent, ritter: ez ist iuwer dinc!
Ir tragent die liechten helme und manegen herten rinc,
dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
Wollte got, wan wære ich der sigenünfte wert!*

...
*Möht ich die lieben reise gevaren über sê,
So wollte ich denne singen wol und niemer mer ouwê,
Niemer mêr ouwê.*

"Wen sie (die sündige Welt) aber verführt hat, der sehe zu, wie er hier Rettung findet: er wird durch geringe Buße von schwerer Sünde erlöst. Daran denkt, Ritter, es ist eure Pflicht! Ihr tragt die leuchtenden Helme und die geweihten Schwerter. Wollte Gott, ich wäre dieses Triumphes würdig! ... Könnte ich die herrliche Kriegsfahrt übers Meer mitmachen, dann würde ich "Heil" singen und nimmermehr: o weh! Nimmermehr: o weh!"

Der Text entpuppt sich also als Kreuzzugsaufruf, ohne daß dadurch der emotionale Gehalt der ersten beiden Strophen entwertet würde. Die Germanisten streiten darüber, um welchen Kreuzzug es sich handelt; am ehesten wohl um das Unternehmen Kaiser Friedrich II. von 1227/8.

Die Elegie, ganz gleich, auf welchen Zug sie sich bezieht und ob sie überhaupt einen konkreten Bezug hatte, macht überdeutlich, wie mühsam es bereits war, Kreuzfahrer für Unternehmen zu gewinnen, die mittlerweile seit einem Jahrhundert nur noch gescheitert waren. Dasselbe gilt auch für die beiden letzten amtlichen Kreuzzüge. Den 6. Zug führt König Ludwig IX., der "Heilige", aus Frankreich an. Er scheiterte in Ägypten, der König geriet in Gefangenschaft und mußte sich durch ein gigantisches Lösegeld freikaufen, so daß die muslimische Kriegsführung durch christliches Geld finanziert wurde – dasselbe Problem wie heute mit den Piraten vor Somalia. Auf diesem Kreuzzug ließ sich Ludwig von seiner ganzen Familie begleiten, auch von seiner Ehefrau, mit der er auch während des Kreuzzuges die ehelichen Pflichten erfüllte. Während der König gefangen saß, brachte sie Anfang Mai 1250 einen Sohn zur Welt, den sie interessanterweise "Tristan" nannte; er ist allerdings schon jung gestorben.

Ludwig IX. überlebte und konnte so 1270 noch einmal ein Kreuzzugsunternehmen starten, das diesmal aber schon in Tunis scheiterte, trotzdem aber als 7. Kreuzzug gezählt wird. Bis zum August 1291 fallen dann sämtliche Reste des Königreichs Jerusalem in muslimische Hand.

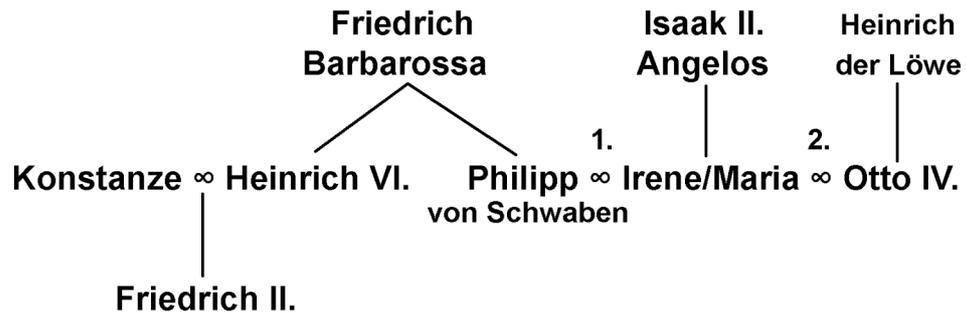
12. KAPITEL: "SWER NÛ DES RÎCHES IRRE GÊ" – DIE DOPPELWAHL VON 1198

AM 28. SEPTEMBER 1197 STARB, zur Erleichterung nahezu des gesamten Erdkreises, im Alter von 32 Jahren Kaiser Heinrich VI. Der griechische Chronist Niketas Choniates nimmt dies zum Anlaß, ihn wie folgt zu charakterisieren: "Dieser Tod war nicht nur den Römern höchst willkommen, sondern kam auch denen im Westen überaus gelegen." – Ου Ρωμαιοις δε μονον πολυεραστος ουτος γεγενηται, αλλα και τοις εσπεριοις μαλιστα τρισασπασιος εθνεσιν. Unter den Ρωμαιοι, den Römern, sind dabei selbstverständlich die Byzantiner zu verstehen, die sich ja als die wahren Römer und ihren Staat als das wahre Römische Reich ansahen. Dann folgt die Beschreibung Heinrichs:

"Man sah ihn immer in Sorgen angespannt und jedem Genusse feind, wie er eine Alleinherrschaft errichten und sich zum Herrn aller Reiche ringsum machen könne. Im Geiste dachte er an die Cäsaren Antonius und Augustus, trachtete verlangend nach ihrem Reich und sprach beinahe wie Alexander der Große: 'Dieses und jenes, alles ist mein.' Bleich und gedankenvoll sah er aus. Als er erst spät abends Essen zu sich nahm und man ihn mahnte, er müsse sich vorsehen, daß er dadurch seine Gesundheit nicht schädige, antwortete er, für einen Privatmann eigne sich jede Zeit zum Speisen ...; der König aber, der durch so viele Sorgen in Anspruch genommen sei, müsse, wenn er seinen Titel nicht zu Unrecht führen wolle, zufrieden sein, wenn er sich abends um die Erholung seines Körpers kümmern könne." –

βασιλει δε πολυφροντιδι μηδε βουλομενω την κλησιν ψευδεσθαι αγαπητον, ει και περι βουλυτον ενευκαιρησει τη ανεσει του σωματος.

Das ist eine Charakteristik, die sich nicht eben um Objektivität bemüht; wir werden gleich noch hören, warum. Aber auch die Wertungen der modernen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts klingen nicht wesentlich anders. Heinrich erscheint als der dunkle Sohn eines strahlenden Vaters, Friedrich Barbarossas. Hier gleich einmal die Familienverhältnisse, wobei auch die anderen Personen eingetragen sind, die uns in diesem Kapitel noch beschäftigen werden.



Daß in Wirklichkeit Friedrich Barbarossa gar nicht so strahlend und Heinrich VI. gar nicht so dunkel gewesen sind, wie insbesondere die jüngste Forschung herausgearbeitet hat, muß uns nicht weiter grämen, denn Barbarossa hat in der Belletristik seiner Zeit nur wenige Spuren hinterlassen.

Heinrich VI. hat sich als Minnesänger betätigt, was ihm den prominenten Platz gleich zu Beginn der Manesseschen Liederhandschrift eingebracht hat, die ihre Autoren in hierarchischer Reihenfolge anordnet.



Die Lieder sind keine Meisterwerke; ihr Wert liegt in ihrem Autor, nicht in ihrer literarischen Qualität. Ich will ein paar Verse aus dem ersten Lied zitieren, die deshalb ganz interessant sind, weil Heinrich dabei mit seinem Königtum spielt und es in die Minnethematik mit einbezieht:

"Mir sind die Reiche und die Länder untermant, wenn ich bei der Liebwerten bin. Wenn ich aber von ihr scheide, dann ist alle meine Macht und mein Reichtum dahin, und ich besitze nur noch sehnsüchtigen Kummer."

*Mir sint diu rîch und diu lant undertân,
Swenne ich bî der minneclîchen bin.
Unde swenne ich gescheide von dan,
Sô ist mir aller mîn gewalt und mîn rîchtuom dâ hin,
Wan senden kumber, den zele ich mir danne ze habe.*

Und etwas später heißt es: "Ehe ich auf sie verzichtete, verzichtete ich eher auf die Krone."

E ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Aufregend sind diese Verse nicht; sie halten sich wohl auf dem Niveau, auf dem damals jeder Schüler Gedichte schrieb. Und heute ist das wohl auch nicht viel anders.

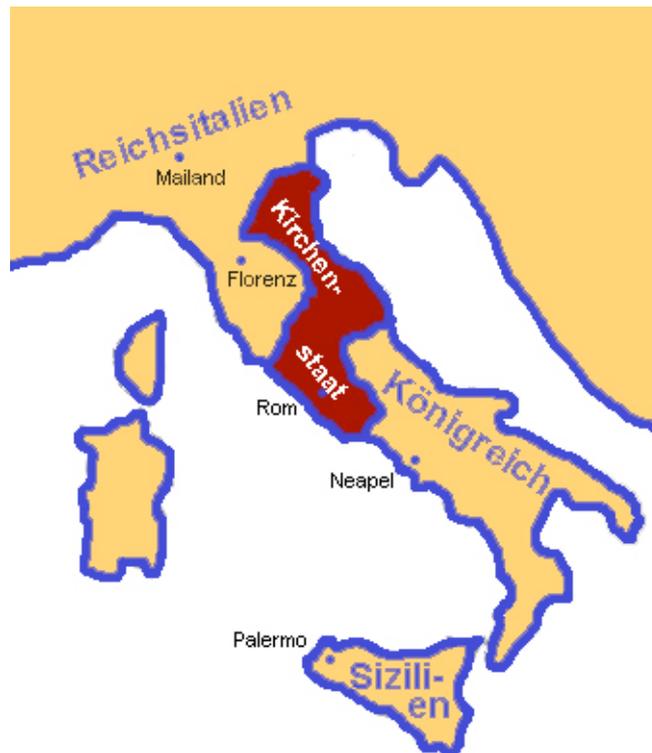
Um zu verstehen, warum Heinrichs Tod eine solche Erleichterung auslöste, müssen wir eine kurze Tour d'horizon durch seine verschiedenen Reiche und Unternehmungen machen. Heinrich war zunächst einmal deutscher König und als solcher zugleich Herrscher von Burgund und Reichsitalien. Dies wurde man bekanntlich durch

die Wahl der Fürsten, und es war ein Zeichen für die überragende Machtstellung Friedrich Barbarossas, daß 1169 die Wahl seines 4jährigen Sohnes problemlos zustande kam. Heinrich selbst ließ später unter nicht ganz geklärten Umständen seinen 3jährigen Sohn Friedrich II. zum König wählen und soll darüber hinaus versucht haben, das deutsche Wahlkönigtum in eine Erbmonarchie umzuwandeln.

Heinrich war seit 1186 verheiratet mit Konstanze von Sizilien. Konstanze war gewissermaßen die Erbtöchter des normannischen Königsgeschlechtes auf Sizilien, denn ihr Vorgänger, Wilhelm II., brachte keinen männlichen Erben zustande. Deshalb ließ er kurz vor seinem Tode die Barone schwören, Konstanze als seine Nachfolgerin anzuerkennen. Das geschah dann aber doch nicht, denn als Wilhelm 1189 starb, konnte ein entfernterer Verwandter, Tankred von Lecce, die Krone usurpieren. Heinrich VI. mußte die Rechte seiner Gemahlin gewaltsam durchsetzen, was ihm mit Hilfe des Lösegeldes gelang, das Richard Löwenherz hatte zahlen müssen.

Die Ehe zwischen Heinrich und Konstanze und Heinrichs Machtergreifung auf Sizilien berührten unmittelbar das Verhältnis zum Papsttum. Das Königreich Sizilien war seit 1059 Lehen des Heiligen Stuhles, der also bei der Neubesetzung, insbesondere wenn es sich nicht um eine einfache Sohneserfolge handelte, ein Wort mitzureden hatte. Heinrich hat diese Lehensbindung nicht anerkannt. Er nahm die Krone von Sizilien nicht nur als Ehemann Konstanzes in Anspruch, sondern berief sich auch auf angebliche alte Rechte des Kaiserreichs auf dieses Gebiet (*ex antiquo iure imperii*); auf eine Erörterung dieser Rechte, die nicht ganz so aus der Luft gegriffen sind, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, muß ich hier verzichten.

Was die Vereinigung des Kaiserreich und des Königreichs Sizilien aber politisch bedeutete, zeigt ein Blick auf die Karte:



Der Kirchenstaat war zwischen den beiden Reichen förmlich eingeklemmt, und das Papsttum lief Gefahr, politisch stranguliert zu werden. Deshalb war gerade in Rom die Erleichterung über den Tod Heinrichs VI. besonders groß, denn das bedeutete ja die Auflösung dieser Verbindung; ihre Wiederholung zu vermeiden, mußte künftig das oberste Ziel der päpstlichen Politik in weltlichen Angelegenheiten sein, und dafür schien nahezu jedes Mittel recht.

In Rom war es fast zeitgleich mit dem Tode Heinrichs ebenfalls zu einem Personalwechsel gekommen. Dazu kann ich eine zeitgenössische publizistische Quelle zitieren, nämlich einen der Reichsprüchle Walthers von der Vogelweide, die uns jetzt einige Kapitel lang begleiten werden. Er beginnt mit den Worten: "Heimlich beobachtete ich mit eigenen Augen Männer und Frauen, so daß ich hörte und sah, was man tat und sprach."

*Ich sach mit mînen ougen
Mann und wîbe tougen,
Daz ich gehôrte und gesach,
Swaz iemen tet, swaz iemen sprach.*

Was der politische Geheimkorrespondent sieht und hört, wird uns später noch interessieren. Im Augenblick ist nur der Schluß interessant: "Von ferne hörte ich in einer Klause lautes Wehklagen: dort weinte ein Klausner. Er klagte Gott sein Leid: 'O weh, der Papst ist zu jung! Hilf, Herr, deiner Christenheit!'"

*Ich hörte verre in einer klûs
Vil michel ungebaere:
Dâ weinte ein klôsenære.*

*Er klagete gote sîniu leit:
"Owê, der bâbest ist zu junc!
Hilf, hêrre, dîner kristenheit!"*

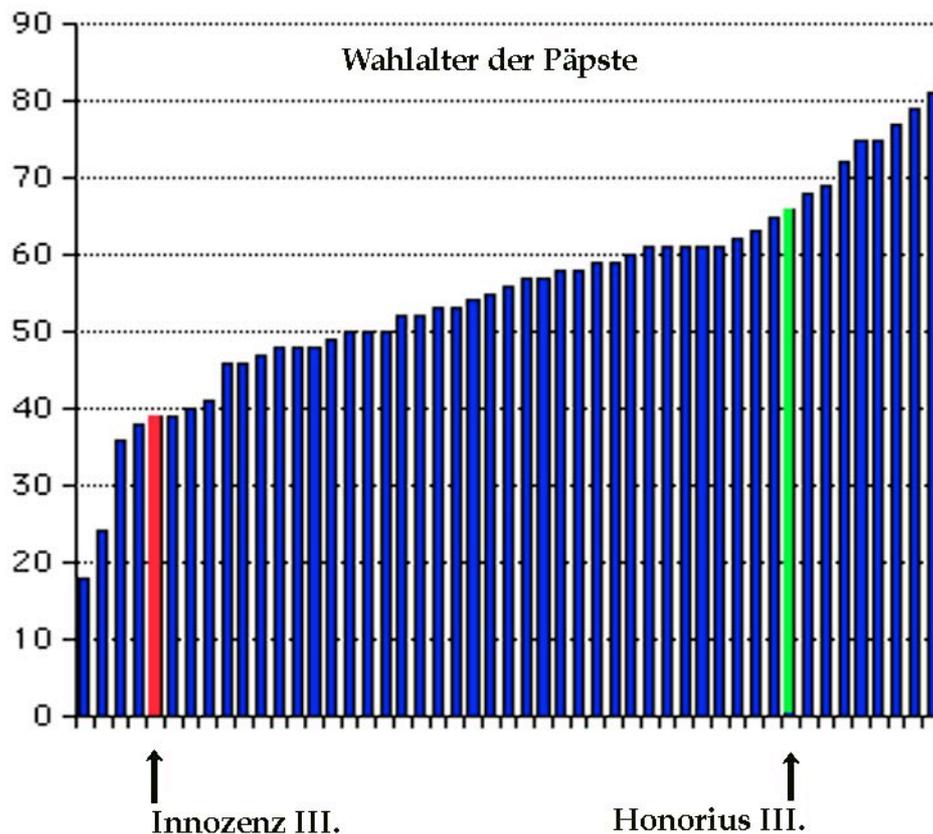
Der Papst, dessen Jugend Walter hier beklagt, ist natürlich Innozenz III.,



zweifellos der bedeutendste Papst des Mittelalters, wenn nicht der bedeutendste Papst überhaupt, wobei dieses Urteil aber nicht als uneingeschränktes Lob zu verstehen ist.

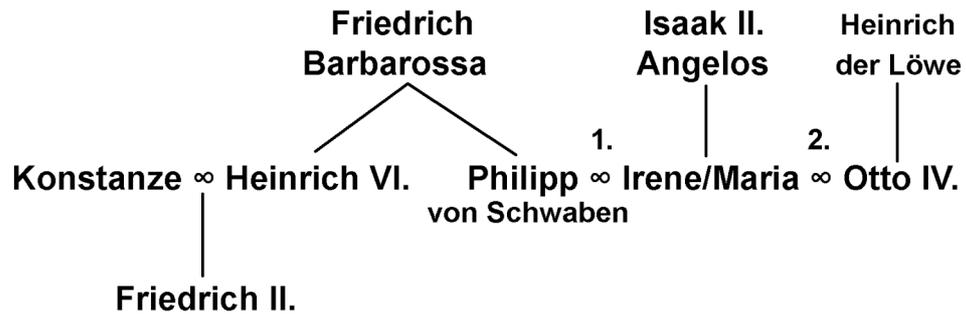
Am 8. Januar 1198, also gerade drei Monate nach Heinrich VI., starb in Rom nämlich auch Papst Cölestin III. im Alter von fast 100 Jahren. Die Lage in der Stadt war kritisch, deshalb flohen einige Kardinäle in das befestigte Andreas-Kloster, wo eine Partei schon 1130 Schutz gesucht hatte. Eine andere Gruppe von Kardinälen, darunter der künftige Nachfolger, harrte im Lateran aus, um dem toten Papst ein würdiges Begräbnis zu bereiten; dann stießen sie zu übrigen Kardinälen, um die Neuwahl vorzunehmen.

Das war also am 8. Januar 1198, und bereits am selben Tag führte die Wahl zum Erfolg: gewählt wurde der Kardinaldiakon von St. Sergius und Bacchus, Lothar Graf von Segni, als Papst eben Innozenz III. Die Wahl erregte allgemeines Erstaunen, denn der Kontrast zu seinem Vorgänger hätte kaum größer sein können: auf den uralten Cölestin III. folgte ein junger, wenn nicht gar der jüngste aller Kardinäle. Innozenz ist 1160 oder Anfang 1161 geboren, war also zum Zeitpunkt seiner Wahl 37 Jahre alt. Die folgende Grafik stellt ihn in die Reihe der mittelalterlichen Päpste überhaupt; auch hier finden Sie ihn am unteren Ende:



Wie Walter von der Vogelweide reagiert hat, haben wir bereits gehört. Aber interessanterweise hat die Frage auch im Kardinalskolleg eine Rolle gespielt. Die *Gesta Innocentii*, eine anonyme Lebensbeschreibung des Papstes, machen nämlich nähere Angaben zu seiner Wahl, und dort heißt es, es hätten zwei Wahlgänge stattgefunden: im ersten habe Innozenz zwar bereits die Mehrheit der Stimmen, aber noch nicht Zweidrittel-Mehrheit erhalten, und es seien außer ihm noch drei weitere Kandidaten genannt worden. Das Normale wäre nun der sog. Akzeß gewesen, d.h. die Wähler der anderen, chancenlosen Kandidaten hätten ihre Entscheidung revidiert und sich auch Lothar angeschlossen. Dieses Verfahren war möglich, weil bis ins 18. Jahrhundert hinein die Stimmen bei der Papstwahl offen abgegeben wurden; die geheime Wahl wird erst im 19. Jahrhundert üblich. Es kam aber nicht dazu, denn einige Kardinäle begannen eine Diskussion darüber, daß der Kandidat zu jung sei. Deshalb mußte ein förmlicher zweiter Wahlgang stattfinden, in dem man sich nun einstimmig für ihn entschied.

In Byzanz war inzwischen Isaak II., der angeheiratete Onkel Kaiser Heinrichs VI.



von seinem Bruder gestürzt und anschließend geblendet und ins Gefängnis geworfen worden. Alexios III., der neue Kaiser, sah sich aber bald einer kaltblütigen Politik Heinrichs VI., gegenüber, welcher als Rächer Isaaks II. auftrat: mit der Drohung militärischer Gewalt erpreßte er nämlich von Alexios einen Tribut in Höhe von jährlich 10 Zentnern Gold, die dieser nur dadurch aufbringen konnte, daß er die Kirchen plünderte. Außerdem schrieb er eine eigene "Deutschensteuer" (griechisch *αλαμανικον*) aus, um die geforderten Summen aufzubringen. Entsprechend groß war die Erleichterung, als Heinrich VI. jetzt wegfiel und der Westen mit sich selbst beschäftigt war. Wie Konstantinopel dann doch noch im Jahre 1204 dem Westen zum Opfer fiel, haben wir schon im vorigen Kapitel gehört.

Zu Heinrichs VI. Weltherrschaftsplänen gehörte auch ein neuer Kreuzzug, der die Ziele erreichen sollte, die der 3. Kreuzzug nicht zuletzt durch den vorzeitigen Tod Barbarossas verfehlt hatte. Das Unternehmen – ich habe es im 9. Kapitel als Nr. 3a gezählt – war bereits angelaufen, als Heinrich starb. Konkret befand sich eine ganze Reihe von Reichsfürsten bereits im Heiligen Land, darunter auch der Erzbischof von Mainz. Dessen Rolle war die des Leiters der Wahlversammlung, die nach dem Tode des Kaisers stattzufinden hatte; aber er konnte dieser Aufgabe nun nicht nachkommen.

Für die Neuwahl des deutschen Königs gab es nun mehrere Möglichkeiten:

1. man hielt an der Wahl Friedrichs II., des Sohnes Heinrichs VI. und Konstanzes, fest. Allerdings war diese Wahl nur widerwillig und unter Zwang erfolgt, und Friedrich war auch nicht im Reich anwesend.

2. man wartete ab, bis die Fürsten aus dem Heiligen Land zurückkehrten.

3. man unternahm sofort einen Wahlversuch, ähnlich den staatsstreichartigen Wahlen, die seinerzeit Lothar III. und Konrad III. auf den Thron gebracht hatten.

In der Tat ereignete sich die dritte Variante, jedoch kam es nicht zu einer einheitlichen Wahl, sondern es fanden **zwei** Wahlversammlungen statt, aus denen **zwei** Kandidaten hervorgingen. Dabei zeigte sich, daß der staufisch-welfische Gegensatz, der die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts dominiert hatte, noch nicht überwunden war. Gewählt wurde am 8. März 1198 durch die staufische Partei der Bruder des verstorbenen Kaisers, Herzog Philipp von Schwaben, und am 9. Juni 1198 durch die welfische Partei der Sohn Heinrichs

des Löwen, Herzog Otto von Braunschweig. Von dem kleinen Friedrich II. war nicht mehr die Rede.

Das ist also die verhängnisvolle Doppelwahl von 1198. Die Frage war nun damals und ist auch noch heute: wer von beiden war rechtmäßiger König? Die Antwort lautet ganz einfach: derjenige, der sich durchsetzen konnte. Dahinter steht immer noch die uralte Vorstellung, daß es gar nicht die Fürsten sind, die die Wahl vornehmen, sondern daß Gott selber den ihm genehmen König bestimmt und die Wähler nur die Aufgabe haben, diesen göttlichen Willen herauszufinden und zu vollstrecken. Leider äußert sich Gott nicht immer ganz eindeutig, und so können auch menschlicher Ehrgeiz und Irrtum mit einfließen. Außerdem ist die Königswahl immer noch ein Stufenvorgang, d.h. es gibt mehrere Akte nacheinander, die gelingen müssen bzw. deren Mißlingen anzeigt, daß der göttliche Wille mißverstanden wurde.

Der zweite Akt, der auf die Wahl folgen muß, ist die Krönung. Wenn sie überzeugend gelingt, sind eventuelle Unvollkommenheiten der Wahl geheilt; den Gesalbten des Herrn kann niemand mehr antasten. Für eine gelungene Krönung sind drei Bedingungen zu erfüllen: die Krönung am richtigen Ort, durch den richtigen Koronator und mit den richtigen Insignien. Der richtige Ort ist Aachen, in der Tradition Karls des Großen. Der richtige Koronator ist der Erzbischof von Köln, eventuell auch derjenige von Mainz, aber der war 1198 noch im Heiligen Land. Die richtige Krone ist jene achteckige Krone, die heute in Wien aufbewahrt wird, in die der einzigartige Edelstein (der Waise) eingelassen ist, über deren Ursprung uns das Epos vom Herzog Ernst bereits belehrt hat. Wir selbst werden sie im nächsten Kapitel ausführlich betrachten.

Wie sah es damit nun 1198 aus? Otto hatte Zugang zum richtigen Ort, Aachen, und wurde gekrönt vom richtigen Koronator, dem Erzbischof von Köln; aber er verfügte nicht über die richtigen Insignien. Diese standen vielmehr dem Staufer Philipp zur Verfügung, denn sein Vorgänger und Bruder hatte sie ja in Besitz gehabt und an sicherer Stelle aufbewahrt. Als Ort mußte Philipp auf Mainz ausweichen, was zwar nicht ganz ohne Tradition war – z.B. waren Heinrich II. und Konrad II. dort gekrönt worden –, aber gegenüber Aachen stellte Mainz die zweite Wahl dar. Probleme hatte Philipp damit, einen Koronator zu finden, wofür nur ein Erzbischof in Frage kam. Das führte dazu, daß Philipp zwar vor Otto gewählt, aber erst nach ihm gekrönt wurde:

	Philipp	Otto
Wahl	8.3.	9.6.
Krönung	8.9.	12.7.

Philipp mußte schließlich auf den Erzbischof von Tarantaise zurückgreifen. Dieses Bistum liegt heute in der Westschweiz, gehörte damals zum Königreich Arelat, also dem dritten der drei Teilregna des Heiligen Reiches. Es ist also nicht so, daß Philipp von einem

Franzosen gekrönt worden sei, aber peinlich waren diese Schwierigkeiten schon. Wenn wir das Ganze in eine Tabelle fassen wollen, könnte das etwa so aussehen:

	Otto	Philipp
Ort	Köln +++	Mainz ++
Koronator	Erzbischof von Köln +++	Erzbischof von Tarantaise -
Insignien	Nachgemachte Krone - -	Echte Krone +++

Die Sache ging also unentschieden aus. Aber es ist sicher kein Zufall, daß die staufische Seite den Besitz der echten Insignien propagandistisch aufs Stärkste hervorkehrte.

Walther von der Vogelweide schreibt (wobei in der Schlußzeile der "Waise" für die ganze Krone steht):

*Diu krône ist elter danne der künec Philippes sî.
Dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wies im der smit sô ebene habe gemacht.
Sîn keiserlîchez houbet zimt ir alsô wol,
daz si ze rehte nieman guoter scheiden sol. ...
Swer nû des rîches irre gê,
der schouwe, wem der weise ob sîme nackte stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.*

"Die Krone ist älter als der König Philipp. Da sollt ihr alle ein Wunder darin erblicken, wie der Schmied sie so paßgenau für ihn angefertigt hat. Sie paßt so gut auf sein kaiserliches Haupt, daß sie rechtens niemand von einander trennen darf. ... Wer nun wegen des Anspruchs auf die Herrschaft Zweifel hat, der schau, wem der Waise über dem Nacken steht. Dieser Stein ist aller Fürsten Leitstern."

Nachdem Wahl und Krönung ist also kein eindeutiges Ergebnis gebracht hatten, blieb nur noch die kriegerische Auseinandersetzung zwischen den Kandidaten, und hier hatte Otto zwar anfangs die Nase vorn, aber je mehr Fürsten aus dem Heiligen Land zurückkehrten, um so mehr neigte sich die Waage zugunsten Philipps.

13. KAPITEL: DER WAISE

IM VORIGEN KAPITEL HABEN WIR gesehen und gehört, wie Walther von der Vogelweide aus der wunderbaren Paßform der Krone publikumswirksam die göttliche Erwähltheit König Philipps von Schwaben abgeleitet hat und wie er den einen prominenten Edelstein der Krone, den "Waisen", dessen Herkunftsgeschichte uns das Epos vom Herzog Ernst erzählt, geradezu als *pars pro toto* für die Krone einsetzt. Mit dieser Krone und dem Edelstein wollen wir uns in diesem Kapitel näher befassen.

Gemeint ist jene achteckige, mit einem von der Stirn zum Nacken verlaufenden Bügel und einem Kreuz versehene Krone, die mehrere Jahrhunderte in Nürnberg aufbewahrt wurde und jetzt in Wien liegt, und zwar in der Schatzkammer in der Hofburg, wo sie beischtigt werden kann. Falls Sie das noch nicht getan haben und nach Wien kommen, sollten sie es keinesfalls versäumen. Es gibt verschiedene Bezeichnungen für sie, so "Nürnberger Reichskrone", "Wiener Reichskrone" usw. Aber schauen wir uns sie erst einmal an:



Diese Krone mit Bügel und Kreuz wurde im Spätmittelalter und der Neuzeit häufig Karl dem Großen zugeschrieben; dies ist aber anachronistisch, weil die Krone ungefähr 200 Jahre jünger ist. Trotzdem wurde Karl der Große gern mit dieser Krone abgebildet. Das bekannteste Beispiel dafür ist wohl das Bild Karls des Großen, das Dürer für die Nürnberger gemalt hat und das unsere Vorstellung vom Aussehen Karls ja allgemein dominiert:

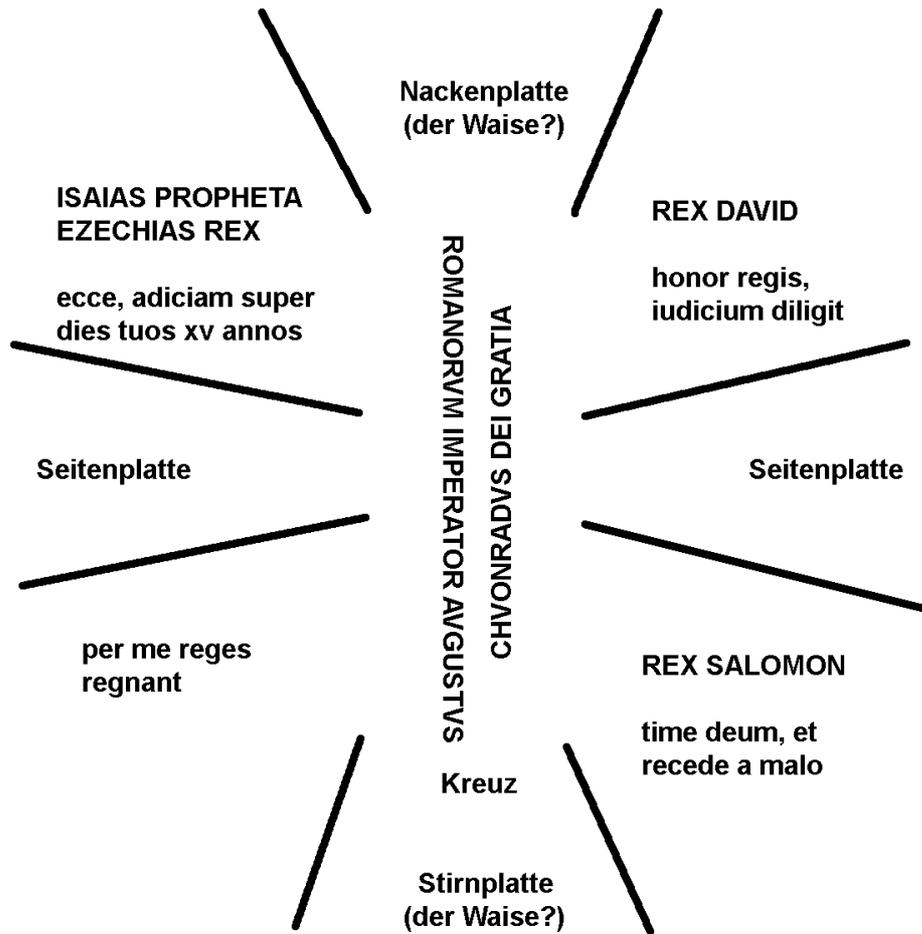


Betrachten wir zunächst einmal die Krone in ihrem heutigen Zustand. Ihr Gewicht beträgt 3465 g, ihr Durchmesser 22 cm, ihr Umfang 69 cm. Das Gewicht ist also nicht sehr hoch; zum Vergleich: die Integralhelme der heutigen Motorradfahrer wiegen 1500 – 1800 g. Man darf ja nicht vergessen, daß Kronen nicht massiv sind, sondern nur aus dünnem Goldblech bestehen, aus dem zudem noch die Löcher für die Edelsteine ausgesägt sind; das eigentliche Gewicht entsteht durch diese Edelsteine. Auch wenn man die Krone in Wien in der Vitrine liegen sieht, wirkt sie ausgesprochen zierlich. Außerdem sind die Abbildungen, die man in vielen Büchern findet, tatsächlich meist gegenüber dem Original vergrößert, wie ich mit einiger Verwunderung festgestellt habe.

Der Grundriß der Krone ist achteckig, was unter allen Kronen einmalig ist, weshalb man sie mit der Bezeichnung "achteckige Reichskrone" wohl am besten benennt. Dieses Achteck wird von acht, oben halbkreisförmig abgerundeten Platten gebildet, die durch Scharniere miteinander verbunden sind.



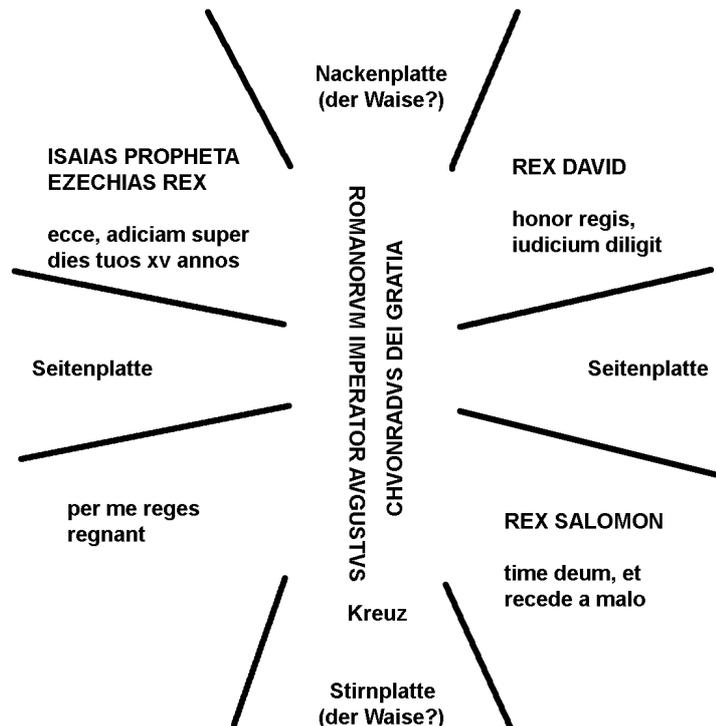
Die Krone ist heute durch einen nicht sichtbaren Innenreifen versteift, ursprünglich konnte sie aber in ihre Einzelteile zerlegt werden. Bei den Platten wechseln solche, die nur mit Edelsteinen besetzt sind, mit solchen ab, die ein Emailbild zeigen, und zwar sitzen die Steinplatten vorn und hinten, links und rechts, während die Bildplatten die schräge Stellung einnehmen. Die Anordnung der Steine ist auf den jeweils gegenüberliegenden Platten identisch.



Die Bildplatten zeigen rechts hinten den König David, wie aus der Beischrift *REX DAVID* hervorgeht; in den Händen trägt er ein Spruchband mit dem Text *honor regis, iudicium diligit* (Ps. 98,4): "die Ehre des Königs, er liebt den Urteilspruch". Statt "Urteilspruch" übersetzt man wohl besser sinngemäß, wenn auch nicht ganz wörtlich, "Gerechtigkeit".



Rechts vorne



ist König Salomon abgebildet: *REX SALOMON*; sein Text lautet: *time dominum et recede a malo* (Prov. 3, 7): "fürchte den Herrn und meide das Unrecht". Die Platte links vorne zeigt Gott selbst auf dem Thron, flankiert von zwei geflügelten Cherubim. Die Beischrift lautet *PER ME REGES REGNANT* (Prov. 8, 15): "durch mich herrschen die Könige". Die vierte Bildplatte links hinten zeigt den Propheten Isaias vor König Ezechias, wie die Beischriften *ISAIAS PROPHETA* und *EZECHIAS REX* angeben. Der Text auf dem Spruchband lautet: *ecce, adiciam super dies tuos XV annos* (Is. 38, 5): "siehe, ich will zu deinen Lebenstagen noch 15 Jahre hinzufügen".

Die ganze Krone überspannt ein achtlappiger Bügel von der Stirn zum Nacken. Er trägt aus kleinen Perlen die Inschrift *CHVONRADVS DEI GRATIA / ROMANORVM IMPERATOR AVGVSTVS* – "Konrad durch die Gnade Gottes, erhabener Kaiser der Römer". Diese Inschrift wird üblicherweise auf Konrad II. (1024 – 1039) gedeutet, da der einzige Herrscher dieses Namens war, der die Kaiserkrone empfangen hat. Ganz so eindeutig ist die Antwort aber nicht, was wir später noch erwägen werden. Schließlich ist vorn über der Stirnplatte ein Kreuz aufgesteckt. In der Farbgebung der Edelsteine passen die Platten und das Kreuz zusammen, während der Bügel abweicht; er ist also unter Konrad nachträglich hinzugefügt oder wenigstens erneuert worden. Die Krone ist damit spätestens unter Konrads Vorgänger entstanden, um welchen Konrad auch immer es sich handeln mag.

Die Krone hat nun eine enorme theologische und religiöse Bedeutung, die ohne weiteres zu erkennen uns heute schwerfällt. Es gilt dabei sowohl, sich vor übertriebenen Auslegungen zu hüten, als auch davor, Beziehungen zu übersehen, die nicht sofort auf der Hand liegen. Ich will daher zunächst einen kleinen Exkurs einfügen.

Im Matthäus-Evangelium 12. Kapitel Vers 38–40 verlangen nach einer Dämonenaustreibung die Pharisäer von Jesus ein göttliches Zeichen zum Beweis dafür, daß er nicht mit dem Teufel im Bunde stehe – genauer: nicht mit dem obersten der Teufel, Beelzebub, mit dessen Hilfe er die geringeren Teufel manipuliere. Daher kommt übrigens das Sprichwort "Den Teufel mit Belzebub austreiben."

Die Pharisäer erhalten zur Antwort: "Ihr werdet kein anderes Zeichen erhalten als das des Propheten Jonas: wie nämlich Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauch des Walfisches war, so wird der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein." Hier ist also der Szene des Alten Testaments neben ihrer historischen Bedeutung eine weitere Interpretation im Rahmen der Heilsgeschichte des Neuen Testaments beigelegt. Sehr schön zeigt das auch die folgende Initiale:



Die angewandte Methode wird im Mittelalter systematisch auf die gesamte Bibel ausgedehnt und führt zum sog. vierfachen Schriftsinn. Jede Bibelstelle hat außer dem historischen, dem "Litteralsinn", noch drei geistige Bedeutungen: den allegorischen oder heilsgeschichtlichen, den moralischen oder seelsorglichen und den anagogischen oder endzeitlichen Sinn. Wie für jeden Lehrsatz des Mittelalters gibt es hierfür einen lateinischen Merkvers:

*Littera gesta docet; quid credas, allegoria;
moralis, quod agas; quo tendas, anagogia.*

"Der Buchstabe lehrt das historische Geschehen; was du glauben sollst, die Allegorie; die Moral, wie du handeln sollst; wohin du strebst, die Anagogie."

In der praktischen Anwendung bedeutet etwa Jerusalem historisch die Stadt in Palästina, heilsgeschichtlich die Kirche, seelsorglich die Seele des einzelnen Menschen und endzeitlich das himmlische Jerusalem. In unserem Zusammenhang besonders wichtig ist die Gestalt des Königs Melchisedech, der, wie die Genesis berichtet, ein Priester des höchsten Gottes war und Brot und Wein opferte.

Mittelalterliche Bibelinterpretation

Sinnebenen:

- **historisch**
- **heilsgeschichtlich**
- **seelsorglich**
- **endzeitlich**

Melchisedech ist:

- **König von Salem**
- **Christus beim Abendmahl**
- **der Papst**
- **Christus als ewiger Hoherpriester**

Er ist also im Litteralsinn der historische König Melchisedech, im heilsgeschichtlichen Sinn Christus beim Abendmahl und im endzeitlichen Sinn Christus als ewiger Hoherpriester. Bemerkenswert ist aber der seelsorgliche oder moralische Sinn: hier lautet die Deutung im

Osten und bis ins hohe Mittelalter auch im Westen eindeutig auf den Kaiser. Der byzantinische Kaiser wird in den Laudes geradezu als Melchisedech apostrophiert, und im Westen wird die Bezeichnung des Kaisers als *rex et sacerdos*, als "König und Priester", vor allem unter Heinrich III. aufs stärkste hervorgehoben. Umso deutlicher kennzeichnet es die Entwicklung, wenn seit Innozenz III. die Gestalt des Melchisedech für das Papsttum vereinnahmt wird.

Die vier Bedeutungsebenen gelten aber nicht nur für die Heilige Schrift, sondern für die gesamte Schöpfung, die gleichfalls eine Offenbarung Gottes darstellt. Alanus ab Insulis formuliert in einem Gedicht über die Rose wie folgt:

*Omnis mundi creatura
Quasi liber et pictura
Nobis est et speculum;
Nostre vite, nostre mortis,
Nostris status, nostre sortis,
Fidele signaculum.*

"Jedliches Geschöpf der Welt ist wie ein Buch und Gemälde für uns und ein Spiegel; unseres Lebens, unseres Todes, unseres Zustandes, unseres Geschickes getreues Kennzeichen."

Es liegt, um auch das noch zu sagen, auf der Hand, daß die Bibeldeutung nach dem vierfachen Schriftsinn viel Willkür enthalten kann und daß sie sich manchmal bis zu phantastischen Abstrusitäten übersteigert. Nicht selten wird im Spätmittelalter der zugrunde liegende Litteralsinn gegenüber dem geistlichen Sinn vernachlässigt und von diesem völlig überwuchert. Wenn im 16. Jahrhundert die Reformatoren das "unverfälschte Wort Gottes" fordern, dann richtet sich das auch gegen diese Art der Bibeldeutung.

Es wird Sie jetzt nicht mehr verwundern, wenn nach mittelalterlicher Auffassung auch und gerade den heiligen und geheiligten Dingen, den Reliquien und den Insignien, eine Bedeutung innewohnt, die über das rein Materielle weit hinausgeht. Es ist daher nicht abwegig, der Reichskrone eine detaillierte theologische Deutung zu geben; daß eine solche Insignie mit äußerster Sorgfalt und Überlegung hergestellt wurde, versteht sich von selbst. Wir können sie geradezu nach dem vierfach Schriftsinn deuten: ihre historische Bedeutung ist ihr enormer Materialwert an Gold und Edelsteinen mit ihren heilbringenden Wirkungen. Ihr heilsgeschichtlicher Sinn erweist ihren Träger als *rex et sacerdos secundum ordinem Melchisedech*, als König und Priester nach der Ordnung des Melchisedech; als seelsorglichen Sinn können wir angeben, daß sie ihren jeweiligen Träger als den rechtmäßigen König ausweist; außerdem wohnt ihr, wie wir noch sehen werden, ein starker eschatologischer Bezug inne.

König und Priester ist der Träger der Krone also. Die Funktion als König illustrieren die vier Bildplatten. Sie zeigen neben der *maiestas domini*, also dem himmlischen König, die drei vorbildhaften jüdischen Könige David, Salomon und Ezechias. Hier noch einmal die Beischriften in derselben Anordnung wie auf der Krone:

ISAIAS PROPHETA EZECHIAS REX Ecce, adiciam super dies tuos xv annos	REX DAVID Honor regis, iudicium diligit
Per me reges regnant	REX SALOMON Time deum, et recede a malo

Man hat versucht, darüber hinaus biographische Bezüge zu ermitteln; danach sollen David und Salomo Otto I. und Otto II. bedeuten, während die Ezechias-Szene auf eine überstandene schwere Erkrankung Ottos I. zu beziehen sei. Eine andere Deutung schlägt vor, die Platten im Uhrzeigersinn zu lesen, beginnend mit der David-Platte rechts hinten. Die Reihenfolge ist dann chronologisch (David, Salomo, Ezechias); die Platte rechts vorne stelle die Berufung des Propheten Isaias dar, und zwar in der Form, wie er selbst die Vision erblickt hat. Ich darf aber daran erinnern, daß die Krone zerlegbar war und daß es folglich gar nicht sicher ist, ob genau diese Reihenfolge und diese Stellung von Anfang an vorgesehen waren.

Interessant ist der Hinweis auf das Gebet, das im Krönungszeremoniell bei der Überreichung der Krone gesprochen wird: "Empfange das Zeichen der Glorie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, damit du dem alten Feind" – also den Teufel – "widerstehst und die Berührung aller Laster zurückweist und so den Urteilsspruch und die Gerechtigkeit liebst und so erbarmungsvoll lebst, daß du von demselben unserem Herrn Jesus Christus in Gemeinschaft der Heiligen die Krone des ewigen Reiches erhältst, der mit dem Vater und dem Heiligen Geist lebt und herrscht, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

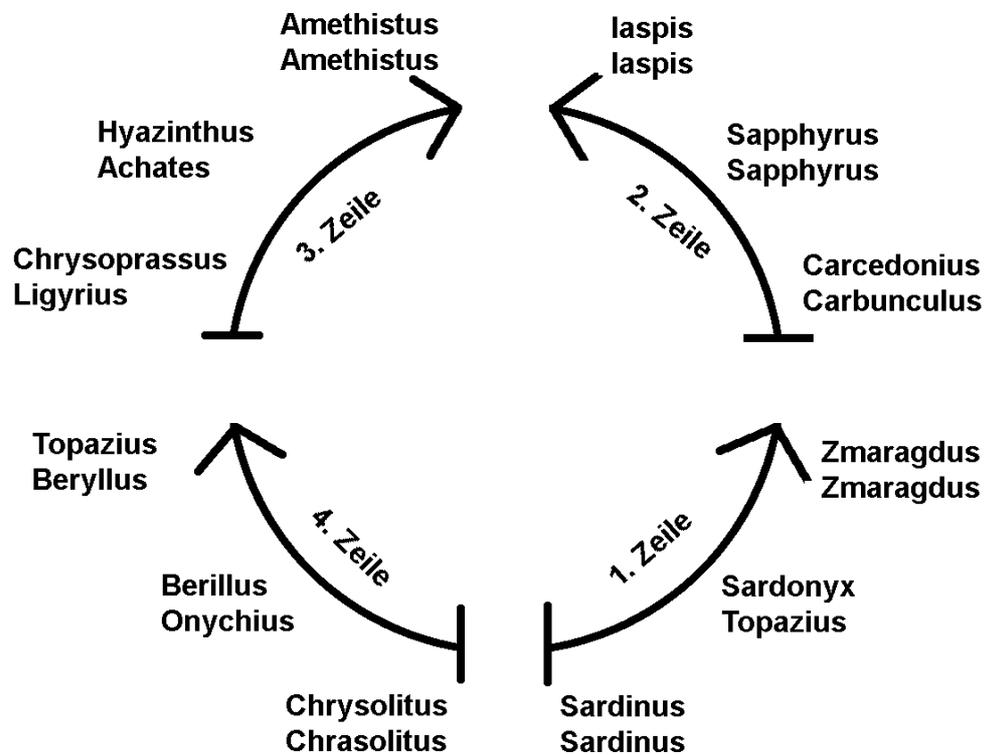
In diesem Gebet sind die Sprüche auf den Bildplatten in derselben Reihenfolge enthalten wie auf der Krone. Man muß allerdings mit Salomon beginnen, also vorne rechts, und entgegen dem Uhrzeigersinn lesen. Im Gebet heißt es zunächst "daß du die Berührung aller Laster zurückweist": das ist die Salomonplatte *recede a malo*. Dann kommt "daß du Urteilsspruch und Gerechtigkeit liebst": das ist die Davidplatte *iudicium diligit*. Dann kommt "daß du voll Erbarmen lebst": das ist die Ezechiasplatte *adiciam super dies tuos XV annos*. Dann kommt "Christus, der mit dem Vater und dem Heiligen Geist herrscht": das ist die Majestas-Platte *per me reges regnant*.

Auf die Funktion des Königs als *sacerdos* verweisen die Stirn- und Nackenplatte. Diese beiden Platten weisen jeweils zwölf große Edelsteine in vier Reihen zu je drei Steinen auf. Diese Platten entsprechen somit genau einem Bestandteil des Ornats des jüdischen Hohenpriesters, so, wie er im Buch Exodus beschrieben ist, und

zwar dem sog. *rationale iudicii*, das der Hohepriester über dem Ornat auf der Brust trägt. Es wird wie folgt beschrieben (Ex. 27, 15–21: "Es soll viereckig sein und doppelt. Seine Größe soll eine Spanne sein in Länge und Breite. Und du sollst darauf vier Reihen von Edelsteinen setzen: in der ersten Zeile soll ein Sarder sein, ein Topas und ein Smaragd; in der zweiten ein Karfunkel, ein Saphir und ein Jaspis; in der dritten ein Luchsstein, ein Achat und ein Amethyst; in der vierten ein Chrysolith, ein Onyx und ein Beryll. Sie sollen in dieser Reihenfolge in Gold gefaßt sein. Und sie sollen die zwölf Namen der Kinder Israels tragen: in jeden Stein soll je ein Name der zwölf Stämme eingeschrieben sein".

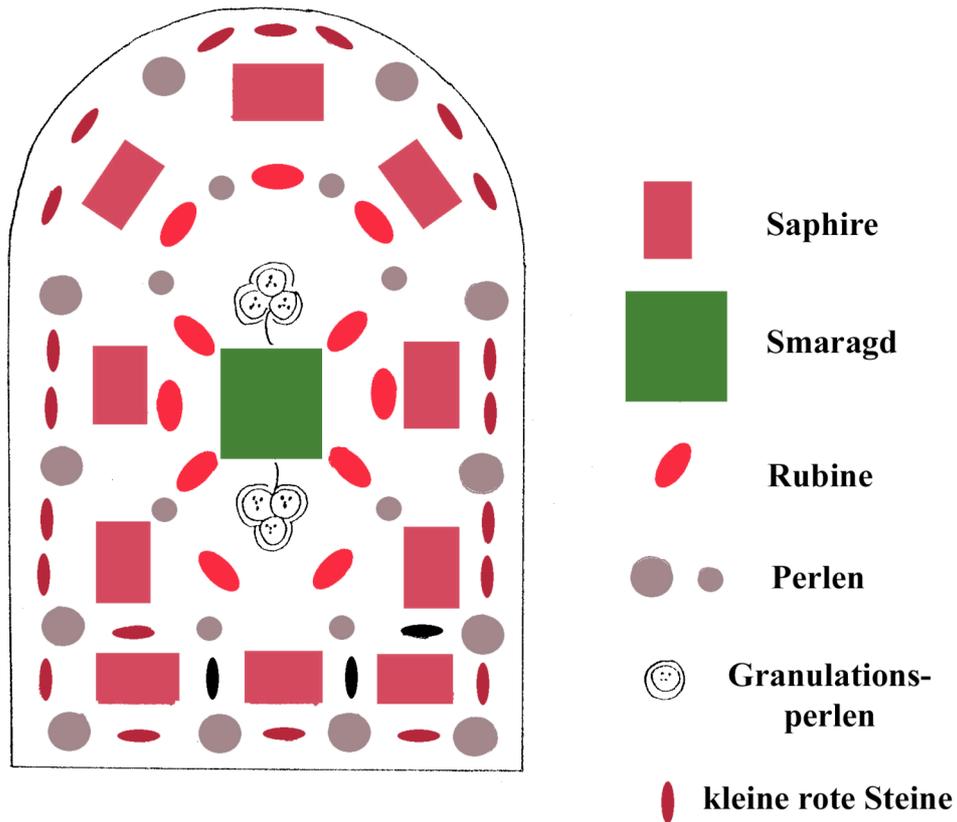
Die doppelte Darstellung der zwölf Steine auf der Stirn- und Nackenplatte läßt sich mühelos auf das Gegenüber von altem und neuem Testament deuten, wobei den zwölf Stämmen Israels die zwölf Apostel entsprechen. Dies verweist wiederum auf den Träger der Krone, denn in Byzanz betrachtet sich der Kaiser als *ισαποστολος*, als "apostelgleich". Die Edelsteinordnung des alten Testaments wird in der Bibel noch einmal aufgenommen in der Apokalypse, und zwar bei der Beschreibung des himmlischen Jerusalem (Apc. 21, 19–20). Dessen Stadtmauer wird dort wie folgt beschrieben: "Die Fundamente der Stadtmauer waren mit jeglicher Art von Edelsteinen geziert: das erste Fundament bestand aus Jaspis, das zweite aus Saphir, das dritte aus Chalzedon, das vierte aus Smaragd, das fünfte aus Sardonix, das sechste aus Sarder; das siebte aus Chrysolith, das achte aus Beryll, das neunte aus Topas; das zehnte aus Chrysopras, das elfte aus Hyazinth, das zwölfte aus Amethyst." Die Reihenfolge der Steine ist hier scheinbar eine andere als im Exodus, läßt sich aber mühelos mit jener in Übereinstimmung bringen ; man muß nur gewissermaßen von der anderen Seite her anfangen.

oben:	Apc. 21, 19–20
unten:	Ex. 27, 15–21



Mit dieser Deutung der zwölf Edelsteine gewinnen die Stirn- und Nackenplatte zusätzlich eine apokalyptische Bedeutung, und damit haben wir wiederum den vierfachen Schriftsinn beisammen: das alttestamentliche *rationale* mit den zwölf Stämmen Israels als Literal-sinn, die zwölf Apostel als allegorische, der apostelgleiche Kaiser als moralische und die Stadtmauer des himmlischen Jerusalem als echatologische Bedeutung.

Der echatologische Bezug wird noch stärker, wenn wir die Seitenplatten betrachten.



In der Mitte steht jeweils ein großer viereckiger Smaragd. Er ist an den Ecken begleitet von vier Rubinen. Über und unter dem Smaragd sitzt je ein Gebilde, das aus drei Perlen besteht, die auf einem Golddraht stecken, der sich oben in je vier Kügelchen verzweigt. Darum herum sind sieben kleine Rubine und acht große Perlen gruppiert. Weiter außen verläuft parallel dem Rand ein Ring von zehn großen Saphiren. Ganz am Rand schließlich sitzen zwölf große Perlen und 24 ganz kleine rote Steine.

Für die Deutung dieser Anordnung hat Hansmartin Decker-Hauff in dem Sammelband von Percy Ernst Schramm S. 560–637 einen meines Erachtens überzeugenden Vorschlag gemacht, den ich Ihnen jetzt vortragen möchte. Die Vorlage für die Interpretation ist in der Apokalypse zu finden, und zwar in Kap. 4, 27–7: "Sogleich wurde ich im Geiste entrückt, und siehe, ein Thron war im Himmel aufgestellt, und auf dem Thron saß einer, und der dort saß, dessen Anblick war wie Jaspis und Sarder; und den Thron umgab ein Regenbogen, der sah aus wie Smaragd." Dieser Smaragd des Regenbogens ist der große Smaragd in der Mitte der Seitenplatten. "Und im Kreis um den Thron standen 24 Sitze, und auf den Sitzen saßen 24 Älteste, bekleidet mit weißen Gewändern und auf dem Kopf goldene Kronen." Dies sind die 24 ganz kleinen roten Steine, wobei die goldenen Kronen die Farbe rot bestimmen. "Und von dem Throne gingen Blitze und Stimmen und Donner aus, und sieben Fackeln brannten vor dem Thron; dies sind die sieben Geister Gottes." Die sieben Fackeln sind die sieben kleinen Rubine in der Mitte. "Und vor dem Thron war etwas wie ein gläsernes Meer gleich einem Kristall." Dies sind die zehn Saphire, wobei die Zahl 10 als Symbol der Fülle gilt. "Und in der Mit-

te bei und neben dem Thron waren vier Tiere voller Augen auf Vorder- und Rückseite. Und das erste Tier glich einem Löwen, das zweite einem Kalb, das dritte hatte gewissermaßen ein menschliches Antlitz, und das vierte Tier glich einem fliegenden Adler". Diese vier Tiere, in denen Sie unschwer die Symbole der vier Evangelisten erkannt haben, sind die vier Rubine neben dem zentralen Smaragd.

Die Thronvision wird wiederaufgenommen ganz am Schluß der Apokalypse im 22. Kapitel. Sie ist dort aber nicht mehr unbestimmt irgendwo *in celo* vorgeführt, sondern ganz konkret im himmlischen Jerusalem lokalisiert, das unmittelbar zuvor beschrieben ist und von dem es heißt: "Einen Tempel sah ich nicht ihn ihm, denn der Herr, der allmächtige Gott selbst ist sein Tempel". Es ist also nicht abwegig, die zwölf äußeren Perlen auf das himmlische Jerusalem mit seinen zwölf Grundmauern und zwölf Stadttoren zu deuten. In der Wiederaufnahme der Thronvision heißt es dann: "Und er zeigte mir den Fluß des Wassers des Lebens gleich einem leuchtenden Kristall, der vom Thron Gottes und des Lammes ausging. Mitten auf dem Platz zu beiden Seiten des Flusses stand der Baum des Lebens, der zwölfmal Früchte trug, einmal in jedem Monat." Diese Bäume mit der zwölffachen Frucht sind die beiden Gebilde oberhalb und unterhalb des Mittelsmaragdes, bestehend aus drei Perlen mit je vier also zusammen zwölf Goldkugelchen. "Und die Blätter des Baumes zur Wohlfahrt der Völker". Auch dieser abstrakte Begriff ist auf den Seitenplatten der Krone abgebildet, und zwar durch die bisher noch nicht interpretierten acht Perlen im Innern der Platten; denn wer ist verantwortlich für die Wohlfahrt der Völker, wenn nicht der christliche Herrscher, vor allem der Kaiser? Die Zahl des Kaisers ist aber die Acht, wie wir am Beispiel der Aachener Pfalzkapelle und des ebenfalls achteckigen byzantinischen Thronsaals bereits festgestellt haben. Statt dieser etwas komplizierten Deutung könnte man auch an die acht Seligpreisungen der Bergpredigt denken, die ebenfalls der Wohlfahrt der Menschen dienen.

Es hat sich somit gezeigt, daß auf den Steinplatten der Krone mehrfach das himmlische, das eschatologische Jerusalem abgebildet ist. Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen und die gesamte Krone als Abbild des himmlischen Jerusalem der Apokalypse ansprechen. Denn in Isaias Kap. 62, 1 und 4 ist Jerusalem selbst als Krone bezeichnet: *propter Sion non tacebo, et propter Hierusalem non quiescam: eris corona glorie in manu domini et diadema regni in manu dei tui* – "wegen Sion will ich nicht schweigen und wegen Jerusalem nicht stille sein: du wirst eine Krone des Ruhmes und ein Diadem der Herrschaft in der Hand deines Gottes sein". Ein scheinbares Problem liegt darin, daß Jerusalem normalerweise als quadratisch dargestellt wird, und auch der Text der Apokalypse ist so zu verstehen. Man hat deshalb das Achteck als Durchdringung zweier Vierecke gedeutet, derart, daß die Bildplatten als "Königsquadrat" und die Edelsteinplatten als "Jerusalemquadrat" anzusprechen sind. Dies ist aber nicht erforderlich, weil die Zahl 8 ihre Qualität in sich selbst trägt: sie ist die Zahl der Vollkommenheit und der Ewigkeit. Denken Sie an die acht Seligpreisungen, denken Sie aber vor allem an den Ablauf der Weltgeschichte: sie vollzieht sich in sechs Zeitabschnitten,

die in den sechs Schöpfungstagen präfiguriert sind; dem siebten Tag entspricht die Sabbatruhe der Toten. Der achte Tag ist dann der Sabbat, der keinen Abend mehr hat, also die Ewigkeit.

Wir müssen uns jetzt aber doch fragen, ob wir uns mit dieser Interpretation nicht doch allzuweit vorgewagt und von den beweisbaren Tatsachen entfernt haben. Um gewissermaßen Boden unter die Füße zu bekommen, wollen wir versuchen, die Krone zu datieren. Es steht fest, daß sie ihre jetzige Form spätestens unter einem Kaiser Konrad erhalten hat, denn sein Name steht auf dem Bügel der Krone. Um welchen Konrad handelt es sich dabei?

Es gibt in der deutschen Geschichte insgesamt 6 Herrscher mit Namen Konrad, nämlich Konrad I., II., III. und IV., ferner Konrad, den nicht zur Regierung gekommenen ältesten Sohn Heinrichs IV., und schließlich den letzten männlichen Staufer Konradin.

- Konrad I. regierte von 911 – 918 als erster nichtkarolingischer König in Deutschland, hatte aber Mühe, auch nur als solcher Anerkennung zu finden, und war an einer Kaiserkrönung deshalb nicht interessiert. Außerdem gab es zu seiner Zeit in Italien mit Ludwig III. dem Blinden und Berengar I. bereits zwei rivalisierende Kaiser in Nachfolge der karolingischen Tradition.
- Konrad II. regierte als König von 1024 – 1039 und wurde am 26. März 1027 in Rom zum Kaiser gekrönt.
- Konrad III., der erste Staufer, regierte von 1138 – 1152. Er wurde nicht zum Kaiser gekrönt, nahm aber bereits als König kaiserliche Vorrechte für sich in Anspruch: in seinen Urkunden führt er den Titel *augustus*, der bisher den Kaisern vorbehalten war; als Ordnungszahl verwendet er die 2, nennt sich also stets Konrad II. gemäß der Kaiserzählung, nicht, wie wir es gewohnt sind, Konrad III. gemäß der Königszählung. In einigen Briefen an den Kaiser in Byzanz legt er sich geradezu den *imperator*-Titel zu. Schließlich war sein Romzug zur Kaiserkrönung bereits vollständig arrangiert, als er 1152 plötzlich und überraschend erkrankte und starb. Zu den Vorbereitungen für den Romzug konnte ohne weiteres auch die Präparierung der Kaiserkrone mit seinem Namen gehören.
- Konrad, der Sohn Heinrichs IV., wurde 1087 zum Mitkönig erhoben, geriet aber in Konflikt mit seinem Vater und ließ sich 1093 von der kirchlichen Partei als Gegenkönig mißbrauchen, weshalb Heinrich IV. ihn absetzte und an seiner Statt Heinrich V. erhob, Es wäre denkbar, daß die Kurie den jungen Mann auch mit dem Versprechen der Kaiserkrönung geködert hat und daß, ähnlich, wie wir es bei Konrad III. erwogen haben, die Kaiserkrone präpariert wurde. Es gibt dafür aber keinerlei Hinweis in den Quellen, vielmehr waren die Reichskleinodien in der Hand Heinrichs IV.; wir wissen das deshalb, weil Heinrich V. 1105 auf dem Reichstag von Ingelheim seinen Vater zu ihrer Herausgabe zwang.
- Konrad IV. deutscher König von 1237 – 1254, war im Besitz der Reichskleinodien (es gibt sogar ein Protokoll über ihre Aushändigung), aber er ist nicht einmal in Aachen gekrönt worden und

konnte somit an eine förmliche Kaiserkrönung erst recht noch nicht denken.

- Konradin schließlich ist noch nicht einmal zum deutschen König gewählt worden; aber er ist auf seinem Italienzug in Rom nicht nur wie ein König, sondern geradezu wie ein Kaiser empfangen worden, und einem in der Schlacht von Tagliacozzo siegreichen Konradin hätte der Weg zur Kaiserkrone mühelos offengestanden. Das ist allerdings Spekulation; es gibt keinen Quellenbeleg dafür, daß Konradin die Krone zur Verfügung stand. Gegen Konrad IV. und Konradin spricht außerdem die Schrift auf dem Bügel, die eine reine Capitalis ist; in der Mitte des 13. Jahrhunderts wäre aber unbedingt eine gotische Majuskel oder wenigstens eine Mischung aus Capitalis und gotischer Majuskel zu erwarten.

Somit bleiben als ernsthafte Kandidaten für den auf dem Bügel genannten Konrad nur Konrad II. und Konrad III. Da dieser Bügel aber in der Farbgebung der Edelsteine stark von der übrigen Krone abweicht, steht es fest, daß die Krone selbst älter ist. Sie stammt demnach von Heinrich II. oder einem seiner Vorgänger bzw. von Lothar III. oder einem seiner Vorgänger. Ein kunsthistorischer Stilvergleich weist ins 10. oder 11. Jahrhundert, ohne daß darüber hinaus eine nähere Festlegung möglich wäre.

Bleiben wir aber zunächst noch bei dem eigentlich historischen Verfahren, d.h. der Analyse der Quellen, und beginnen wir dabei mit den Vorgängern Konrads II. Von den drei Ottonen wäre an Otto III. zu denken, dem eine derart tiefsinnige Interpretation der Krone wohl zuzutrauen wäre, aber auch an Otto I. oder Otto II. Dagegen scheint Heinrich I., der Vater Ottos des Großen, auf den ersten Blick auszufallen, denn er hat, wie bekannt ist oder wie wenigstens Widukind von Korvey behauptet, die kirchliche Salbung und Krönung zurückgewiesen.

Interessanterweise gibt es nun eine Quellenstelle, die gerade für Heinrich I. vom Besitz einer Krone berichtet, noch dazu von einer Krone, die sehr wohl als die Reichskrone angesehen werden kann. Liudprand von Cremona erzählt nämlich, wie Konrad I. Heinrich [den] I. dadurch zu seinem Nachfolger designiert habe, daß er ihm die Reichskleinodien übersandt habe, darunter "eine Krone, nicht bloß aus Gold, wie die Fürsten jeglichen Ranges sie tragen, sondern mit kostbarsten Edelsteinen nicht nur geschmückt, sondern geradezu überladen". Etwas später hält Heinrich I., nach dem Bericht Liudprands, dann dem abtrünnigen Bayernherzog dann den Spruch entgegen, der auf der Majestasplatte der Krone zitiert ist: *per me reges regnant*. Die Quelle ist freilich mit Vorsicht zu genießen, da Liudprand die Ereignisse nur vom Hörensagen kennt und möglicherweise das Bild der Krone vor Augen hatte, die er zu Lebzeiten selbst gesehen hat. Dies konnte aber nur die Krone sein, die Otto I. bei der Kaiserkrönung 962 trug.

Und in der Tat haben Schramm und Decker-Hauff sehr gezielt die Meinung vertreten, die Reichskrone sei eigens für die Kaiserkrönung Ottos I. angefertigt worden. Sie berufen sich dabei auf ein anderes Zitat aus Liudprand, in dem die Ausstattung, in der Otto

zur Krönung erschien, als *mirus ornatus novusque apparatus*, "als staunenswerter Schmuck und ungewöhnliche Ausstattung" bezeichnet werden. Staunenswert war seine Kleidung schon, denn am Gewandsaum trug er kleine Glöckchen und unter der Krone eine weiße Mitra. Beides ist aber nur als Nachahmung der Amtstracht des jüdischen Hohenpriesters zu erklären, womit zugleich der vorhin noch ausgelassene Beweis dafür erbracht ist, daß auch die Stirn- und Nackenplatte aus der Kleidung des Hohenpriesters zu deuten sind.

Schramm und Decker-Hauff haben allerdings, wie Josef Deér nachgewiesen hat, übersehen, daß sich die Formulierung *mirus ornatus novusque apparatus* gar nicht auf die Kleidung Ottos I. bezieht. Das ganze Zitat lautet nämlich, Otto zog nach Rom, *ubi miro ornatu novoque apparatu susceptus ab eodem summo pontifice et univrsali papa Johanne unctionem suscepit imperii*. – "wo er mit wunderbarem Schmuck und neuem Aufwand empfangen wurde und von demselben obersten Bischof und allgemeinen Papst Johannes die Salbung des Reiches empfing". Der *mirus ornatus novusque apparatus* ist also eindeutig der Aufwand, den der Papst beim Empfang Ottos treibt, nicht derjenige von Otto selbst.

Diese Stelle fällt also für die Datierung aus. Dagegen läßt sich schon eher ein fiktives Epitaph auf Otto den Großen aus der Feder des Odilo von Cluny heranziehen, das allerdings erst im 11. Jahrhundert entstanden sein kann, da in ihm auch von Otto II., Otto III. und sogar von Heinrich II. die Rede ist. Es beginnt wie folgt:

"Durch diesen Hügel wird der geheiligte und große Otto bedeckt, stark in der Herrschaft, wie David in alter Zeit."

*Hóc tegitúr loculó divús et máximus Otto,
Fórtis in imperiό, David ut témpore prísco.*

"Berühmt wie der weise Salomon und ein Freund des Friedens. Er erlangte durch noch festere Hoffnung als Ezechias, daß Friede werde, ja, daß er beständig wachse. Siehe! es wird berichtet, daß Ostern und seine Feierlichkeit zuerst Josias habe begehen lassen; er hat nicht allein das getan, sondern er hat die mystischen Taten der Vorfahren wieder ans Licht gebracht, nachdem er zuvor die Herrschaft geordnet und die heiligen Gesetze reformiert hat."

Hier werden also die drei Könige genannt, die auf der Krone abgebildet sind. Dazu kommt aber als vierter der König Josias, unter dem eine bedeutende religiöse Reform stattfand, nachdem lange verschollene Gesetzbücher wieder aufgefunden worden waren. Man müßte also das vierte Emailbild auf diese Szene deuten, und es ist auch richtig, daß Otto der Große die verrotteten Verhältnisse der römischen Kirche reformiert hat; aber daß er diese Reform gewissermaßen auf der Krone angekündigt habe, geht als Interpretation doch wohl zu weit. Auch ist von der Krone in diesem Epitaph gar nicht die Rede, sondern das Ganze beweist nur, daß derartige Gedanken am Hof der Ottonen nicht ungeläufig waren. Außerdem beziehen sie sich nur auf den gewissermaßen königlichen Teil der Krone.

Eine Datierung speziell auf Otto den Großen und die Ereignisse des Jahres 962 erfordert aber den Nachweis, daß es sich um eine

Kaiserkrone handelt. Ich halte es in der Tat für wahrscheinlich, daß wir primär eine römische Kaiserkrone vor uns haben, und zwar einmal aufgrund der unter ihr getragenen Mitra und dann aufgrund des intensiven eschatologischen Bezugs.

Die Mitra war ursprünglich eine typische römische Insignie, die der Papst auswärtigen Prälaten und auch Herrschern als Zeichen einer besonderen Romverbundenheit verlieh. Sie ergibt somit als Ergänzung zu einer römischen, also einer Kaiserkrone einen Sinn, nicht aber zu einer fränkisch-deutschen Königskrone. Die Hörner der Mitra standen ursprünglich rechts und links, nicht wie heute vorne und hinten. Sie konnte also ohne weiteres unter der Kaiserkrone getragen, deren Bügel ja genau in die Einkerbung der Mitra paßt. Bei den späteren Kronenformen, die durch doppelten oder vierfachen Bügel geschlossen werden, wäre dies nicht möglich.

Die bischöfliche Mitra wird im Laufe der Zeit höher und schließlich um ein Viertel gedreht, so daß die Hörner oder Spitzen jetzt vorn und hinten stehen. Die kaiserliche Mitra unter der Krone kann diese Bewegung natürlich nicht mitmachen; den Päpsten war das sehr recht, denn die fehlende Ähnlichkeit zur bischöflichen Mitra unterstützte ihre These, der Kaiser sei kein Quasi-Bischof, sondern nur ein gewöhnlicher Laie. Demselben Ziel, der Entwertung der kaiserlichen Mitra, diene auch ihre Verleihung an andere Fürsten, so 1059 an den Herzog von Böhmen, 1144 an den König von Sizilien und 1204 an den König von Aragón.

Was hat der Kaiser aber nun mit der Apokalypse zu tun? Hier stoßen wir auf die Frage, warum die deutschen Könige überhaupt nach Rom gezogen sind, um dort die Kaiserkrone zu empfangen. Für die Herrschaft in Italien war dies nicht erforderlich; vielmehr war es bis ins 14. Jahrhundert unbestritten, daß der König allein durch die Wahl und die Aachener Krönung die Regierung aller drei Teilregna Deutschland, Italien und Arelat antrat. Auch das oft vorgebrachte Argument, nur der gekrönte Kaiser habe seinen Sohn zum Mitregenten und Nachfolger erheben können, erweist sich bei näherem Hinsehen als nicht stichhaltig: im Mittelalter sind in der nachkarolingischen Zeit insgesamt 12 Söhne zu Lebzeiten ihres Vaters zum König gewählt worden.

	Kaiserkrönung	Nachfolger	geboren	zum König gewählt
Otto I.	962	Otto II.	955	961
Konrad II.	1027	Heinrich III.	1017	1028
Heinrich III.	1046	Heinrich IV.	1050	1054
Heinrich IV.	1084	Konrad	1074	1087, abgesetzt 1093
		Heinrich V.	1086	1099
Konrad III.	—	Heinrich Berengar	1137	1147, gestorben 1150
Friedrich I.	1155	Heinrich VI.	1165	1169
Heinrich	1191	Friedrich II.	1194	1196

VI.				
Friedrich II.	Sept. 1220	Heinrich (VII.)	1211	Apr. 1220, abgesetzt 1235
		Konrad IV.	1228	1237
Karl IV.	1355	Wenzel	1361	1376
Friedrich III.	1452	Maximilian I.	1459	1486

Von diesen 12 Söhnen waren 7 zum Zeitpunkt der Kaiserkrönung ihres Vaters noch überhaupt nicht geboren, nämlich Heinrich IV., Heinrich V., Heinrich VI., Friedrich II., Konrad IV., Wenzel und Maximilian I. Sie fallen für die Argumentation also aus. Von den restlichen fünf sind drei Könige gewählt worden, obwohl ihr Vater noch kein Kaiser war: Otto II. ein Jahr vor der Kaiserkrönung Ottos I., Heinrich (VII.) fünf Monate vor der Kaiserkrönung Friedrichs II., und Heinrich Berengar, der nicht zur Regierung gekommene Sohn Konrads III., dessen Vater bekanntlich niemals die Kaiserkrone erlangte. Es bleiben als "reguläre" Fälle also nur Heinrich III. und Konrad, der später abgesetzte Sohn Heinrichs IV.

Tatsächlich erlangt der König durch die Kaiserkrönung keine zusätzliche reale Macht, wohl aber eine Erhöhung seiner religiösen Würde, denn sie stellt ihn in die Reihe der römischen Kaiser, die einst mit Caesar selbst ihren Ausgang nahm, dann von Konstantin dem Großen nach Byzanz übertragen wurde, unter Karl dem Großen in den Westen zurückkehrte und seit Otto dem Großen mit dem deutschen Königtum verbunden war. Das römische Reich ist aber das letzte der vier Weltreiche, gemäß der Vision des Propheten Daniel. Die Reihe der Kaiser zielt somit auf den allerletzten Kaiser unmittelbar vor dem Ende der Welt; von dieser Gestalt fällt ein eschatologischer Schimmer zurück auf alle seine Vorgänger.

Um die Diskussion zur Datierung abzuschließen, so spricht also am meisten dafür, daß die Krone tatsächlich aus Anlaß der Kaiserkrönung Ottos I. 962 angefertigt und von Konrad II. durch den Bügel erweitert worden ist. In jüngster Zeit wurde der Versuch unternommen, die ganze Krone auf Konrad II. zu datieren, aber diese These ist von der Forschung nicht rezipiert worden, und auch ich glaube, daß sie einen entscheidenden Denkfehler enthält. Détails würden hier zu weit führen.

Aber nun warten Sie schon ein ganzes Kapitel lang darauf, daß ich Ihnen den Waisen in der Krone zeige. Im Epos vom Herzog Ernst heißt es ja ausdrücklich: *ins riches krône man in siht*, und Walther von der Vogelweide feiert ihn geradezu emphatisch. Leider muß ich Sie enttäuschen, denn ausgerechnet dieser Edelstein ist im Laufe der Zeit verloren gegangen. Die letzte Erwähnung stammt aus dem Jahr 1350 und findet sich im Übergabeprotokoll der Reichskleinodien durch die Erben Ludwigs des Bayern an Karl IV.: *Ouch ist da unverrukt und gancz des egenanten heiligen keyser Karls guldein crone mit dem bogen und creucz, dy dar uf gehorn, gewurcht von mancherley edelem gesteyne, darin ist besundern gewurcht ein edel steyn, den man nennet den weysen*. Seither ist der Waise nun verloren,

und sein Verlust wird nachgerade zum Symbol für den Verlust der alten Kaiserherrlichkeit, der in der Neuzeit zu beklagen ist.

Die Bezeichnung "der Waise" ist natürlich doppeldeutig. Sie bezieht sich auf die Einzigartigkeit des Steines und wird dann im Lateinischen mit *orphanus* wiedergegeben; es ist aber auch eine Deutung auf die Farbe weiß, lateinisch *candidus*, möglich. Ein Waiser gehörte übriges auch zum Schatz des byzantinischen Kaisers; er ging aber in der Schlacht von Mantzikert 1071 gegen die Türken verloren. Auch das kann man symbolisch nehmen, denn mit dieser Schlacht begann ja der Niedergang des byzantinischen Reiches.

An welcher Stelle der Krone saß aber der Waise? Für einen so bedeutsamen Stein kommt nur ein prominenter Platz in Frage, also auf der Stirnplatte. Und in der Tat ist auf der Stirnplatte der mittlere große Stein in der ersten Reihe ersetzt, und zwar durch einen Stein, der nur sehr schlecht in die vorhandene Fassung paßt.



Hier noch einmal herausvergrößert:



Sie sehen sehr schön, daß der herzförmige Stein viel zu klein für die fast kreisförmige Fassung ist.

Gegen die Identifizierung mit diesem Stein bzw. eben seinem Vorgänger spricht aber die Formulierung Walthers von der Vogelweide *der schouwe, wem der wise ob sîme nacke stê*. Wie ich schon erwähnt habe, war die Krone zerlegbar, so daß vielleicht damals Stirn- und Nackenplatte zufällig getauscht waren. Oder Walther meint nur, daß die Fürsten dem König **folgen** sollen. Beide Erklärungen sind aber schwach, das Problem ist nicht endgültig zu lösen.

Über das Aussehen des Waisen sind wir dagegen sehr gut unterrichtet, und zwar durch den besten und vorurteilsfreiesten Naturwissenschaftler des Mittelalters, Albert den Großen. Er schreibt in der Mitte des 13. Jahrhunderts in *De Mineralibus* Folgendes: "Der Waise ist ein Stein, der sich in der Krone des römischen Kaisers befindet und niemals irgendwo anders gesehen worden ist, weshalb er auch 'der Waise' genannt wird. Er ist aber weinfarben und hat eine subtile Weinfarbigkeit, und das ist, als ob die glänzende und leuchtende Weiße des Schnees in klares Weinrot eindringt und von diesem überstrahlt wird. Es ist aber ein durchscheinender Stein, und man berichtet, daß er einst in der Nacht geleuchtet habe, aber jetzt zu unseren Zeiten ist das nicht mehr der Fall. Man sagt auch, er bringe königliche Ehren ein."

Bei diesem Stein handelt es sich nach neuester Forschungsmeinung um einen Edelopal, einen sehr empfindlichen Stein, der im Mittelalter nur in Ungarn gefunden wurde. Er hat die Neigung, im Laufe der Zeit trüb zu werden, was den Bericht Alberts über die verlorengegangene Leuchtkraft erklären kann. Er ist außerdem leicht zerbrechlich, was seinen Verlust erklärlich macht.

14. KAPITEL: POLITISCHE AUTOSUGGESTION: DIE "*DELIBERATIO SUPER TRIBUS ELECTIS*"

WIR HABEN IM VORLETZTEN KAPITEL bei der Erörterung der Rechtmäßigkeit der beiden Königskandidaten Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig einen Mitspieler noch nicht erwähnt, der, zumindest nach seinem eigenen Selbstverständnis, ein gewichtiges, wenn nicht sogar entscheidendes Wörtchen mitzureden hatte: den Papst. Beide Kandidaten hatten Innozenz III., ihre Wahl mitgeteilt, allerdings Otto wesentlich devoter als Philipp. Wahrscheinlich wurde ihm bzw. seinen Beratern recht schnell klar, daß man sich ohne zusätzliche Hilfe nicht gegen Philipp würde durchsetzen können; und daß der Papst (nach den Erfahrungen der Kurie mit Heinrich VI.) nicht die Staufer favorisierte, war offenkundig.

Allerdings betrat Innozenz mit seiner Einmischung in den Thronstreit rechtliches Neuland, denn noch nie zuvor hatte es eine Doppelwahl gegeben, bei der beide Parteien auf den Sieg hoffen konnten. Es gab einige Gegenkönige, die aber sehr schnell wieder in der Versenkung verschwanden. Innozenz mußte also völlig neu argumentieren und stand dabei zugleich vor dem Problem, daß das Ergebnis seiner juristischen Argumentation seinen politischen Wünschen entsprechen mußte. Das Ergebnis war die berühmte *deliberatio super tribus electis*, die er zur Jahreswende 1200/1 vor dem Konsistorium vortrug – eines der glänzendsten, zugleich aber auch unredlichsten Aktenstücke der Weltgeschichte.

Der volle Titel lautet: *Deliberatio domini pape Innocentii super facto imperii de tribus electis*, also "Erwägung des Herrn Papstes Innozenz über die Tatsache des Reiches bezüglich der drei Gewählten". Die drei Gewählten sind natürlich zunächst einmal Otto IV. und Philipp von Schwaben. Diesen beiden fügt Innozenz als dritten aber noch den kleinen Friedrich II. hinzu, der, wie Sie sich erinnern, 1196 auf Befehl Heinrichs VI. zum deutschen König gewählt worden war, dessen Rechte man 1198 aber übergangen hatte.

Innozenz geht in seiner Rede in 18 Argumentationsschritten vor, und zwar so, daß er für jeden der drei Gewählten drei Fragen stellt, also insgesamt neun Fragen, und bei jeder Frage erörtert, was dafür und was dagegen spricht; das gibt zusammen 18 Schritte. Die drei Gewählten sind, wie gesagt, Friedrich, Philipp und Otto, um sie in der Reihenfolge zu nennen, in der der Papst ihren Anspruch behandelt. Die drei Fragen sind, *an liceat, an deceat, an expedit* – "ob es erlaubt ist, ob es geziemend ist, ob es nützlich ist", sich für oder gegen ihr Recht auszusprechen. Wir hören das gleich noch einmal aus Innozenz' eigenem Munde. Dieses Schema ist übrigens nicht seine Erfindung, sondern wurde damals auch sonst gelegentlich angewandt.

Der achtzehnteiligen Erörterung schickt der Papst noch eine grundsätzliche Bemerkung über das Verhältnis von Kaisertum und Papsttum voraus, die wichtig ist, weil sie das Folgende bereits präjudiziert und die Schlüsse in eine bestimmte Richtung lenkt. Er bedient

sich also der berühmten Argumentationstechnik, die in die Frage bereits eine Behauptung einschleust, die als bewiesen hingestellt wird, obwohl sie es nicht ist, und nur noch nach Folgerungen aus dieser Behauptung fragt. Eine solche Frage könnte ich Ihnen z.B. in folgender Form stellen: "Trifft es zu, daß Sie in Zukunft bei den Klausuren nicht mehr abschreiben wollen?"

Aber nun zu Innozenz. Er beginnt: *In nomine patris et filii et spiritus sancti*. "Der apostolische Stuhl ist verpflichtet, sorgfältig und klug über die Sorge für das römische Reich nachzudenken, weil das Reich bekanntlich vom Ursprung und vom Ziel her zu ihm gehört." – *Interest apostolice sedis diligenter et prudenter de imperii Romani provisione tractare, cum imperium noscatur ad eam principaliter et finaliter pertinere*. Der Ausdruck *provisio imperii* läßt sich auch noch schärfer übersetzen: *provisio* bedeutet nicht nur unspezifisch die Sorge oder die Vorsicht für etwas, sondern auch ganz konkret die Verleihung, z.B. die Verleihung einer Pfründe oder eines Lehens, *imperium* ist speziell das Kaiserreich oder das Kaisertum; *provisio imperii* läßt sich also als die Kaiserkrönung übersetzen. Sie gehört, nach Innozenz, *principaliter et finaliter*, von Anfang und Endzweck her, dem apostolischen Stuhl zu. Dies erläutert er im nächsten Satz: "Vom Ursprung her, weil das Kaisertum durch den heiligen Stuhl und um seinetwillen von Griechenland her übertragen wurde, und zwar hat der heilige Stuhl diese Übertragung bewirkt, um besser verteidigt zu werden." – *Principaliter, cum per ipsam et propter ipsam de Grecia sit translatum per ipsam translationis actricem propter ipsam melius defendendam*. (Die genauen lateinischen Konstruktionen lassen sich im Deutschen nicht nachahmen, wodurch einiges an sprachlicher Brillanz verloren geht.) "Vom Ziel her, weil ja der Kaiser vom Papst die abschließende oder letzte Handauflegung seiner Erhebung zum Herrscher empfängt, wenn er von ihm gesegnet, gekrönt und mit dem Kaisertum investiert wird." – *Finaliter, quoniam imperator a summo pontifice finalem sive ultimam manus impositionem promotionis proprie accipit, dum ab eo benedicatur, coronatur et de imperio investitur*.

Die Begründung des *principaliter* ist also die berühmte Theorie von der *translatio imperii*: das römische Kaisertum wurde von Konstantin zu den Griechen übertragen, von Karl dem Großen zurück in den Westen auf die Franken, dann von Wido auf die Italiener, schließlich von Otto dem Großen auf die Deutschen. Das ist mittelalterliches Allgemeingut, und gerade die Staufer sahen sich ganz bewußt in der Nachfolge der antiken Caesaren. Bei der Darstellung des Ritus' der Kaiserkrönung in der *finaliter*-Begründung fällt auf, daß Innozenz die Salbung nicht erwähnt, also den religiös und sakramental entscheidenden Vorgang, der den Kaiser zum *christus domini*, zum Gesalbten des Herrn, macht, ausläßt. Auf das Wort *investire* gehe ich gleich noch ein.

Was der Papst sagt, ist insgesamt nicht falsch, aber doch nur die halbe Wahrheit, denn er verengt die Frage völlig auf das Verhältnis von Kaiser und Papst und läßt die gesamte Tradition des römischen Reiches außer Betracht. Falsch ist, wie Innozenz die Rolle des Papstes bei der Krönung Karls des Großen beschreibt, denn Leo III.

war nicht der aktive Teil; vielmehr war es Karl, der die Kaiserherrschaft auch *de iure* annehmen wollte, nachdem er sie *de facto* bereits besaß. Der Papst war, wie auch später bei der Krönung Ottos des Großen, nur der politisch völlig unselbständige Vollzieher eines Ritus'. Freilich kann man Innozenz eine Fälschungsabsicht nicht vorwerfen, denn die politischen Hintergründe von 800 und 962 waren ihm nicht mehr bekannt. Bekannt war damals nur noch das, was offen in die Augen fiel, nämlich, daß der Papst dem Kaiser die Krone aufsetzte und ihn damit vollgültig in die Reihe der römischen Kaiser stellte, die mit Cäsar ihren Ausgang nahm und mit dem letzten römischen Kaiser unmittelbar vor dem jüngsten Gericht ihr Ende finden wird.

Im nächsten Satz ruft Innozenz seinen Hörern ein Détail der Kaiserkrönung Heinrichs VI. in Erinnerung, an der er und seine Kardinäle 1191 ja teilgenommen haben, gleichsam als Beweis für seine bisherigen Behauptungen. Er sagt: "Das hat auch Heinrich genau erkannt" – oder auch: anerkannt – "und hat, nach Empfang der Krone, nachdem er ein wenig zur Seite gegangen war und dann zurückkam, darum gebeten, von Papst Cölestin, guten Angedenkens, unserem Vorgänger, mit dem Reich durch den goldenen Reichsapfel investiert zu werden." Es muß also bei der Krönung Heinrichs VI. ein Spektakel gegeben haben, eine Auseinandersetzung über die Bedeutung der Insignien und ihrer Überreichung. Dahinter steckt die Streitfrage, ob der Papst den König zum Kaiser macht, ihm also ein Kaisertum, das er noch nicht besitzt, überträgt; oder ob er einer bereits eingenommenen Stellung nur noch die sakramentale Weihe, das *nomen imperatoris*, den Kaisernamen, hinzufügt. Beides läßt sich mit dem Wort *investire* beschreiben.

Damit sind wir im Kern des Problems und können zwei konträre Rechtsauffassungen gegenüberstellen: nach der einen Auffassung hat der deutsche König (und nur der **deutsche** König) einen Rechtsanspruch auf die Kaiserkrönung; er hat bereits die politische und rechtliche Kaiserherrschaft, nur die sakramentale Kaiserkrönung mit ihrer historischen und apokalyptischen Komponente fehlt ihm noch. Wer König wird, darüber entscheiden allein die Reichsfürsten. Wenn der von ihnen rechtmäßig gewählte König in Rom erscheint, muß der Papst ihn krönen. Diese Auffassung kann sich auf die Geschichte bis hinauf zu Otto dem Großen stützen: alle deutschen Könige, die nach Italien gezogen sind, wurden auch Kaiser; auch Konrad III. wäre es geworden, aber er hat Italien als König nie betreten.

Nach der anderen Auffassung ist es allein der Papst, der das Kaisertum verleiht, und zwar wem er will. Der deutsche König ist, als Herrscher über Oberitalien, zwar der nächstliegende Kandidat, aber wie Leo III. seinerzeit das Kaisertum den Griechen entzogen hat, könnte es auch der jetzige Papst einem anderen König übertragen. Auch diese Position hat historische Gründe für sich, denn, wenn auch bisher stets die deutschen Könige Kaiser geworden sind, so doch nicht automatisch, sondern immer erst nach Verhandlungen mit und Zugeständnissen an den Papst.

Wie verhalten sich nun die Parteien des Jahres 1200? Die staufische Partei hält sich streng an die erste Auffassung und fordert

vom Papst die Anerkennung Philipps und seine Kaiserkrönung. Die welfische Partei vertritt im Prinzip auch diese Auffassung, aber da ihre Position in Deutschland sehr schwach ist, bittet sie den Papst um Bestätigung der Wahl. Das ist früher auch schon gelegentlich geschehen, so etwa bei Lothar III. Es bedeutet aber nicht etwa, daß man dem Papst ein Entscheidungsrecht oder eine Schiedsrichterrolle zugesteht, sondern es soll lediglich seine Autorität als zusätzliches Gewicht in die Waagschale zugunsten des Kandidaten geworfen werden, den man ohnehin für den rechtmäßigen hält.

Interessant ist nun Innozenz' Haltung: er vertritt nämlich keineswegs ausschließlich die zweite Auffassung, sondern er erkennt an, daß der deutsche König der rechtmäßige Kaiserkandidat ist. Daraus zieht er aber eine Folgerung, die weit über alle bisherigen Auffassungen hinausgeht: wenn durch die deutsche Königswahl die Person des künftigen Kaisers präjudiziert wird, dann hat der Papst bereits bei der Königswahl ein Mitwirkungsrecht. Das heißt, nur der kann rechtmäßiger deutscher König werden, dessen Wahl der Papst approbiert. Und durch diese Überlegung kommen wir zurück zu unserem Text, denn die Beurteilung der drei **Königskandidaten** ist ihr Inhalt, auch wenn am Anfang vom Kaisertum die Rede ist. Das besondere Verhältnis zwischen Papst und **Kaiser** dient ihm also als Vehikel, um einen Approbationsanspruch der Königswahl zu erheben, einen Anspruch, den er in seiner Rede gar nicht erst diskutiert, sondern als bereits bewiesen unterstellt.

Nach dieser Einleitung mit ihren expliziten und impliziten Behauptungen kommt Innozenz also zu den Personen, wobei er mit einem etwas billigen rhetorischen Effekt wie folgt parallelisiert: "Wie nun aber neulich drei zu Königen gewählt worden sind: der Knabe, Philipp und Otto, so sind drei Aspekte bei jedem von ihnen zu beachten: was erlaubt ist, was geziemend ist, was nützlich ist." – *Sicut autem nuper tres sunt in reges electi: puer, Philippus et Otto, sic tria sunt circa singulos attendenda: quid liceat, quid deceat, quid expediat.* Sie beachten bitte, daß der Papst Friedrich nicht mit Namen nennt; die Gründe, warum er ihn gewissermaßen als Unperson behandelt, werden Sie gleich erfahren. Daß er ihn überhaupt mit einbezieht, gibt schon einen Fingerzeig auf das Ergebnis der Überlegungen: es schwächt natürlich die Position Philipps.

An erster Stelle handelt Innozenz also über "den Knaben": "Bezüglich des Knaben also, des Sohnes Kaiser Heinrichs, scheint es auf den ersten Blick, es sei nicht erlaubt, gegen seine Wahl vorzugehen, die ja durch den Eid der Fürsten bekräftigt ist. Denn, wenn dieser Eid auch gewaltsam erpreßt erscheint, so heißt das nicht, daß er nicht zu beachten wäre." – wofür ein Beispiel aus der Bibel folgt. "Außerdem, selbst wenn er zunächst erpreßt war, so hat der Vater doch schließlich eingesehen, daß er überstürzt vorgegangen war, und hat die Fürsten von dem Eid entbunden und sie schriftlich gebeten, die Wahl zu wiederholen; schließlich haben sie den Knaben, in Abwesenheit des Vaters, freiwillig und einmütig gewählt, ihm fast alle den Treueid geschworen und einige sogar die Lehnshuldigung geleistet. Deshalb scheint es nicht erlaubt zu sein, gegen diese erlaubten Eide vorzugehen."

Auf das *licere* folgt das *decere* und das *expedire*: "Es scheint sich auch nicht zu ziemen, daß er, da er ja dem Schutz des apostolischen Stuhles anvertraut und unter seinen Schirm aufgenommen ist, ausgerechnet von dem des Reiches beraubt wird, durch den er vielmehr in seinem Recht zu fördern wäre, zumal es in der heiligen Schrift heißt: 'Dem Waisen wirst du ein Schützer sein.'" – *Pupillo tu eris adiutor*. "Daß es nicht **klug** ist, gegen ihn vorzugehen, scheint sich vor allem aus der Überlegung zu ergeben, daß, wenn der Knabe in ein verständiges Alter kommt und dann sich dessen bewußt wird, daß er durch die Römische Kirche der Ehre des Kaisertums beraubt worden ist, er ihr nicht nur die gewohnte Ehrerbietung nicht erweisen, sondern ihr vielmehr auf alle mögliche Art und Weise zuwiderhandeln und das Königreich Sizilien aus ihrer Abhängigkeit entziehen und ihr die gewohnten Dienste nicht leisten wird."

An dieser Stelle war zweifellos jeder überzeugt, daß Innozenz Friedrich anerkennen werde. Nun folgen aber die Gegengründe: "Im Gegensatz dazu scheint es im Gegenteil, daß es erlaubt, geziemend und nützlich ist, gegen seine Wahl vorzugehen. Daß es erlaubt ist, ergibt sich daraus, daß jene Eide unerlaubt und die Wahl unverständlich war. Sie wählten nämlich eine Person, die nicht nur für das Kaisertum, sondern auch für jedes andere Amt ungeeignet war, einen Knaben nämlich von kaum zwei Jahren, der noch nicht einmal getauft war. ... Dem widerspricht nicht, wenn dagegegehalten wird, jene Eide seien entsprechend der Absicht der Schwörenden erlaubt gewesen. Sie hatten nämlich, auch wenn sie ihn damals zum Kaiser wählten, nicht im Sinn, daß er damals schon regieren sollte, sondern erst, wenn er das gesetzmäßige Alter erreicht hätte. Aber wie konnten sie über seine Eignung urteilen? Hätte er nicht ein Narr oder ein so ungeeigneter Mensch werden können, daß er selbst für ein geringeres Amt unwürdig wäre? Aber gesetzt den Fall, sie hätten gemeint, er solle nur dann die Regierung antreten, wenn er sich als geeignet erweisen würde, das Kaiserreich zu lenken und daß gegebenenfalls der Vater eine andere Nachfolgeregelung treffen solle – es ist ein Ereignis dazwischen gekommen, infolgedessen der Eid weder gehalten werden kann noch darf, was die Fürsten nicht bedacht haben, nämlich der Tod des Vaters. Da nun das Kaisertum durch einen Stellvertreter nicht ausgeübt werden kann und niemand Kaiser auf Zeit werden kann und die Kirche eines Kaisers weder entbehren kann noch will, ist es offenkundig, daß es erlaubt ist, für das Kaisertum in einer anderen Person Vorsorge zu treffen."

Dazu ist nun einiges zu kommentieren. Zunächst ist jetzt das Geheimnis gelüftet, warum Innozenz Friedrich nicht mit Namen nennt: der Knabe hatte noch gar keinen Namen, als er gewählt wurde, er war ja noch nicht einmal getauft. Daß die Taufe von Königskindern aufgeschoben wurde, weil man sich einen möglichst hochstehenden Taufspender wünschte, kommt im Mittelalter öfter vor. Im konkreten Fall sollte natürlich Papst Cölestin III. das Kind taufen und dadurch gleichzeitig als Heinrichs Nachfolger anerkennen.

Trotzdem ist dies ein schwerwiegendes Argument, denn der Ungetaufte war ja als Christ eigentlich noch gar nicht existent und folglich auch nicht wählbar. Aus heutiger Sicht könnte man Innozenz

entgegenhalten, daß Kaiser Konstantin erst auf dem Totenbett getauft wurde, folglich als Ungetaufter nicht nur als Kaiser regiert, sondern sogar Konzilien abgehalten hat. Allerdings wußte man das im Mittelalter nicht mehr, sondern man kannte nur die Silvesterlegende, nach der Papst Silvester I. Konstantin getauft und dadurch vom Ausatz geheilt und zum Dank dafür das halbe römische Reich erhalten hat.

Dabei ist die Tauffrage nur ein Nebenargument. In der Hauptsache führt Innozenz hier einen direkten Angriff gegen die Methode, mit der man im Mittelalter den reibungslosen Übergang der Herrschaft auf den Nachfolger zu sichern bemüht war: die Bestellung zum Mitregenten schon zu Lebzeiten des Vorgängers. Der entscheidende Begriff, den der Papst hier in die Debatte bringt, ist *idoneus* – "geeignet". Er behandelt das König- und Kaisertum dadurch wie eine kirchliche Funktion, z.B. das Bischofsamt oder eine Pfarrei. Hier hatte der Vorgesetzte nun allerdings zu prüfen, ob der Kandidat geeignet war, und das geht natürlich nur bei einem Erwachsenen. Die weltliche Tradition der Königswahl geht hier von ganz anderen Voraussetzungen aus. Die Eignung des Kandidaten erweist sich hier aus der Herkunft aus der königlichen Familie, der *stirps regia*, die mit dem Königsheil ausgestattet ist. Gerade wenn es dem Vater gelingt, seinen Sohn noch zu Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen, ist das ein deutlicher Beweis für die Wirksamkeit des Königsheils.

Natürlich hatten diese Vorstellungen im 12. Jahrhundert bereits einen Sprung bekommen, nicht zuletzt durch die Ereignisse von Canossa, aber gerade unter den Staufern wird dies kompensiert durch apokalyptische Vorstellungen, nach denen die Staufer das letzte Kaisergeschlecht seien; dies spielt dann bei Friedrich II. und seinen Nachkommen eine wichtige Rolle. Als Beispiel für einen im Kindesalter gewählten König, der dann als Erwachsener nicht hielt, was man sich von ihm versprach, schwebt Innozenz zweifellos Heinrich IV. vor. Unsinn ist das, was der Papst über die angebliche Unmöglichkeit einer Regentschaft sagt: gerade die gekrönte Kaiserin hatte nach mittelalterlicher Auffassung originäre Herrschaftsrechte, die mit dem Tod des Kaisers nicht erloschen. Die Kaiserin Konstanze war zwar schon gestorben, als Innozenz seine Rede hielt; aber als Friedrich gewählt wurde und als Heinrich starb, war sie noch am Leben. Bemerkenswert ist schließlich noch der Hinweis, die Kirche könne und wolle des Kaisers nicht entbehren: der Papst steht hier in der traditionellen Auffassung vom einträchtigen Zusammenwirken von Papst und Kaiser bei der Regierung der Welt; kaiserliche Rechte nimmt er, wie das z.B. 100 Jahre später Bonifaz VIII. tat, nicht für sich in Anspruch.

Aber zurück zum Text. "Daß es sich nicht geziemt", fährt Innozenz fort, "daß jener regiere, ist allen offenkundig. Kann etwa der andere lenken, der selbst noch der Lenkung durch andere bedarf? Kann der das christliche Volk schützen, der selbst fremdem Schutz anvertraut ist?" Anschließend setzt sich Innozenz gegen den Vorwurf zur Wehr, er selbst, dem Konstanze den Knaben anvertraut habe, beraube ihn seiner Rechte auf das Kaisertum, denn zu Friedrichs

Vormund sei er nicht für die Kaiserwürde, sondern für die sizilische Königswürde eingesetzt.

Seine Haltung sei auch nicht unklug (also die dritte Frage), denn: "Wird etwa jemand ernsthaft behaupten könne, die Kirche habe ihm die kaiserliche Würde weggenommen, wo doch sein Onkel nicht nur in das Kaisertum, sondern auch in sein väterliches Erbe eingefallen ist und es auch darauf anlegt, ihm sein mütterliches Erbe durch seine Komplizen zu besetzen, für dessen Verteidigung die römische Kirche nicht ohne viele Mühen und Kosten klug und kraftvoll eintritt?" Der Onkel ist natürlich Philipp, die Komplizen sind die noch in Sizilien tätigen Ministerialen Heinrichs VI. Damit kommt Innozenz zu Philipp, der sich im deutschen Bürgerkrieg bereits weitgehend durchgesetzt hatte. Der Abschnitt über ihn ist der längste der ganzen Rede, und es fällt gleich auf Anheb auf, daß die Argumente **gegen** ihn ca. achtmal so viel Raum in Anspruch nehmen wie die positiven, während sich bei Friedrich beides noch in etwa die Waage hielt.

"Philipp betreffend hat es gleichfalls den Anschein, daß es nicht erlaubt sei, gegen seine Wahl vorzugehen. Weil nämlich bei den Wahlen in Hinsicht auf die Wähler Eifer, Würde und Zahl beachtet wird und über den Eifer nicht leicht zu urteilen ist, weil er aber von mehr und von würdigeren Leuten gewählt wurde und bisher mehr und würdigere Fürsten seine Anhänger sind, scheint er rechtmäßig gewählt. Deshalb scheint es nicht erlaubt zu sein, gegen seine recht- und gesetzmäßige Wahl vorzugehen."

Wenn wir einmal den Eifer weglassen, den Innozenz selbst beiseite schiebt, so sind Würde und Zahl, die uns wohlbekannten Begriffe der *pars sanior* und der *pars maior*, des verständigeren und des größeren Teils der Wähler, die zusammenfallen können, aber nicht müssen. Der Papst gibt also selbst zu, daß die *pars sanior et maior* für Philipp gestimmt hat. Natürlich ist für ihn damit das letzte Wort noch nicht gesprochen, und wir werden später noch sehen, wie er, in verfassungsgeschichtlich höchst interessanter Weise, dieses Argument beiseite schiebt. Daß ein Widerstand gegen Philipp nicht geziemend sei, begründet Innozenz, obwohl Philipps Vater und Bruder, Barbarossa und Heinrich VI., die Kirche verfolgt hätten, mit dem christlichen Gebot der Feindesliebe. Unklug sei es schließlich, gegen ihn vorzugehen, da er *de facto* die Macht in Händen habe.

Es folgen sehr ausführlich die Gegengründe: "Er (Philipp) ist nämlich rechtmäßig und feierlich durch unseren Vorgänger exkommuniziert worden. Rechtmäßig, weil er den Kirchenstaat teils gewaltsam besetzte, teils durch Brand und Raub schädigte und, obwohl er einmal und ein zweites Mal durch unsere Brüder ermahnt wurde, keine Genugtuung leistete." Dies bezieht sich auf die Besetzung des Kirchenstaates in Heinrichs Auftrag 1196; der Seelsorger in Innozenz hätte freilich daran denken müssen, daß Philipp damals gerade 19 Jahre alt war. Die zweimalige Mahnung ist wichtig, weil Innozenz damit betont, man sei genau nach dem Prozeßrecht vorgegangen, das sich wiederum auf die Vorschrift des Apostels Paulus stützt, der für den Umgang mit Ketzern vorschreibt, man solle sie zweimal ermahnen und dann meiden. Dieses Meiden, die Aufkündigung der

Gemeinschaft also, ist eben die Exkommunikation. Die erwähnten Brüder des Papstes sind, beiläufig bemerkt, die Kardinäle.

Innozenz fährt fort: "Feierlich (wurde er exkommuniziert), weil es während der Feier der Messe in der Kirche des heiligen Petrus an einem nicht unbedeutenden Festtag geschah." Daß Innozenz so sehr auf den Umständen der Exkommunikation insistiert, muß uns stutzig machen: hier ist nämlich eine schwache Stelle seiner Argumentation, weil sich der Bann nur allgemein gegen die Invasoren des Kirchenstaates richtete, Philipp namentlich aber nicht genannt wurde. Innozenz reitet dann eine ganze Weile auf der Frage einer Absolution und des Rückfalles in den Bann herum, kommt aber, wie nicht anders zu erwarten, zu dem Schluß, daß er immer noch der Exkommunikation unterliege. Damit ist im Grunde die ganze Frage der Thronkandidaturen bereits gelöst, denn beide Staufer fallen als nicht wählbar aus, weil beide zum Zeitpunkt ihrer Wahl außerhalb der christlichen Gemeinschaft gestanden haben: Friedrich als noch nicht Getaufte, Philipp als Exkommunizierter.

Innozenz geht aber noch einen Schritt weiter: er wirft Philipp nämlich vor, durch die eigene Wahl seinen Treueid gegenüber Friedrich gebrochen zu haben. Das ist nun schon ein starkes Stück, hat er doch zuvor selbst bewiesen, daß jener Eid unzulässig gewesen sei. Dieses Gegenargument führt der Papst selbst an, um es zu widerlegen: "Selbst wenn jener Schwur unerlaubt war, hätte er dennoch nicht aus eigener Verwegenheit von ihm abstehen dürfen, sondern er hätte zuvor unsere (des Papstes) Entscheidung einholen müssen." Damit bringt der Papst, ohne es ausdrücklich zu sagen, die Binde- und Lösegewalt des Heiligen Stuhles ins Spiel, aber er verschiebt zugleich das Argument, denn die Frage lautet ja, ob der unerlaubte Eid überhaupt zustande gekommen ist. Die populäre Auffassung des Mittelalters war hier zweifellos eine andere als die juristische Deduktion des Papstes, wobei speziell bei den Eiden auch noch magische Vorstellungen mit hineinspielen. Aber wir können das hier nicht weiter erörtern. Innozenz versucht dann auch noch zu beweisen, daß Philipp selbst den Eid für bindend erachtet habe.

Es folgen die Gründe, warum die Anerkennung von Philipps Wahl nicht geziemend sei: "Daß es sich geziemt, uns ihm zu widersetzen, geht offenkundig daraus hervor, daß, wenn, wie einst dem Vater der Sohn, nun der Bruder dem Bruder unmittelbar nachfolgt, es den Anschein hätte, das Reich werde ihm nicht durch die Wahl übertragen, sondern stehe ihm durch die Erbfolge zu. Und so würde das erblich werden, was freiwillig sein muß, zumal nicht nur Friedrich (Barbarossa) seinen Sohn zum Nachfolger gemacht hat, sondern auch Heinrich seinen Sohn sich nachfolgen lassen wollte, und so würde vielleicht in Zukunft ein Mißbrauch zur Gewohnheit werden." Daß Innozenz hier den Fürsten den Erbreichsplan in Erinnerung ruft und sich zum Verteidiger des Wahlrechts aufschwingt, hat selbstverständlich politische Gründe. Darüber hinaus behandelt der Papst das Kaisertum wieder wie eine kirchliche Pfründe, und dort galt eine Vererbung in der Tat als einer der am heftigsten bekämpften Mißbräuche.

Nun schließt sich die Begründung an, warum es unklug sei, Philipps Königtum anzuerkennen. Dies ist der längste und heftigste Abschnitt der ganzen Rede. Gleich der erste Satz gibt den Tenor: "Da er also ein Verfolger (der Kirche) ist und aus einem Geschlecht von Verfolgern hervorgegangen ist, würden wir, wenn wir uns ihm nicht widersetzen, einen Rasenden wider uns bewaffnen und ihm ein auf unsere Häupter zielendes Schwert in die Hand geben." Innozenz will also beweisen, daß Philipp einer Familie entstammt, die schon immer die Kirche verfolgt hat, und daß deshalb auch von ihm nichts anderes zu erwarten sei.

Dazu gibt er ein regelrechtes Repetitorium über die Beziehungen zwischen Kaiser und Papst in den letzten 100 Jahren. Er geht zurück bis auf Heinrich V., der bekanntlich Paschalis II. während der Kaiserkrönung gefangen nahm und dann das berühmte "Privileg" von ihm erpresste. Dann folgt Friedrich Barbarossa, unter dessen Regierung die Kardinallegaten auf dem Reichstag von Besançon in Lebensgefahr gerieten, der Alexander III. gegenüber drei Gegenpäpste unterstützte und im Streit mit Lucius III. lag. Heinrich VI. hat gleich zu Beginn seiner Herrschaft den Kirchenstaat besetzt, zahlreiche Grausamkeiten gegen Bischöfe begangen und als König von Sizilien den Verkehr des Klerus' mit Rom verhindert. "Philipp aber, um den es hier geht, hat von Anfang an die Kirche verfolgt und tut es noch immer. Einst hat er sich nämlich bemüht, den Kirchenstaat an sich zu reißen, indem er sich Herzog von Tuszien und der Campagna nannte und behauptete, er habe bis vor die Tore Roms die Regierungsgewalt erhalten und sogar der Teil Roms, der Trastevere heißt, sei seiner Macht unterworfen worden. Auch jetzt verfolgt er durch Markward, Diebald und deren Anhänger uns und die römische Kirche und versucht, uns das Königreich Sizilien wegzunehmen." Was werde er, fragt Innozenz eindringlich, noch alles tun, wenn er erst Kaiser sei? Abschließend verwahrt sich der Papst mit einer Fülle von Bibelzitate – einer zu großen Fülle, wie mir scheint – noch gegen den Vorwurf der Sippenhaftung.

Der Abschnitt über Otto ist viel kürzer, und es gibt noch einen Unterschied: bei Friedrich und Philipp bringt Innozenz zuerst die Argumente, die für sie sprechen, und dann die Gegenargumente. Bei Otto macht er es umgekehrt. Da ja immer das am besten im Gedächtnis bleibt, was zuletzt gesagt wurde, ist das sicher kein Zufall. Der Papst sagt: "Bei Otto scheint es, daß es nicht erlaubt ist, ihn zu begünstigen, weil er von weniger Wählern gewählt ist; daß es sich nicht ziemt, damit wir uns nicht den Anschein geben, wir würden nicht um seinetwillen, sondern aus Haß gegen einen anderen ihm die apostolische Gunst zuwenden; daß es nicht klug ist, weil im Vergleich mit dem anderen sein Anhang schwach und gering ist."

Es folgen sofort die Gegengründe, also das, was für Otto spricht: "Aber, weil sich ebenso viele oder sogar mehr von denen, denen die Wahl des Kaisers vor allem zusteht, bekanntlich für ihn ausgesprochen haben, wie gegen ihn; weil in solchen Angelegenheiten die Eignung und Würde der gewählten Person mehr zu beachten ist als die Zahl der Wähler; und weil nicht so sehr die Mehrheit in Bezug auf die Zahl, sondern die Verständigkeit in Bezug auf den Rat-

schluß bei den Wählern erfordert wird, und weil Otto für die Regierung des Reiches geeigneter ist als Philipp; weil der Herr auch die Sünden der Väter an den Söhnen bis in die dritte und vierte Generation bestraft bei denjenigen, die ihn hassen, d.h. bei denjenigen, die den Sünden der Väter folgen, und Philipp in der Tat den Sünden seiner Vorfahren bei der Verfolgung der Kirche nachfolgt; weil, wenn wir auch Böses nicht mit Bösen vergelten, sondern unseren Übeltätern Gutes tun sollen, wir dennoch nicht Unrecht durch Ehre belohnen sollen bei denen, die in ihrer Bosheit verharren; weil schließlich der Herr nach dem Zeugnis der Schrift das Niedrige erwählt, um das Starke zu verwirren: deshalb scheint es erlaubt, geziemend und nützlich, ihm die apostolische Gunst zuzuwenden." Insgesamt ist das eine blasse Argumentation, die eigentlich wieder nur Gründe gegen Philipp vorbringt, aber keine für Otto.

Interessant ist nur das erste Argument, also das über die Wahl. Innozenz spielt wieder das Gegensatzpaar von *pars maior* und *pars sanior* aus; aber, wie Sie wissen, beginnt diese Vorstellung um 1200 bereits zu veralten. Für die Papstwahl ist sie seit 1179 definitiv aufgegeben. Innozenz versucht deshalb für Otto auch eine Stimmenmehrheit nachzuweisen, indem er den Wahlkörper definiert: von denjenigen, denen die Wahl **hauptsächlich** zukommt, hätten mehr für Otto gestimmt als für Philipp: *plures ex hiis, ad quos principaliter spectat imperatoris electio*. Auch dieser Gedanke, den Wahlkörper genauer zu definieren, lag damals in der Luft: für die Papstwahl ist die Beschränkung auf die Kardinäle eingetreten; für die Bischofswahlen verengt sich das Wahlgremium grade damals auf die Domkapitel, und die altherwürdige, aber juristisch unpräzise Formel von der Wahl durch Klerus und Volk gerät in Vergessenheit. An welche Wählergruppe Innozenz bei der Königswahl dachte, ist umstritten. Es könnte sich um den ersten Hinweis auf die späteren Kurfürsten handeln, aber das ist unsicher. Soweit also die 18 Schritte der Argumentation.

Und nun folgt noch ein seltsamer Schlußabschnitt, in dem Innozenz so tut, als seien dies alles nur theoretische Überlegungen und die Entscheidung sei noch offen: man dürfe aus den dargelegten Gründen auf der Wahl Friedrichs nicht beharren, Philipp sei daran zu hindern, das Kaisertum zu usurpieren. Er werde einen Legaten zu den Fürsten schicken mit dem Auftrag, sie zu veranlassen, entweder eine geeignete Person zum König zu wählen oder sich dem Schiedsspruch des Papstes zu unterwerfen. Wenn sie keines von beidem täten, dann müsse er, "da Otto sowohl selbst der Kirche ergeben ist und von beiden Vorfahren her aus (der Kirche) ergebenen Geschlechtern abstammt, nämlich von Mutterseite her aus dem Haus der Könige von England, von Vaterseite her aus dem Geschlecht der Herzöge von Sachsen, die alle der Kirche ergeben waren, besonders sein Urgroßvater Kaiser Lothar, der zweimal um der Ehre des apostolischen Stuhles willen nach Apulien gezogen ist und im Dienste der römischen Kirche verstarb" – aus allen diesen Gründen müsse er dann Otto seine Gunst zuwenden, ihn zum König annehmen und, nach erfolgreichem Abschluß der erforderlichen Verhandlungen und Verträge, zur Kaiserkrone berufen. Es fällt auf, daß er über Otto selbst, außer seiner kirchentreuen Verwandtschaft, eigentlich nichts

Positives vorzubringen weiß. Persönlich hat er ihn damals noch nicht gekannt; das geschah erst 1209 unter völlig veränderten Umständen. Philipp kannte er womöglich, aber Genaueres wissen wir nicht darüber. Zudem spielten die persönlichen Charaktereigenschaften bei Innozenz' Überlegungen keine Rolle.

Soweit also die berühmte *deliberatio super tribus electis*. So interessant sie für die päpstlichen und indirekt auch die fürstlichen Rechtsauffassungen ist, so wichtig als möglicherweise erste Quelle für die Kurfürsten – auf die konkreten Abläufe des Thronstreites hatte sie wenig Einfluß. Otto erhielt nur kurzzeitig Auftrieb und mußte sich, was er bisher vermieden hatte, auch auf die sonstigen Forderungen des Papstes festlegen, insbesondere den Bestand des Kirchenstaates unter alleiniger päpstlicher Herrschaft garantieren. Das tat er im sog. Neußer Versprechen vom 8.6.1201; allerdings gab er nur ein Versprechen für seine Person ab, fürstliche Zeugen wurden nicht hinzugezogen, ein Umstand, der später noch wichtig wird.

Wie das ganze Hin und Her von der normalen Bevölkerung empfunden wurde, dafür können wir noch einmal Walther von der Vogelweide hören. In einem seiner bekanntesten Sprüche, der mit den Worte *Ich hörte ein wazzer diezzen* (Ich hörte ein Wasser rauschen) beschreibt er zunächst, wie selbst im Tierreich eine klar geregelte Ordnung bestehe, und fragt dann (bitte lesen Sie mit in der 8. Zeile von unten, am rechten Rand):



*Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stât dîn ordenunge?
Daz nû diu mugge ir künig hât
und daz dîn êre alsô zergât?
Bekêrâ dich, bekêre!
Die cirkel sin ze hêre,
die armen kûnege dringent dich:
Philippe, setze den weisen ûf,
und heis si treden hinder sich!*

"So weh dir, deutsche Zunge! Wie steht deine Ordnung? Daß nun die Mücke eine Ordnung hat, und daß deine Ehre derart zugrunde geht? Bekehre dich, bekehre!" (Man könnte auch übersetzen: Wach endlich auf!) "Die Zirkel sind zu hochmütig, die armen Könige bedrängen dich." Mit den Zirkeln dürften die Fürsten gemeint sein, die ja auch einen Stirnreif tragen; sie trotzen der Zentralgewalt. Unter den armen Königen sind diejenigen der Nachbarkönigreiche zu verstehen, v.a. Frankreich und England. Rainald von Dassel bezeichnet sie einmal ausdrücklich als *reguli provinciarum*, als Kleinkönige mit einem begrenzten Wirkungsbereich, im Gegensatz zum Kaiser, der für die ganze Welt zuständig ist. Und dann kommt die Pointe: "Philippe, setze den Waisen auf, und heiße sie hinter dich treten." (Verweise sie also auf den ihnen zukommenden geringeren Rang.) Der Waise steht natürlich als *pars pro toto* für die Reichskrone.

Lassen Sie mich hier noch eine kleine Szene anfügen, die zwar nicht direkt etwas mit Innozenz III. zu tun hat, aber wir werden später keine Gelegenheit mehr haben, sie einzuschieben. Innozenz' Stellungnahme kam zwar spät, aber auf einige, vor allem geistliche Fürsten hatte sie doch Einfluß. So begann offenbar auch der Kanzler Philipps, der Würzburger Bischof Konrad von Querfurt, zu schwanken. Zu einer Entscheidung kam es nicht mehr, weil Konrad am 1202 aus Privatrache ermordet wurde. Das Opfer versuchte den Schlag noch mit der Hand abzuwehren, aber der Hieb trennte erst die Hand ab und traf dann tödlich den Kopf. An der Stelle hinter dem Dom steht bis heute folgendes Mahnmal:

Kurze Zeit später kam König Philipp nach Würzburg. Geistlichkeit und Bevölkerung trugen ihm bei seiner Ankunft den Leichnam des Bischofs nebst der abgeschlagenen Hand entgegen, um Gerechtigkeit zu fordern. Das ist die sogenannte "Klage mit dem toten Mann", der gewissermaßen selbst vor Gericht erscheint, um den Prozeß in Gang zu setzen; ein ähnlicher Gedanke liegt der Bahrprobe zugrunde, die wir im Nibelungenlied beobachtet haben. König Philipp brach in Tränen aus, aber einige zeitgenössische Quellen deuten an, diese Trauer sei nicht ganz aufrichtig gewesen (*mortem eius non vere doluisse*), denn der Kanzler habe ja schon seinen Abfall von Philipp vorbereitet, so daß dem König des Bischofs Tod gelegen kam. Selbstverständlich hat König Philipp den Mord nicht in Auftrag gegeben, so daß auch die Wunden nicht wieder aufbrechen mußten, aber ein ganz kleiner Blutstropfen hätte doch erscheinen sollen.

15. KAPITEL: DIE BAMBERGER BLUTHOCHZEIT

DIE AUFFORDERUNG WALTHERS von der Vogelweide: *swer nû des rîches irre gê, der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê*, schien sich 1208 zu bewahrheiten, denn trotz päpstlicher Entscheidung und Unterstützung für Otto von Braunschweig neigte sich die Waage im deutschen Thronstreit immer deutlicher zugunsten Philipps von Schwaben

Sogar Innozenz III. konnte sich schließlich keinen Illusionen mehr hingeben und begann Verhandlungen mit Philipp. Ein mögliches Arrangement konnte so aussehen: Philipp verzichtet zugunsten Friedrichs II. von Sizilien auf alle Ansprüche aus dem Erbe der Kaiserin Konstanze und auch auf alle die nebulösen uralten Rechte des Reiches auf Sizilien, auf die sich Heinrich VI. berufen hatte. Im Gegenzug erkennt der Papst Philipp als deutschen König an und stellt ihm – warum nicht? – zu gegebener Zeit sogar die Kaiserkrone in Aussicht. Damit war in der Tradition Friedrich Barbarossas auch die Verpflichtung zu einem neuen Kreuzzug verbunden. In Italien einzugreifen und dem Papst dort in die Quere zu kommen, wäre ihm dann nicht möglich gewesen. Bis Friedrich II. richtig begriffen hätte, welche Ansprüche ihm so nördlich der Alpen entgingen, wäre die

Trennung der beiden staufischen Linien schon fest etabliert gewesen.

Es kam anders, wie Sie wahrscheinlich schon wissen oder doch aus der Kapitelüberschrift entnehmen können. Bis dahin ist aber noch eine Menge Zeit – nicht damals, denn die Ereignisse überstürzten sich geradezu, aber doch in der Zeitdehnung einer wissenschaftlichen Vorlesung, die durch alle möglichen Exkurse das Drama noch hinausschieben kann. Dazu eignet sich als erstes der Hinweis, daß es ein Wittelsbacher war, der dem Rad der Fortuna den entscheidenden Stoß gegeben hat.

Die Wittelsbacher spielten bis ins 12. Jahrhundert in der deutschen und bayerischen Geschichte keine bedeutende Rolle. Sie waren zwar die bayerischen Pfalzgrafen, was ursprünglich den Vertreter des Königs beim Herzog bedeutete, aber sie waren keineswegs das wichtigste und mächtigste Adelsgeschlecht in Bayern. Neben den Welfen wirken sie blaß und unbedeutend, und noch eine Reihe anderer Adelsfamilien stehen mit ihnen durchaus auf gleicher Höhe, so die Grafen von Andechs, Ortenburg, Bogen, Falkenstein, Hirschberg, die Otakare in der Steiermark und die Hallgrafen von Wasserburg, letztere, wie der Name sagt, im Besitz reicher Einkünfte aus den Salinen in den Alpen.

Die Wittelsbacher waren außerdem Vögte des Bistums Freising, des kleinsten und unbedeutendsten Bistums der bayerischen Kirchenprovinz. Als solche sollten sie eigentlich die Bischöfe in weltlichen Angelegenheiten vertreten und schützen, aber sie taten dies (wie viele andere Vögte auch) in so eigennütziger Weise, daß Bischof Otto von Freising von ihnen in seiner Weltchronik eine höchst bemerkenswerte Charakteristik gibt. Die Stelle steht im Zusammenhang mit der Schlacht auf dem Lechfeld, wobei Otto behauptet, damals habe ein Verräter die Ungarn ins Land geführt. Dann heißt es:

"Der Anstifter dieser schweren Heimsuchung soll ein bayerischer Graf von Scheyern gewesen sein. Aber er mußte seinen Treubruch büßen, denn da er die Ungarn unbedacht herangeführt und dadurch der Vernichtung preisgegeben hatte, wurde er von ihnen als Verräter getötet. ... Aus seinem Stamme sind bis heute zahlreiche Gewaltmenschen entsprossen. Aber ... Otto, des treubruchigen, unbotmäßigen Vaters sehr ähnlicher Sohn, übertrifft alle seine Vorfahren an Börsartigkeit und drangsaliert bis zum heutigen Tage unablässig die Kirche Gottes. So ist seltsamerweise fast diese gesamte Nachkommenschaft, ich weiß nicht, nach welchem göttlichen Ratschluß, in verkehrten Sinn dahingegeben, so daß man in ihr keinen oder doch nur ganz wenige beiderlei Geschlechts, welches Ranges oder Standes auch immer, findet, die sich nicht in offener Gewalttätigkeit austoben oder völlig verblendet, jedes kirchlichen oder weltlichen Amtes unwürdig, sich dem Diebstahl und Straßenraub ergeben." [Otto von Freising, Geschichte der zwei Staaten, Buch VI Kapitel 20 = Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 16 (Darmstadt 1980) S. 462–465] Interessanterweise ist diese Stelle in einigen in bayerischen Klöstern überlieferten Handschriften getilgt.

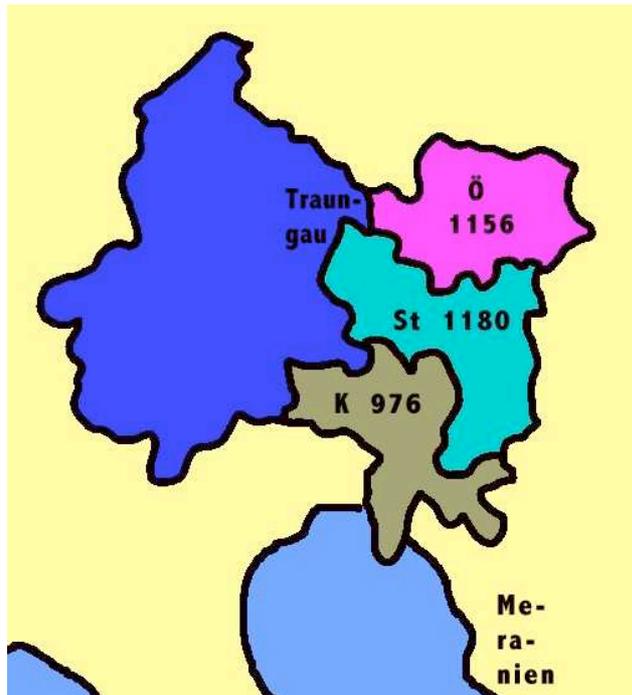
Mit dem Sturz Heinrichs des Löwen 1180 beginnt der Aufstieg der Wittelsbacher. Eigentlich hätten damals die Babenberger, denen

König Konrad III. 1138 das Herzogtum Bayern übertragen hatte, denen es 1156 Friedrich I. aber wieder weggenommen hatte, um sich mit Heinrich dem Löwen zu versöhnen, das Herzogtum wieder zurückbekommen müssen. Damit wäre auch die Abtrennung Österreichs, mit der 1156 den Babenbergern der Verzicht versüßt wurde, wieder hinfällig geworden.

Aber Barbarossa ging nicht so vor. Er ließ Österreich als eigenes Herzogtum bestehen und verlieh Bayern an Otto von Wittelsbach. (Somit ist beiläufig bemerkt 1180 als Gründungsjahr Österreichs anzusehen, und nicht 1156.) Zwischen Otto und Friedrich muß eine persönliche Bindung bestanden haben, die über das bloß Politische hinausging. Otto war bedingungsloser Anhänger des Kaisers. Auf dem Rückweg von der Kaiserkrönung hatte er das deutsche Heer in den berühmten Veroneser Klausen durch ein militärisches Bravourstück gerettet. Auf dem Hoftag von Besançon war er für seinen Kaiser mit dem Schwert auf die päpstlichen Legaten losgegangen. Als Wahlbeobachter bei der Papstwahl von 1159 hatte er allerdings versagt, denn er hatte nicht verhindert, daß es zu einer Doppelwahl kam, die in ein langdauerndes Schisma mündete.

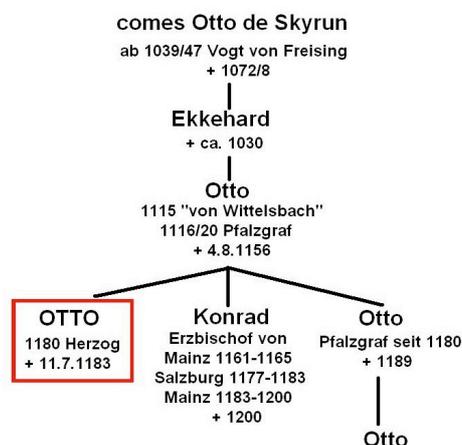
Wir wissen sogar, wie Otto aussah. Der Italiener Acerbus von Morena, der eine Reihe zeitgenössischer Politiker porträtiert hat, beschreibt ihn wie folgt: "Otto Pfalzgraf von *Guitelenspac*, der auch *palizusgravus* genannt wird, war von guter Statur, mit wohlgeformten und kräftigen Gliedern. Er war streng, weise, klug im Rat und überaus stark im Kampf. Er hatte lange, fast schwarze Haare, große Augen, ein langes und fast rötliches Gesicht." Er und der blonde, rotbärtige Kaiser müssen ein prachtvolles Paar abgegeben haben.

Ein alter Haudegen bekam also einen späten Lohn, aber er erhielt das Herzogtum Bayern in arg gerupftem Zustand. Wie gesagt blieb Österreich selbständig. Zudem übernahm Barbarossa beträchtliche Teile des Herzogsgutes in eigene, d. h. staufische Verwaltung. Daß sie nach dem Tode Konradins an Bayern zurückfallen würden, konnte niemand voraussehen. Mehr noch: der Kaiser trennte außerdem die Steiermark von Bayern ab und erhob sie zu einem eigenen Herzogtum. Was das bedeutete, können Sie auf der Karte sehen: die gesamte eingefärbte Fläche ist das ursprüngliche Herzogtum Bayern, das früher schon Kärnten verloren hatte und nun nach Österreich auch noch die Steiermark verliert, wodurch es fast auf die Hälfte seines ursprünglichen Bestandes schrumpft.

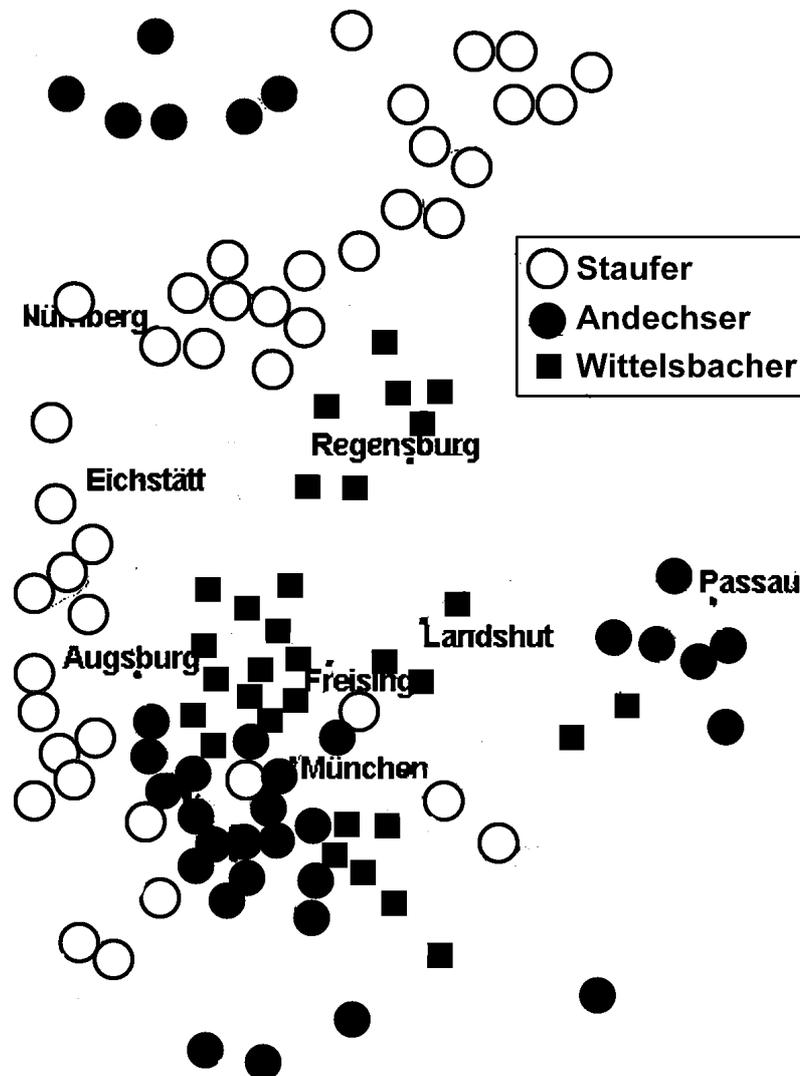


Und da die neuen steirischen Herzöge zugleich auch Grafen im Traungau waren, entglitt auch dieses Gebiet der herzoglich-bayerischen Kontrolle. Ein Herzog ließ sich eben von einem anderen nichts sagen, auch wenn es um eine Grafschaft ging, die formal zu dessen Herzogtum gehörte. Von dem verbleibenden bayerischen Rumpfherzogtum ging keine Gefahr mehr für die Zentralmacht aus, als Basis für königliche Ambitionen war es zu kümmerlich.

Die zeitgenössischen Quellen nehmen aber nur wenig Notiz von der Herzogserhebung; nur eine einzige, noch dazu außerhalb Bayerns entstandene Quelle berichtet davon. Als Otto seinen ersten Landtag abhalten wollte, bedurfte es des nachdrücklichen Eingreifens des Kaisers, damit er wenigstens formal als Herzog anerkannt wurde. Otto ist dann auch schon drei Jahre später gestorben, unter Hinterlassung eines neunjährigen Erben. Erwähnung verdient noch die Nachricht, daß in die durch die Herzogserhebung freigewordene Würde des bayerischen Pfalzgrafen ein jüngerer Bruder nachrückte:



Die schärfsten Konkurrenten der frühen Wittelsbacher waren die Andechs-Meranier. Dieses Geschlecht war vor allem in Südbayern begütert, bis nach Tirol; die Stadt Innsbruck ist eine andechsische Gründung. Die Besitzungen der Andechser lagen in unmittelbarer Nachbarschaft zu denjenigen der Wittelsbacher, wobei, wie erwähnt, Barbarossa Teile des Herzogsgutes in eigene staufische Verwaltung genommen hatte.

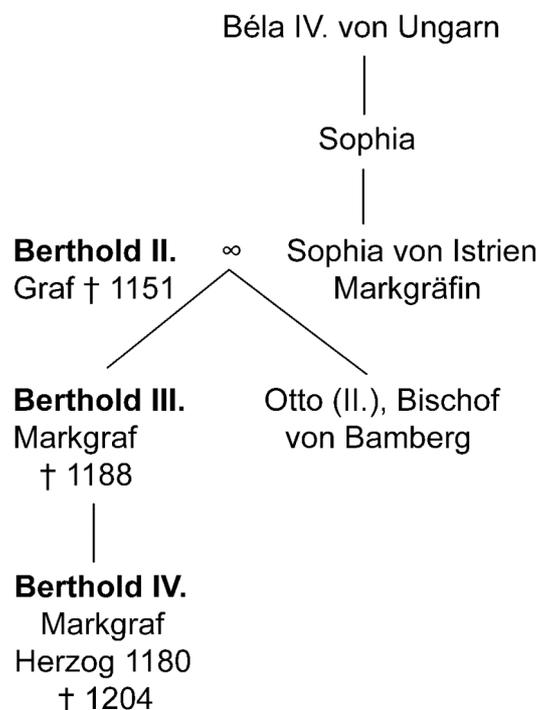


In Altbayern besaßen die Andechser einen weiteren Besitzkomplex in der Umgebung Passaus. Daneben gelang es ihnen, ein zweites Standbein in Franken aufzubauen, das vornehmlich aus Bamberger Kirchenlehen bestand. Wie bei den steirischen Herzögen war es gerade dieses Standbein außerhalb des Herzogtums Bayern, das auch die Besitzungen innerhalb des Herzogtums dem Zugriff des Herzogs entzog.

Groß geworden sind die Andechs-Meranier durch eine konsequente, beinahe aufdringliche Treue zu den Staufern sowie durch einen starken familiären Zusammenhalt, ohne interne Streitigkeiten über Besitzteilung und ähnliches. In fünf Generationen arbeiteten sie sich in die oberste Liga europäischer Politik empor.

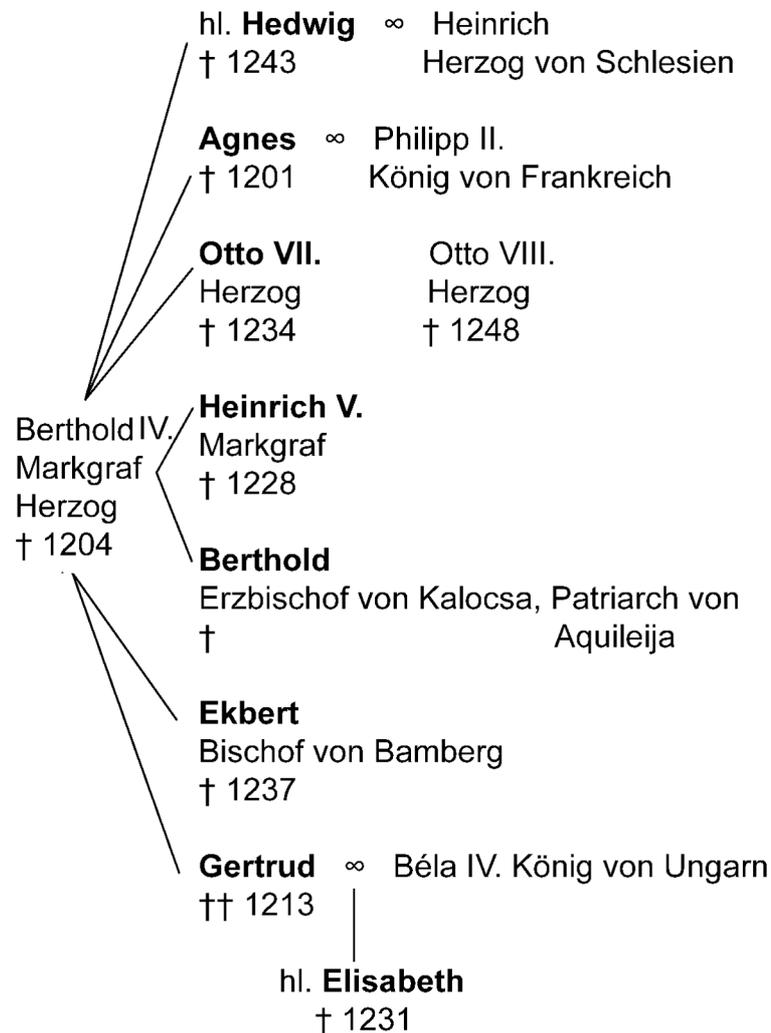
Die Familie wird um die Jahrtausendwende mit einem Grafen Berthold faßbar. Seit 1132 sitzen sie auf der namensgebenden Burg Andechs, die wie viele bayerische Burgen später in ein Kloster umgewandelt wurde. Das Kloster – genannt der "heilige Berg" – gibt es heute noch; es ist unter anderem durch seine Brauerei bekannt. Außerdem waren die Andechser Vögte des Hochstifts Brixen, so wie die Wittelsbacher Freising bevogteten. Zusätzlich zu diesem Besitzkomplex im Lech-Isar-Raum erwarb die Familie durch Heirat Besitz im Obermaingebiet, wo sie u.a. 1130 die Plassenburg bei Kulmbach erbaute. Schließlich erbte Graf Berthold IV. 1158 Besitz ganz in unserer Nähe, nämlich in Neuburg/Inn und Schärding.

Den ersten Schritt zu überregionaler Bedeutung machte aber schon Graf Berthold II., der die Erbtochter Sophia von Istrien heiratete. Die Markgrafschaft Istrien, die grob gesprochen dem heutigen Slowenien entspricht, war zwar territorial von geringer Bedeutung, hob Berthold aber über den bloßen Grafenstand hinaus und eröffnete ihm den Zugang zum Reichsfürstenstand. Außerdem war Sophia eine Enkelin König Bélas II. von Ungarn. Damit ergab sich eine Beziehung Bayerns zu Ungarn, die noch fruchtbar werden sollte. Der Sohn Bertholds II., Markgraf Berthold III., erwies sich als treuer Anhänger Friedrich Barbarossas. Er nahm an dessen Italienzügen teil, war anwesend bei der Kaiserkrönung in Rom 1155 und auch bei jenem Konzil in Pavia 1160, auf dem der Kaiser vergeblich versucht, das Papstschisma zwischen Viktor IV. und Alexander III. zu beenden. Bertholds III. Bruder Otto wurde Bischof von Bamberg.



In der dritten Generation finden wir Berthold IV. Ihn erhob der Kaiser 1180 zum Herzog von Meranien. Das war zwar wenig mehr als ein Titel – unter Meranien ist die dalmatinische Küste zu verstehen, also ungefähr der westliche Arm des heutigen Kroatien, eine konkrete Machtausübung war dort indes nicht möglich –; aber dieser

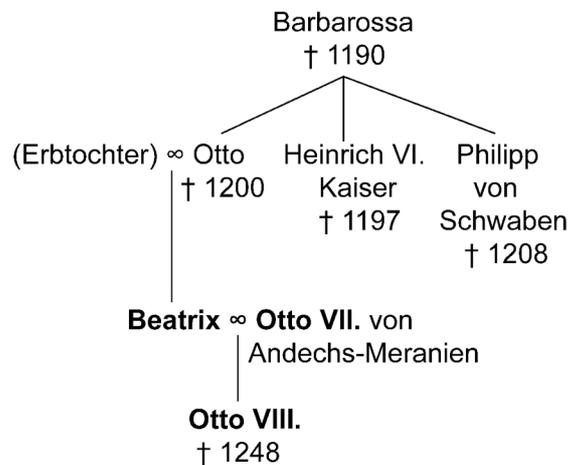
Titel stellte Berthold IV. ranggleich neben Herzog Otto von Wittelsbach und den 1180 ebenfalls neu erhobenen Herzog der Steiermark.



Mit der vierten Generation hatten die Andechs-Meranier nun endgültig europäisches Niveau erreicht. Berthold IV. hatte vier Söhne. Von diesen erhielt Otto (VII.) den Herzogstitel und die fränkischen Gebiete, Heinrich den Markgrafentitel und die bayerischen Gebiete, und Ekbert wurde Bischof von Bamberg, Berthold sogar Erzbischof von Kalocsa <Kalotscha> in Ungarn. Fulminant ist die Karriere der Töchter: Hedwig heiratete Herzog Heinrich von Schlesien – sie ist die heilige Hedwig von Schlesien –, Agnes heiratete König Philipp II. von Frankreich und Gertrud König Andreas II. von Ungarn. Zwar machte sie sich in Ungarn unbeliebt und wurde schließlich ermordet, aber von ihr stammen alle späteren ungarischen Könige ab, und sie ist die Mutter der heiligen Elisabeth von Thüringen. Die Andechs-Meranier besitzen also zwei Heilige in ihrer Familie, ein Standard, mit dem die Wittelsbacher nicht mithalten konnten, ganz im Gegenteil ... Hier sehen Sie König Andreas und Königin Gertrud im sog. Landgrafenpsalter aus dem Besitz der hl. Elisabeth:

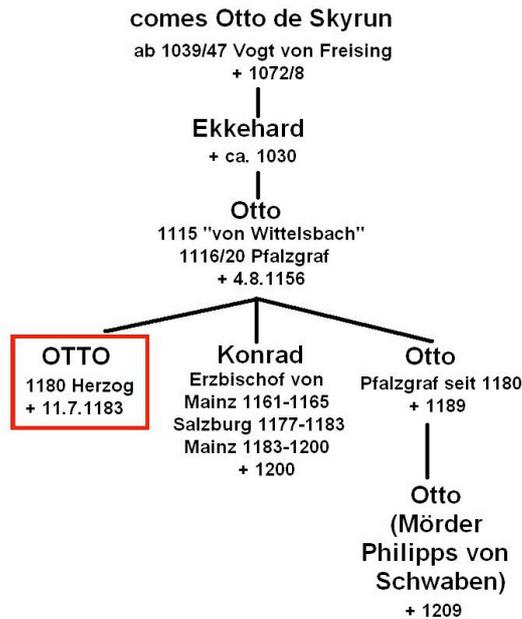
Die andechsische Töchter heirateten also in europäische Königshäuser ein. Wie sah es zur gleichen Zeit im Hause Wittelsbach aus? Hier eine Liste der sechs Töchter Ottos I.: Heilika Hallgräfin von Wasserburg, Agnes Gräfin von Plain, Heilika (?) Gräfin von Dillingen, Richarde Gräfin von Geldern, Elisabeth Markgräfin von Vohburg, Sophie Landgräfin von Thüringen, Mechthild Pfalzgräfin von Ortenburg. Im Vergleich dazu spielen die Andechser in einer anderen, höheren Liga, auch wenn einige der wittelsbachischen Verbindungen später genealogisch fruchtbar wurden.

Als krönender Abschluß des Aufstiegs der Andechs-Meranier fehlte jetzt nur noch die direkte Verwandtschaftsbeziehung zum deutschen Königshaus, also zu den Staufern. Und auch das sollte gelingen. Am 21. Juni 1208 heiratete Herzog Otto VII. die Nichte König Philipps, Beatrix, Pfalzgräfin von Burgund; der König selbst verlieh der Feier durch seine Anwesenheit zusätzlichen Glanz.



Durch diese Ehe rückte Otto VII. in den engsten Kreis der Königsanwärter für den Fall, daß König Philipp, nunmehr sein (angeheirateter) Onkel, ohne männliche Erben sterben würde. Auf ähnliche Weise hatten die Staufer die Salier beerbt und war Heinrich der Stolze zum potentiellen Nachfolger Kaiser Lothars III. geworden.

Tatsächlich kam es anders, denn die Hochzeitsfeier in Bamberg am 21. Juni 1208 endete auf unerwartete, dramatische und höchst tragische Weise. Am Nachmittag dieses Tages drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach in das Schlafzimmer des Königs ein und ermordete ihn. Dieser Pfalzgraf Otto darf nicht mit seinem Onkel, dem Herzog Otto, verwechselt werden; hier noch einmal die Verwandtschaftsverhältnisse:



Das Motiv für diese Gewalttat ist unbekannt. Die zeitgenössischen Quellen führen Privatrache an. Die Nichte des Königs sei ursprünglich dem Mörder als Braut versprochen gewesen, dann aber von Philipp zur Braut des Andechsers bestimmt worden. Der Zeitpunkt der Tat spricht für diese Deutung: mit der vollzogenen Hochzeit waren Pfalzgraf Ottos Aussichten definitiv zunichte gemacht. Die Details werden sich nie mehr klären lassen, denn der Mörder konnte zwar zunächst entkommen, wurde dann aber doch gefaßt und dabei sofort seinerseits getötet. In dem Raum, in dem der Mord geschah, waren außer dem König übrigens noch zwei weitere Personen anwesend, ein Graf und ein Bischof, wobei sich alle drei von einem gerade vollzogenen Aderlaß ausruhten; der Graf wurde verletzt, der Bischof konnte sich in der Kapelle verstecken wie der Kaiser im Epos vom Herzog Ernst.

Der Königsmord von 1208 war ein unerhörtes Ereignis und erschütterte die Zeitgenossen aufs Äußerste. Noch nie war in Deutschland ein König ermordet worden (und es sollte auch nur noch einen zweiten solchen Mord geben, denjenigen an Albrecht I. 1308; Deutschland bildet damit die große und durchaus rühmliche Ausnahme unter den europäischen Staaten). Selbst in den Carmina Burana findet sich ein Text, der den Tod des Königs beklagt.

*Dum Philippus moritur
Palatini gladio
Virtus mox conteritur
Sceleroso vitio.
Dulcis mos obtegitur
A doli diluvio.
Hëu, quo progreditur
Fidei transgressio!
Lex amara legitur,
Dum caret principio.*

Als Philipp starb
Durch das Schwert des Pfalzgrafen,
Ging auch zugleich die Tugend zugrunde
Durch den Makel des Verbrechens.
Der gute Brauch ging unter
In der Flut der Hinterlist.
Wehe, wie weit ist schon
Der Verfall der Treue fortgeschritten!
Das bittere Gesetz herrscht,
Wenn die Grundsätze mißsachtet werden.

Mel in fel convertitur. Der Honig wandelt sich in Galle.
Nulla viget ratio. Keinerlei Ordnung herrscht mehr.

Die *lex amara* in der dritten Strophe spielt an auf den *morsus*, den Biß Adams und Evas in den Apfel, der zu *mors*, dem Tode, führte. Der Königsmord wird also dem Sündenfall der ersten Menschen gleichgesetzt. Zu Honig und Galle kann man die Elegie Walthers von der Vogelweide vergleichen: *ich sihe die galle mitten in dem honege sweben*. Papst Innozenz III. allerdings bezeichnete den Mord als göttliche Entscheidung.

Unter dem Schock der Tat entstanden sofort Verschwörungstheorien, wie dies in solchen Fällen immer geschieht. (Gleichermaßen sind ja die Gerüchte, Präsident Kennedy sei 1963 einer Verschwörung zum Opfer gefallen, bis heute nicht verstummt.) In den Verdacht der Mitwisserschaft oder gar Mittäterschaft gerieten die Gastgeber der Hochzeitsfeier, Bischof Ekbert von Bamberg und seine Brüder. Eine ordnungsgemäße Verteidigung war in der aufgeheizten Stimmung nicht möglich; ihnen blieb nichts anderes übrig, als zu ihrer Schwester nach Ungarn zu fliehen. Ihre Länder wurden ihnen aberkannt und anderen verliehen, so die bayerischen Besitzungen an den bayerischen Herzog (seit 1183 Ludwig I.). Die Brüder wurden zwar später rehabilitiert und erhielten ihre Güter auch teilweise zurück, aber die politische Rolle der Andechs-Meranier war ausgespielt. Die Familie ist dann auch in der fünften Generation mit Otto VIII. 1248 erloschen.

Werfen wir wieder einen Blick auf die Literatur: der Herzog Ernst dringt in des Königs Schlafgemach ein, fuchtelte diesem mit dem Schwert vor der Nase herum und muß anschließend nach Südosten, also Richtung Ungarn, fliehen. Die Parallele ist unverkennbar, auch wenn die letzte grausige Konsequenz, nämlich der Königsmord, in der Dichtung nicht gezogen wird. Aber zurück in die Realität.

Neben der Ahndung des Verbrechens stellte sich nämlich 1208 auch die Frage, wie es politisch weitergehen sollte. Eine erneute Wahl eines Staufers (aber welches Kandidaten?) und eine Fortführung der Auseinandersetzung mit Otto IV., der machtpolitisch jetzt wieder besser dastand? Es kam nicht dazu, vielmehr wurde Otto IV. jetzt allgemein als König anerkannt, was zweifellos die vernünftigste Lösung war. Der neue König verstand die Situation und zeigte besonderen Eifer bei der Verfolgung der Königsmörder. Zusätzlich heiratete er die Witwe Philipps – ein zur Erhöhung der Legitimität damals gängiges Verfahren. Die Königin aber verfiel in Depressionen und starb schon am 27. August desselben Jahres. Zeugnis dafür ist eine Urkunde, in der sie über das Erbe ihres ermordeten Mannes verfügt und dabei – singulär in der gesamten Urkundenüberlieferung – statt der üblichen Grußformel *salutem et omne bonum* oder dergleichen schreibt: *iudicia dei abyssus multum* (die Wege des Herrn sind unerforschlich).

Besonders delikater war die Situation des bayerischen Herzogs Ludwig I. aus dem Hause Wittelsbach. Immerhin war der neue König der Sohn Heinrichs des Löwen, also jenes Herzogs, den Ludwigs Vater aus der bayerischen Herzogswürde verdrängt hatte. Würde

Otto IV. jetzt Bayern für die Welfen zurückfordern und die Wittelsbacher – als Verwandte eines Königsmörders! – in die politische und historische Bedeutungslosigkeit stoßen? Die Gefahr war zweifellos gegeben, zumal das intellektuelle Niveau des Welfen nicht übermäßig hoch anzusetzen war. Ludwig I. entschied sich deshalb für die "Vorwärtsverteidigung" und handelte schnell und entschlossen. Er war einer der ersten, die Otto IV. als König anerkannten, und sein Schritt zog viele noch Unentschlossene mit sich. Er hatte Erfolg, denn König Otto erneuerte ihm das bayerische Lehen und verzichtete so auf alle welfischen Ansprüche – was Ludwig allerdings nicht hinderte, später noch mehrmals zwischen der welfischen und der staufischen Partei hin- und herzuwechseln.

Es bleibt die Frage: Ist Philipp wirklich einer Verschwörung zum Opfer gefallen ist oder doch der Wahnsinnstat eines einzelnen erlegen? Und wenn es eine Verschwörung gab: waren die Andechs-Meranier daran beteiligt? Oder um es zuzuspitzen: haben sie ihre Königschance dadurch zunichte gemacht, daß sie sie beschleunigen wollten? Eine Möglichkeit, sich einer Antwort zu nähern, ist die Frage nach dem *cui bono*: wer hatte einen Nutzen von der Tat? Ins Visier geraten dabei, neben dem Täter selbst, nicht weniger als fünf Personen(gruppen):

1. Der neue König Otto IV. selbst. Sein Motiv liegt auf der Hand. Das Werkzeug der Tat, den Pfalzgrafen, anschließend eifrig zu verfolgen, würde ins Bild passen.
2. Der Papst, der auf diese Weise seine ursprüngliche Entscheidung doch noch durchsetzt. Die Verhandlungen mit Philipp wären dann Scheinverhandlungen gewesen. Das ist nicht abwegig, denn auch Innozenz IV. hat 1243/4 Friedensverhandlungen mit Kaiser Friedrich II. geführt, obwohl er längst entschlossen war, nach Lyon zu fliehen und den Kaiser abzusetzen. Aber ein Papst als Mordanstifter? Es gab später einen Mordanschlag auf Friedrich II., bei dem Innozenz IV. in den Verdacht der Mitwisserschaft geriet, und es gab auch das Gerücht, Gregor IX. habe den ägyptischen Sultan zum Mord an dem Kaiser anstiften wollen, als dieser während des fünften Kreuzzuges mit ihm Verhandlungen führte (was der Sultan edelmütig zurückgewiesen habe). Aber zur Zeit Friedrichs II. war die Stimmung zwischen den Staufern und dem Papsttum schon so ideologisch aufgeheizt, daß die Quellenkritik an ihre Grenzen stößt. Ich persönlich glaube nicht, daß Innozenz III. etwas mit dem Mord an König Philipp zu tun hatte. Er wäre – wenn überhaupt – offen vorgegangen, wobei ich nicht ausschließen möchte, daß er sich durch eine raffinierte scholastisch-juristische Argumentation selbst eingeredet hätte, im Recht zu sein.
3. Landgraf Hermann I. von Thüringen. Der Landgraf war Anhänger Ottos, ein Angriff auf sein Territorium, in dem er höchstwahrscheinlich unterlegen wäre, stand unmittelbar bevor. Das Motiv liegt also auf der Hand.
4. Die Andechs-Meranier waren tatsächlich an einer Verschwörung beteiligt. Ein Autor gibt als Motiv die Sorge um ihre Bamberger Kirchenlehen an, die in Gefahr gewesen seien, und Differenzen mit Philipps Balkanpolitik, die die Interessen ihres ungarischen

Schwagers berührt hätte, aber das scheint zu weit hergeholt. Näher liegt die Verbindung zu Thüringen, wo ihre Nichte Elisabeth die künftige Landgräfin war.

5. Herzog Ludwig I. von Bayern. Er profitierte am meisten von der Tat, denn er konnte zur Arrondierung seines Besitzes die Andechs-Meranischen Güter einziehen, wurde die schärfsten Konkurrenten los und war eigentlich erst seit dieser Zeit ein ernstzunehmender Herzog in Bayern. Freilich setzt dies einen eiskalt kalkulierten Plan voraus. Der kühle Rechner und Realpolitiker Ludwig hetzt seinen heißblütigen Verwandten in eine Mordtat, die auch diesen selbst das Leben kosten muß, setzt die Gerüchte gegen die Andechs-Meranier selbst in Umlauf und kann, weil er im Voraus informiert und daher nicht durch das Verbrechen konsterniert ist, sich sofort dem Welfen anschließen, der ihm dafür noch dankbar sein muß? Wie viel Zynismus und Skrupellosigkeit kann man Herzog Ludwig zutrauen?

Die Frage muß also offenbleiben. Selbst wenn wir die mittelalterliche Neigung einbeziehen, für ein Unglück oder eine politische Katastrophe immer möglichst einen einzigen Schuldigen zu suchen, der dann abgrundtief böse ist, darf im konkreten Fall nicht vergessen werden, daß es sich nicht um einen "gewöhnlichen" Mord handelte, sondern um die im wörtlichen Sinne unerhörte Tat eines Königsmordes. Ich halte es daher für am wahrscheinlichsten, dass es wirklich die persönlich motivierte Tat eines Einzeltäters war, die dann unverdienter- und unschuldigerweise die Andechs-Meranier mit in den Abgrund gerissen hat. Aber die Geschichte ist eben ungerecht.

Der letzte Akt des Andechser Dramas begann 1238. Herzog Ottos Sohn (als Herzog der 2., als Graf der 8. dieses Namens) griff die Wittelsbacher militärisch an. Wir befinden uns damals bereits im sog. Endkampf zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten; da der regierende wittelsbachische Herzog auf Seiten des Kaisers stand, ergriff der Andechser die päpstliche Partei. Dies legte der Kaiser als Verrat aus – in der gegebenen Situation nicht zu Unrecht – und setzte den Andechser 1248 ab; die freiwerdenden Besitzungen erhielt der bayerische Herzog.

16. KAPITEL: POLITISCHE SPRINGPROZESSION, ODER: DER PAPST SITZT ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN

ZU DENJENIGEN, DIE NACH dem Mord an Philipp von Schwaben wieder welfisch gesinnt waren, gehört auch Walther von der Vogelweide. Die folgenden politischen Ereignisse gaben ihm auch reichlich Stoff für scharfe Kommentare geboten. Zunächst aber sah sich Otto von Braunschweig, als König Otto IV., am Ziel seiner Wünsche, da er, nicht zuletzt auf Betreiben Herzog Ludwigs I. von Bayern, als deutscher König allgemein anerkannt wurde.

Der nächste Schritt mußte die Kaiserkrönung sein. Am 22. März 1209 erneuerte Otto in Speyer das Neußer Versprechen hinsichtlich der Rekuperationen, also der Wiederherstellung und Erwei-

terung des Kirchenstaates, allerdings wiederum ohne fürstliche Zeugen. Im August 1209 zog er mit einem ansehnlichen Heer über die Alpen. In Viterbo traf Otto mit Innozenz zusammen, der ihn jetzt erstmals von Angesicht kennenlernte. Man besprach die Modalitäten der Kaiserkrönung. Innozenz verlangte, Otto solle bei dieser Gelegenheit die Neußer und Speyrer Versprechungen öffentlich wiederholen. Wie Otto darauf reagierte, schildert der Papst selbst in einem Brief an den französischen König Philipp II. Augustus vom 1. Februar 1211: "Als wir ihn daran erinnerten, daß er dazu ... sowohl durch seinen Eid als auch durch sein schriftliches Versprechen verpflichtet sei, antwortete er, wir sollten diesen Wisch ruhig im Kasten liegen lassen." – *Cumque nos significaremus eidem, quod id faciendum ... tam iuramento quam scripto sit adstrictus, respondit, quod cartam servaremus in archa.*

Einen solchen Tonfall hatte sich seit den Zeiten der Kaiser Justinian und Herakleios, also seit dem 6. und 7. Jahrhundert, niemand mehr gegenüber einem Papst erlaubt. Selbst bei den diversen Gefangenschaften von Päpsten im 11. und 12. Jahrhundert, durch die Normannen oder Heinrich V., wird immer betont, der Papst sei *honorifice* traktiert worden. Die persönliche Begegnung mit Otto, den er zuvor ja nie gesehen hatte und nur aus äußerst devoten Briefen kannte, war also für Innozenz eine herbe, um nicht zu sagen schockierende Enttäuschung. Er entsprach genau dem negativen Bild, daß der Papst ohnehin von den Deutschen hatte: groß, plump, laut, kaum gebildet und logischer Argumentation durchaus unzugänglich, beeindruckbar nur durch materielle und machtpolitische Gründe. Davor versagten die Waffen, die der Papst sonst mit solcher Virtuosität handhabte. Ich denke, wir sind alle intellektuell genug, um uns in seine Lage versetzen zu können.

Innozenz dürfte in den folgenden Nächten nicht eben gut geschlafen haben, nur daß ihm diesmal, anders als bei der Frage, ob er den Orden des Franziskus anerkennen solle, kein göttliches Traumgesicht zu Hilfe kam. Ein nochmaliger Parteiwechsel hätte ihn, abgesehen von der physischen Unmöglichkeit, jeglicher Glaubwürdigkeit und jedes Ansehens in der Christenheit beraubt. So krönte er am 4. Oktober 1209 Otto in Rom zum Kaiser. Nach der Krönung kam es zu den üblichen Zusammenstößen zwischen den Römern und der Begleitung des Kaisers, so daß Otto Rom wieder verließ und nach Norden abzog, ohne dem Papst noch einmal persönlich begegnet zu sein.

Die eigentliche Pointe kommt aber erst noch. In Pisa, 340 km nördlich von Rom, kehrte der Kaiser plötzlich um und zog an Rom vorbei nach Süden, um das Königreich Sizilien zu erobern. Otto nahm also bedenkenlos die Politik Heinrichs VI. wieder auf, nur daß ihm die Legitimationselemente, die Heinrich als Gatte Konstanzes vorweisen konnte, fehlten. Innozenz stand vor einem Scherbenhaufen seiner Politik: moralisch wie politisch war er verpflichtet, gegen Otto vorzugehen, nachdem er ihn gerade erst zum Gipfel des Kaisertums befördert hatte; moralisch als Lehnsherr des Königreichs Sizilien, politisch, um die Einkreisung des Kirchenstaates zu verhindern. Innozenz mußte also Otto in den Kirchenbann tun, aber es zeigt sei-

ne Zwangslage, daß er den Bann zunächst zwar aussprach, aber noch nicht publizierte. Das tat er erst, als Ottos Eidbruch notorisch war, als er nämlich die sizilische Grenze überschritten hatte, am 18. November 1210. Otto kümmerte sich nicht darum, auch als Innozenz am Gründonnerstag 1211 den Bann wiederholte und alle Untertanen von ihrem Treueid löste. Wie wenig Wirkung solche Maßnahmen zeigten, hatte er – auf der anderen Seite stehend – in der Auseinandersetzung mit Philipp von Schwaben erfahren.

Als Zeugen dafür, wie der Zickzackkurs des Papstes auf die Öffentlichkeit wirkte, können wir wiederum Walther von der Vogelweide aufrufen:

*Wir hörten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser sollten pflegen,
dâ ir im gâbent gotes segen:
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.
Ouch sult ir niht vergezzen:
ir sprâchent: "Swer dich segene, sî
gesegent; swer dir fluoche, sî verfluochet
mit fluoche volmezzen!"*

"Wir hörten euch der Christenheit gebieten, wie wir dem Kaiser dienen sollten, als ihr ihm Gottes Segen gabt: daß wir ihn Herr nennen und vor ihm knien sollten. Auch solltet ihr nicht vergessen: ihr sprach: 'Wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir flucht, sei verflucht mit dem vollen Maß des Fluches!'"

Ich möchte noch einmal aus dem Brief Innozenz' an den französischen König zitieren. Dieser Brief zeigt das ganze fassungslose Entsetzen des Intellektuellen gegenüber dem primitiven Machtpolitiker und gewährt auch einen Einblick in die persönlichen Empfindungen des Papstes, wie er so tief gerade bei Kirchenfürsten selten zu tun ist. Zum Verständnis muß noch daran erinnert werden, daß hinter dem staufisch-welfischen Konflikt in Deutschland immer auch der säkulare Gegensatz zwischen Frankreich und England stand. Insofern war der französische König der geeignete Adressat für Klagen über welfische Undankbarkeit. "Hätten wir doch, geliebtester Sohn", schreibt Innozenz an Philipp Augustus, "die Sitten des Otto, der Kaiser genannt wird, so gut gekannt, wie Ihr sie gekannt habt!" – *Utinam, fili carissime, mores Othonis, qui dicitur imperator, et a nobis noti fuissent, sicut a vobis noti fuerunt!* "Dann wären wir nicht von ihm so hinterhältig getäuscht worden, ..., der zugleich seinen Leumund und sein Gewissen beschmutzt, indem er, undankbar für die Wohltaten und uneingedenk seiner Versprechen, uns Gutes mit Bösem vergilt. ... Wer soll ihm in Zukunft noch glauben oder Vertrauen zu ihm haben, wo er doch uns die Treue nicht wahrte, die wir – wie wohl unwürdig – den Platz Christi auf Erden einnehmen und ihm so viele und so große Wohltaten erwiesen und von ihm durch Beteuerungen und Urkunden jede nur mögliche Sicherheitsleistung empfangen haben? Wo ist noch Wahrheit? Wo Glaube? Wo Recht? Wo Gesetz? Wo Ehrfurcht? Wo Hingabe? Wo Vertrauen? Wo Hoffnung?"

Wo guter Wille? Wo Liebe? Wo ist schließlich das Naturrecht?" – *Ubi denique ius nature?* "Bis zum äußersten sind sie durch ihn und in ihm pervertiert. ... Bis zu solchem Hochmut ist er nämlich fortgeschritten, daß er öffentlich behauptet, es werde noch so weit kommen, daß alle Könige seines Jahrhunderts seinem Joch unterliegen – was wir Dir freilich nur mit Scham mitteilen, da du ja in bezug auf ihn für uns ein Prophet gewesen bist. Dennoch tröstet uns Gott in dieser Angelegenheit, von dem berichtet wird, er habe über sich selbst gesagt: 'Es reut mich, daß ich Saul zum König über Israel gemacht habe.'" – *Sed in hiis tamen nos consolatur deus, qui legitur de se ipso dixisse: "Penitet me, quod constitui Saul regem super Israel."*

Soweit Innozenz in diesem doch bemerkenswerten Schreiben. Otto hat all das nicht gestört. Sein Zug nach Süden war nämlich sehr erfolgreich: binnen kurzem fiel ihm der ganze festländische Teil des Königreichs Sizilien zu, und er wartete an der Südspitze Kalabriens nur noch auf die Flotte, die ihn und sein Heer auf die Insel übersetzen sollte. Die Lage König Friedrichs war verzweifelt: er hielt im Hafen von Palermo ständig ein Schiff bereit, um jederzeit nach Afrika fliehen zu können. Nur noch ein Wunder konnte ihn retten.

Und dieses Wunder geschah tatsächlich: im Februar 1212 brach Otto seinen Feldzug ab und kehrte eilends nach Deutschland zurück. Die Organisatoren dieses Wunders hat man nun entweder in Deutschland oder in Rom zu suchen. Die Nachricht, die Otto zur Rückkehr nach Norden veranlaßt hatte, war, daß im September 1211 eine Reihe von deutschen Fürsten Friedrich II. von Sizilien zum deutschen König gewählt hatten. Warum Otto daraufhin nach Deutschland zurückgekehrt ist, statt Sizilien zu erobern und dabei auch gleich den Gegenkönig zu fangen, wird ewig ein Rätsel bleiben, aber mit der Intelligenz der Welfen war es noch nie so weit her.

Schwierig ist aber auch die Frage, wie die Wahl Friedrichs zustande gekommen ist. Man sagt gewöhnlich, Innozenz III. sei der Drahtzieher gewesen, der mit Friedrich seine letzte Trumpfkarte gegen Otto ausgespielt habe. Das war auch der Eindruck, den die Zeitgenossen gewannen. Walter von der Vogelweide schreibt über den Vorgang:

*Ahî, wie kristenliche nû der bâbest lachet,
Swenne er sînen Walhen seit:
"Ich hânz alsô gemachet."
Daz er dâ seit, des solt er niemer hân gedâht.
Er giht: " Ich hân zwên Allamân
undr eine krône brâht,
Daz siz rîche sulen stoeren unde wasten."*

"Ei, wie christlich lacht jetzt der Papst, wenn er zu seinen Welschen sagt: 'Ich habe es folgendermaßen gedeichselt.' Und was er dann sagt, hätte er nicht einmal denken dürfen. Er sagt: 'Ich habe zwei Deutsche unter eine Krone gebracht, damit sie das Reich in Verwirrung stürzen und verwüsten.' "

Ganz so sicher ist das aber nicht. Zweifellos hat Innozenz die Wahl eines Gegenkönigs dadurch ermöglicht, daß er Otto exkom-

munizierte und die Untertanen vom Treueid ihm gegenüber löste. Es liegt in der Logik dieser Maßnahmen, daß, falls Otto stur blieb, eine Neuwahl stattfinden mußte. Aber es ist nicht bewiesen, daß Innozenz nun ausgerechnet Friedrich als Gegenkönig haben wollte. Auch ein anderer Gegenkönig hätte zu dem gewünschten Effekt führen können, nämlich Otto im Norden zu beschäftigen und dem Papst und einem von ihm abhängigen Friedrich in Italien Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Ein in Deutschland präsenter König hätte in diesem Sinne viel wirksamer agieren können, als Friedrich von Sizilien aus.

Daß Innozenz eine Vereinigung der deutschen und der sizilischen Krone auf einem Haupte – wie unter Heinrich VI. – nicht wünschen konnte, liegt auf der Hand. Es ist also die Frage, ob der Papst hinsichtlich der Person des Gegenkönigs gegen Otto nicht von den deutschen Fürsten vor vollendete Tatsachen gestellt wurde. Die Opposition gegen den Welfen wollte eben nicht irgendeinen König, nur um dem Kaiser Ärger zu machen, sondern wenn schon, dann einen, der sich auch wirklich würde durchsetzen und in Deutschland Anhänger finden können: unter diesem auch psychologischen und propagandistischen Gesichtspunkt kam eigentlich nur ein Staufer in Betracht – vor allem, wenn dieser Staufer im Grunde bereits seit seiner ersten Wahl im Dezember 1196 König war. Letzteres Argument darf man bei dem stark in rechtlichen Kategorien denkenden Mittelalter nicht unterschätzen.

Der Papst unterstützte also, ob freiwillig oder widerwillig, Friedrichs Wahl. Dieser entschloß sich – obwohl in Palermo alle ihm eindringlich abrieten –, die Wahl zu akzeptieren und das Abenteuer zu wagen. Das Abenteuer bestand zunächst einmal darin, von Palermo nach Deutschland zu kommen, und wie diese Reise verlief, ist eine der phantastischsten Geschichten des Mittelalters, die direkt aus einem Abenteuerroman zu stammen scheint. Vor der Abfahrt wurde zunächst noch der 1jährige Sohn Friedrichs, Heinrich, zum Mitkönig von Sizilien gekrönt; Friedrich war sich also keineswegs sicher, ob er je wieder in den Süden würde zurückkehren können. Mitte März verließ er dann zu Schiff Palermo.

Die Seereise war gefährlich, weil vor der Küste Siziliens die Pisaner Flotte operierte; Pisa war mit dem Kaiser verbündet und hätte eigentlich sein Heer nach Sizilien übersetzen sollen. Da die Pisaner also auf Ottos Seite standen, nahmen sich Pisas Rivalen, die Genuesen, Friedrichs an und brachten ihn zunächst glücklich nach Gaeta, dann nach Rom, wo er Mitte April 1212 eintraf. Der Landweg wäre übrigens noch viel gefährlicher gewesen, da die apulischen Barone auf Seiten Ottos standen, dem sie ja widerstandslos ihr Land geöffnet hatten. Außerdem hätte eine Reise zu Land wesentlich länger gedauert. In Rom traf Friedrich zum ersten und einzigen Mal mit Innozenz III. zusammen, den er überaus ehrerbietig behandelte – welch ein Unterschied zu Otto, mag sich der Papst gedacht haben. Von Rom aus fuhr Friedrich, immer noch zu Schiff, weiter nach Genua, wo er am 1. Mai eintraf.

Nun begann der schwierigste und dramatischste Abschnitt der Reise, denn Friedrich mußte jetzt auf dem Landweg die Lombardei durchqueren. Das war sehr gefährlich, denn die meisten lombardi-

schen Städte standen weiterhin auf Seiten Ottos und hätten sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Gegenkönig zu fangen und an den Kaiser auszuliefern oder vielleicht auch nach Sizilien zurückzuexpedieren – gegen ein riesiges Lösegeld, versteht sich. Das Modell dafür war ja mit der Gefangennahme des Richard Löwenherz gegeben.

Die Parteinahme für die eine oder andere Seite hatte übrigens mit staufischer oder welfischer Vorliebe wenig zu tun, sondern resultierte eher aus den Rivalitäten der Städte untereinander. Benachbarte Städte waren meist miteinander verfeindet, während mit dem Nachbarn des Nachbarn gewöhnlich freundschaftliche Beziehungen gepflegt wurden. Beispielsweise standen Mailand und Cremona stets auf verschiedenen Seiten, ebenso Pisa und Genua. An diesen Bündnissen und Feindschaften der Städte untereinander richtete sich dann die außenpolitische Stellungnahme der Kommunen aus, wenn man das so sagen darf. Kristallisationspunkt zu Anfang des 13. Jahrhunderts war die Rolle Pisas, das von Otto IV. mit Gunstbeweisen geradezu überschüttet wurde, denn Otto brauchte die Flotte der Pisaner für die Eroberung Siziliens. Dies trieb Genua, die andere bedeutende Hafenstadt, in die Arme des Staufers. Mailand stand auf Ottos Seite, Cremona entsprechend auf derjenigen Friedrichs, ebenso Mailands südliche Nachbarin Pavia.

In Genua hielt sich Friedrich eineinhalb Monate lang auf, was schon einen Eindruck von den Schwierigkeiten gibt, die zu bewältigen waren. Mitte Juli zog er nach Pavia weiter, aber nicht auf dem direkten Weg, sondern mit einem Umweg über Asti. Ende Juli brach er in Begleitung der Pavesen an einem Samstagabend von Pavia nach Cremona auf. Am Sonntag früh langte man am Lambro an, einem Nebenfluß des Po, an dessen anderem Ufer vereinbarungsgemäß die Cremonesen warteten. Friedrich wollte eben das Boot besteigen, das ihn über den Fluß bringen sollte, als ein Trupp Mailänder Soldaten auftauchte, um ihn gefangen zu nehmen. Friedrich sprang daraufhin kurz entschlossen ins Wasser und schwamm auf die andere Seite. Die Mailänder konnten ihm so schnell nicht folgen und mußten sich mit dem Spott begnügen, Friedrich habe sich im Lambro die Hosen gewaschen.

Das war, nach dem plötzlichen Abzug Ottos aus Süditalien, bereits das zweite Wunder, das Friedrich gerettet hatte. Über ein drittes Wunder wird gleich noch zu berichten sein. Friedrichs weiterer Weg führte ihn über Mantua und Verona nach Trient. In Trient befand er sich rechtlich gesehen bereits auf dem Boden des deutschen Reiches, allerdings hatte er noch die Alpen vor sich. Der normale Weg hätte jetzt nordwärts über den Brenner nach Bayern geführt, aber dieser Weg war ihm verschlossen, weil der bayerische Herzog, der nicht zu seinen Wählern gehört hatte, noch auf Seiten Ottos stand. Friedrich stieg deshalb in nordwestlicher Richtung über die Berge und langte Anfang September in Chur an. Der dortige Bischof führte ihn dann nach St. Gallen, und kurz danach stand man vor Konstanz.

Und nun wird es noch einmal überaus dramatisch, denn von der anderen Seite her rückte Kaiser Otto heran. Es heißt, er habe sogar schon seine Dienerschaft vorausgeschickt, um ihm in Kon-

stanz das Quartier zu bereiten. Der Bischof von Konstanz zögerte, wen er einlassen sollte, entschied sich dann aber doch – angesichts der päpstlichen Bannandrohung – für Friedrich, der Otto auf diese Weise um wenige Stunden zuvor kam; so konnte Friedrich, wie es heißt, in Konstanz das Mahl einnehmen konnte, das für Otto bereits auf dem Herd stand. Dieser minimale zeitliche Vorsprung, der dem Staufer die Tore von Konstanz öffnete, ist nun das dritte Wunder, und der klassisch gebildete Zuhörer wird sich einer antiken Reminiszenz nicht erwehren können: vertrau auf Cäsar und sein Glück! Friedrich selbst hat dieses dreifache Wunder noch Jahrzehnte später als deutliches Zeichen seiner göttlichen Erwähltheit angesehen.

Damit waren zunächst einmal die Würfel gefallen. Im Herzogtum Schwaben, wo Friedrich sich jetzt aufhielt, war er gewissermaßen zuhause; er war ja als Erbe Heinrichs VI. und Philipps rechtmäßiger Herzog von Schwaben. Otto war dort nie beliebt gewesen. Der glanzvollen Erinnerung an Friedrichs staufische Vorfahren und dem exotischen Reiz, der den 17jährigen umstrahlte, konnte sich niemand entziehen: den *puer Apulie*, das *kint von Pülle*, nannte man ihn allgemein, und das Faszinosum seiner Persönlichkeit, das im Guten wie im Bösen jeden beeindruckte, der mit ihm zusammenkam, tat ein übriges.

Die weitere Reise über Basel den Rhein hinab gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Daß das göttlich bewirkte Wunder auch eine höchst irdische Komponente hatte, zeigte sich am 19.11.1212: an diesem Tag traf Friedrich in Vaucouleurs bei Toul mit dem französischen Kronprinzen Ludwig, dem späteren Ludwig VIII., zusammen. Dadurch wird die europäische Dimension des Streites zwischen Otto und Friedrich sichtbar: die Auseinandersetzungen zwischen den Königen von Frankreich und England um die festländischen Besitzungen des englischen Königs. Aus diesem Grunde hatte Frankreich die Wahl des Gegenkönigs gefördert (wenn nicht gar mitveranlaßt) und unterstützte Friedrich nun mit beträchtlichen Geldsummen, die dieser sofort zur Bestechung der Fürsten verwandte.

Am 5. Dezember 1212 wurde Friedrich in Frankfurt/Main erneut zum König gewählt – nunmehr von einer viel größeren Zahl von Anhängern als ein Jahr zuvor in Nürnberg – und anschließend am 9. Dezember in Mainz gekrönt. In den folgenden anderthalb Jahren unternahm Friedrich eine Art Umritt durch das Reich, um neue Anhänger zu werben und sein Königtum persönlich zur Geltung zu bringen; auch das war ein wesentlicher Bestandteil einer mittelalterlichen Königserhebung. Im Juli 1213 hielt er sich dabei in Eger auf. Dort bestätigte er unter goldenem Siegel und mit ausdrücklicher Zustimmung der Fürsten alle Ansprüche des Papstes auf den Kirchenstaat einschließlich der Rekuperationen im selben Umfang wie seinerzeit Otto IV. Diese Goldbulle von Eger blieb dann praktisch bis ins 19. Jahrhundert die Rechtsgrundlage des Kirchenstaates.

Mit seiner Wahl in Frankfurt und seiner Krönung in Mainz war Friedrich gewissermaßen offiziell installierter Gegenkönig gegen Otto IV. Wer von den beiden Konkurrenten um das Reich sich durchsetzen würde, war aber noch ganz offen. Die Entscheidung fiel auch gar nicht in der direkten Auseinandersetzung zwischen ihnen, sondern

ohne Friedrichs Zutun zunächst in Flandern und dann endgültig in Rom. Erneut verbindet sich nämlich der staufisch-welfische Gegensatz mit dem Gegensatz zwischen Frankreich und England: am 27. Juli 1214, also fast zwei Jahre später, kommt es bei Bouvines in Flandern zur Schlacht zwischen König Philipp Augustus von Frankreich und König Johann Ohneland von England; letzterer wird dabei von seinem Verwandten Kaiser Otto unterstützt. Der König von Frankreich bleibt Sieger. Die Niederlage der Engländer entscheidet zugleich auch das Schicksal ihres welfischen Verbündeten.

Es wirkt fast symbolisch, daß das kaiserliche Feldzeichen in die Hand der Franzosen fällt, und Philipp Augustus sendet es, in einer pathetischen Geste, wie sie jetzt üblich werden, an Friedrich II. Diese Niederlage eines Kaisers gegenüber den Franzosen blieb international nicht unbeachtet. Die Chronik des Klosters Petersberg, das *Chronicon Montis Sereni*, bemerkt dazu: "Seit jener Zeit wurde bei den Franzosen der Name der Deutschen gering geachtet." – *Ex quo tempore nomen Teutonicorum satis constat apud Gallicos viluisse*. Die Kommentare, mit denen dieser Ausspruch in der älteren Literatur bedacht wurde, können Sie sich vorstellen. Nunmehr steht Friedrich auch der Weg nach Aachen offen, wo er sich am 23. Juli 1215 noch einmal krönen läßt: jetzt also am richtigen Ort, was nach mittelalterlicher Auffassung ja sehr wichtig ist.

Der letzte Akt des Dramas Ottos IV. findet auf dem 4. Laterankonzil statt. Auf der 2. Sitzung am 20. November 1215 kommt dort die *causa imperii* zur Sprache. Otto bittet durch Gesandte, die er sowohl an das Konzil als solches als auch an das Kardinalskolleg beglaubigt, um Lossprechung von der Exkommunikation, wobei er sich als reuiger Sünder präsentiert. Einem solchen die Lossprechung zu verweigern, wäre sehr schwierig gewesen, aber Innozenz gelang es durch eine geschickte Regie, einen Konzilsbeschluß überhaupt zu vermeiden, unter anderem dadurch, daß er zu einem kritischen Zeitpunkt die Sitzung des Konzils aufhob.

Interessant ist, daß als Fürsprecher für Otto die Vertreter Mailands auftraten; die Feindschaft Mailands gegen Friedrich II. dauerte bis zu dessen Tode an und hat ihm während seiner ganzen Regierungszeit die größten politischen Schwierigkeiten gemacht. Bemerkenswert ist auch Ottos Versuch, gegen den Papst an das Konzil zu appellieren; dieses Thema bleibt während des ganzen Spätmittelalters bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts hinein aktuell. Das Laterankonzil hat über Otto dann überhaupt keinen Beschluß gefaßt, sondern Innozenz hat während der Abschlusssitzung die Erklärung abgegeben, daß Friedrichs Königswahl durch die Fürsten rechtmäßig erfolgt sei.

So gewissermaßen von Gott und der Welt verlassen, brach Otto zusammen. Er spielte keine reichspolitische Rolle mehr und ist, kaum noch beachtet, am 19. Mai 1218 im Alter von etwa 43 Jahren gestorben, ohne allerdings je formell auf die Krone zu verzichten, die er seit 1198, also immerhin 20 Jahre lang, getragen hatte.

Zum Abschluß des 4. Laterankonzils hielt Innozenz III. eine Predigt, in der er, für viele Zuhörer wohl überraschend, Todesahnungen äußerte. Aber er täuschte sich nicht: etwa ein halbes Jahr nach

dem Ende des Konzils ist er am 16. Juli 1216 in Perugia gestorben. In der folgenden Nacht wurde, wie ein durchreisender englischer Prälat selbst gesehen und berichtet hat, der aufgebahrte Körper des Papstes vollständig ausgeplündert, so daß von dem mächtigen Oberhirten und Herrn der Christenheit nur noch ein nackter Leichnam übrigblieb: *sic transit gloria mundi*.

17. KAPITEL: ENGELBERT VON KÖLN, ODER: DIE BANALITÄT DES BÖSEN

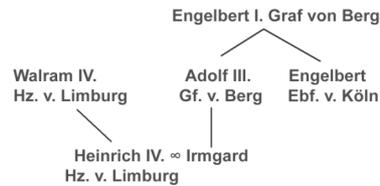
DER SPÄTERE ERZBISCHOF Engelbert von Köln war der zweite Sohn des Grafen Engelbert I. von Berg. Die Grafschaft Berg lag am Niederrhein, auf der rechten Seite des Flusses von Siegburg bis Düsseldorf; praktisch genau gegenüber auf der linken Rheinseite lag das Erzstift Köln, also das weltliche Herrschaftsgebiet der Kölner Erzbischöfe. Beides zusammen ergibt ein interessantes Machtgebiet.



Sie sehen auf der Karte beige eingefärbt das Gebiet des Erzstiftes Köln; außerdem war der Kölner Erzbischof seit 1180 auch Herzog von Westfalen (braun eingefärbt). Dazwischen liegt grün eingefärbt die Grafschaft Berg.

Wie es üblich war, schlug er als jüngerer Sohn die geistliche Laufbahn ein, während sein älterer Bruder Adolf III. von Berg dem Vater in der Grafschaft nachfolgte. Er wurde zunächst 1198 Propst von St. Gereon in Köln, dann 1199 Dompropst in Köln, wobei es allerdings Probleme gab, so daß er sich erst 1208 wirklich durchsetzen konnte, aber die Détails sind jetzt weniger wichtig. In diesen Querelen erwies Engelbert sich als wendiger Politiker, dem es gelang, sich auf Dauer mit allen Seiten gut zu stellen – ganz ähnlich wie seinem Zeitgenossen, Bischof Wolfger von Passau. 1216 wurde er zum Erzbischof von Köln gewählt.

1218 kam es zu einem Erbfolgeproblem, das wiederum zeigt, daß Engelbert kein weltabgewandter Kleriker war. Sein Bruder Adolf III. war gestorben, aber ohne männlichen Nachfolger. Deshalb beanspruchte Herzog Heinrich IV. von Limburg, der mit der Tochter des verstorbenen Grafen verheiratet war, die Erbfolge, was durchaus den damaligen Gewohnheiten entsprach:



Der Erzbischof nahm das Erbe aber für sich in Anspruch und setzte diesen Anspruch auch mit Hilfe zweier Fehden durch. Schließlich wurde ein Kompromiß vermittelt: der Erzbischof erhielt die Grafschaft, mußte aber den Limburgern eine Rente zahlen; nach seinem Tode sollte das Gebiet dann ganz auf die Herzöge übergehen.

Das klingt alles nicht übermäßig aufregend, und auch wenn Engelbert, wie Sie schon ahnen, später gewaltsam ums Leben kommen wird, ist das nichts Besonderes in der damaligen Zeit. Engelbert spielte aber auch eine wichtige reichspolitische Rolle. Er war nämlich der Vertreter Kaiser Friedrichs II. bei dessen minderjährigem Sohn Heinrich, den sein Vater 1222 zum Mitkönig hatte wählen lassen. Das ist der berühmte Heinrich mit der Ordnungszahl VII. in der Klammer; wir hören gleich, warum. Jungheinrich war damals 11 Jahre alt. Als der Kaiser anschließend wieder nach Italien zog, ließ er seinen Sohn in Deutschland zurück, eben unter der Aufsicht Erzbischof Engelberts von Köln.

Wir wissen nichts über das persönliche Verhältnis zwischen Engelbert und Heinrich, aber wir wissen auch nichts Negatives darüber, was bei seinem nächsten politischen Mentor anders wird. Die Art und Weise, wie der Bischof die Geschäfte des Reiches führte, wird in der Sekundärliteratur gelobt, und die moderne Wissenschaft steht dabei in der Tradition Walthers von der Vogelweide, der sich wie folgt über Engelbert ausläßt:

*Von Kölne werder bischof, sînt von schulden frô!
 Ir hânt dem rîche wol gedienet, und alsô,
 Daz iuwer lop da entziwschen stîget unde sweibet hô.
 Sî iuwer werdekeit dekeinen bœsen zagen swære,
 fürsten meister, daz sî iu als ein unnütze drô.
 Getriuwer küneges pflegære, it sît hôher mære,
 Keisers êren trôst baz danne ie kanzelære,
 Drîer küneger und einlif tûsent megde kamerære.*

(Ehrwürdiger Bischof von Köln, ihr habt ein Recht, zufrieden zu sein! Ihr habt dem Kaiser mit Hingabe gedient, so trefflich, daß euer Ruhm immer größer wird und schließlich den Ruhm aller übersteigt. Ist eure hohe Stellung und euer Ansehen irgendeinem gemeinen Feigling nicht genehm – für euch, erster der Fürsten, sei dies nur eine ohnmächtige Drohung! Getreuer Vormund des Königs, ihr seid hochberühmt und seid ein besserer Beschützer kaiserlichen Ansehens, als es je ein Kanzler und Kämmerer der Heiligen Drei Könige und der Elftausend Jungfrauen war.) Die Schlußzeile ist eine Anspielung auf die berühmtesten Reliquiens Kölns, diejenigen der heiligen drei Könige im Chor des dortigen Domes sowie die heilige Ursula und ihre

elftausend Gefährtinnen. Walther bezeichnet die Stellung Engelberts zum jungen König als "Pfleger", was die Sache wohl recht gut trifft.

1225 holte den Erzbischof und Reichsverweser und Prinzen-erzieher die alte Erbschaftsgeschichte bezüglich seiner Nichte und des Herzogs von Limburg wieder ein, denn am 7. November dieses Jahres wurde er in einem Hohlweg bei Gevelsberg von einer Gruppe von zwei Dutzend Männern unter Anführung Graf Friedrichs von Isenburg überfallen und erschlagen. Hinter dem Überfall soll Herzog Walram von Limburg gestanden haben, der den Erzbischof gefangennehmen lassen und als Gefangenen zum Verzicht auf die Grafschaft Berg zwingen wollte.

Die große Zahl der Beteiligten deutet aber darauf hin, daß sich Engelbert im lokalen Umfeld unbeliebt gemacht hatte. Es ging dabei vor allem um die Vogteirechte an den Klöstern und Stiftskirchen in der Diözese Köln und im Herzogtum Westfalen, im konkreten Fall vor allem um die Abtei Siegburg und das Damenstift in Essen, das die Keimzelle der heutigen Stadt Essen darstellt. Der Vogt, lateinisch *advocatus*, ist der weltliche Vertreter einer geistlichen Institution, der z.B. stellvertretend für die Äbtissin die Blutgerichtsbarkeit handhabt und den Landfrieden wahrt. Dafür erhält er gewisse Einnahmen und Rechte, aber die Versuchung lag nahe, sich intensiver um diese Einnahmen zu kümmern als um die damit verbundenen Pflichten. Jedenfalls ist das die einhellige Klage der geistlichen Institutionen gegen die weltlichen Vögte; aber wir hören dabei immer nur die Darstellung der einen Seite, die in der Sekundärliteratur nicht selten naiv übernommen wird.

Erzbischof Engelbert verfolgte offenbar die Politik, möglichst sich selbst in seiner Funktion als Erzbischof zum Vogt möglichst vieler Einrichtungen zu machen, wodurch er in Konflikt mit den Adels-häusern geriet. Die andere Seite der Medaille ist nämlich, daß Vogteirechte – neben Lehen, Amtsgütern, Grafenrechten und Allodien, also freiem Grundbesitz – einen wichtigen Bestandteil der fürstlichen Landesherrschaft bildeten, die sich gerade im frühen 13. Jahrhundert auszubilden begann. Der Konflikt, dem der Erzbischof zum Opfer fiel, hatte also größere und grundsätzlichere Dimensionen als nur einen Besitzstreit, auch wenn ein solcher den unmittelbaren Anlaß geboten hatte. Trotzdem ist das angewandte Mittel auch nach den Maßstäben der Zeit natürlich unzulässig und verbrecherisch.

Es war, wie schon gesagt, wahrscheinlich nur geplant, den Erzbischof zu kidnappen, aber da er sich heftig wehrte, lief die Sache aus dem Ruder, und es kam zum Tod des Kirchenfürsten, wobei sich dann die angestaute Wut der Grafen und ihrer Begleitung in einem wahren Blutrausch entlud. Eine gerichtsmedizinische Untersuchung der erhaltenen Gebeine im Jahre 1978 ergab, daß er von mehr als 50 Stichen verletzt wurde; die zeitgenössischen Quellen sprechen von 43 Stichen.

Nach der Tat flohen die Mörder, und einige Leute der zahlenmäßig weit unterlegenen erzbischöflichen Begleitung kamen zurück, um die Leiche zu bergen, obwohl es bereits dunkel war, um zu verhindern, daß sich Tiere an ihr zu schaffen machten. In der kurzen Zeit, die vergangen war, hatten sich aber bereits andere an ihm zu

schaffen gemacht und seine Kleidung mitgenommen, so daß nur noch das zerrissene blutige Hemd bei der Leiche lag. Der Kopf war vollkommen zertrümmert.

Was nun folgte, ist die geradezu klassische Klage mit dem toten Mann, wobei dieses Hemd die Rolle der Leiche übernahm. Es wird sofort ein neuer Erzbischof gewählt, und diesem wird noch bei seiner Inthronisation dieses blutige Hemd auf den Schoß gelegt, woraufhin er schwört, das Verbrechen unnachsichtig zu verfolgen, was er dann auch getan hat. Die Szene mit dem Hemd wiederholt sich, als der neue Erzbischof zum Regalienempfang den jungen König aufsucht und der gleichen Weise von diesem Gerechtigkeit fordert. Tatsächlich sind etwa ein Dutzend der Tatbeteiligten gefangen und als Mörder gerädert worden. Auch die Mitwisser wurden verfolgt, unter denen sich interessanterweise auch zwei Bischöfe befanden, die der Papst absetzte.

Die reichspolitische Stellung des Opfers hat Walther von der Vogelweide veranlaßt, über seinen Tod einen Sangspruch zu dichten, der allerdings nicht zu seinen besten Leistungen gehört:

*Swes leben ich lobe, des tôt den wil ich iemer klagen.
Sô wê im, der den werden fürsten habe erslagen
Von Kœlne! Owê des, daz in diu erde mac getragen!
I ne kan im nâch sîner schulde keine marter vinden:
Im wære alze senfte ein eichîn wit umb sînen kragen.
In wil sin ouch niht brennen noch zerliden noch schinden
Noch mit dem rade zerbrechen noch ouch dar ûf binden.
Ich warte allez, ob diu helle in lebende welle slinden.*

(Wessen Leben ich lobe, dessen Tod will ich immer beklagen. So wehe ihm, der den edlen Fürsten von Köln erschlagen hat! Wehe darüber, daß die Erde ihn noch tragen mag! Ich kann, gemessen an seiner Schuld, keine passende Marter finden: für ihn wäre allzu sanft eine Schlinge aus Eichenseil um seinen Hals anzulegen. Es würde auch nicht ausreichen, ihn zu verbrennen oder seine Glieder zu zerstückeln noch ihm die Haut abziehen oder ihn mit dem Rad zu zerbrechen und ihn darauf zu binden. Ich warte bloß darauf, ob die Hölle ihn nicht bei lebendigem Leibe verschlingen will.) Bitte behalten Sie die vorgeschlagenen Todesarten im Gedächtnis; Sie werden sich im 17. Kapitel daran erinnern.

Der Mord an Engelbert hatte auch Auswirkungen auf die Reichspolitik, denn sein Nachfolger als "Pfleger" des jungen Königs, Herzog Ludwig von Bayern, schaffte es offenbar nicht, ein Vertrauensverhältnis zu ihm aufzubauen. Diese Aufgabe war freilich auch sehr schwierig, denn erstens war Heinrich 1225 schon 14 Jahre alt und damit nach schwäbischem Recht bereits volljährig, aber trotzdem noch mitten in der Pubertät. Außerdem war der Sohn Kaiser Friedrichs II. und der ebenfalls sehr energischen Kaiserin Konstanze der Jüngeren ein eigenwilliger und widerspenstiger Charakter.

Später kam es, wie Sie wissen, auch zum Konflikt zwischen ihm und seinem Vater, der ihn 1235 absetzte und bis zu seinem Tode 1242 gefangen hielt. Dieser Tod ist vom Geheimnis umwittert. Es

ist denkbar, daß Heinrich Selbstmord beging. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß der Vater dabei nachhelfen ließ – zumindest war dies die Interpretation der Gegner des Kaisers –, so daß auch sein Tod Anspruch auf einen Platz in dieser Vorlesung erheben könnte; aber wir wissen nichts Gewisses, um eine bekannte bayerische Formulierung zu verwenden. Vielleicht hätte ein langjähriger Vertrauter Engelbert zwischen Vater und Sohn vermitteln können. Daß Heinrich 1235 abgesetzt wurde, hat dazu geführt, daß er in der Reihe der deutschen Könige nicht mitgezählt wird und in der Fachliteratur als Heinrich (VII.) fungiert. Es gab dann später noch einen Heinrich VII. ohne Klammer.

Um auf Engelbert von Köln zurückzukommen: seine Ermordung war ein ordinäres, banales Verbrechen, wie es in den territorialpolitischen Auseinandersetzungen öfter vorkam. Es ist deshalb schon etwas seltsam, daß er nach seinem Tode zum Märtyrer und damit zum Heiligen stilisiert wurde. Eine offizielle Selig- oder Heiligsprechung ist aber nie erfolgt, sondern nur die Feststellung eines zufällig in Deutschland anwesenden päpstlichen Legaten, er sei als Märtyrer gestorben. Hinzukommt, daß unsere wichtigste Quelle für die Ereignisse die Lebensbeschreibung durch Cäsarius von Heisterbach ist, einen durchaus berühmten Schriftsteller, die dieser Abt aber im Auftrag des neuen Erzbischofs verfaßt hat.

Wenn man die Bemühungen Engelberts, die geistlichen Einrichtungen von mißbräuchlicher Herrschaft der Vögte zu befreien, kann man sein Lebenswerk unter das Motto "Kampf für die Freiheit der Kirche" stellen. Und spätestens jetzt wird die Parallele zu Thomas Becket sichtbar. Wir können sicher sein, daß der Biograph das Leben und Sterben Thomas Beckets gekannt hat, und wir können vermuten, daß er seine Darstellung bewußt oder unbewußt daran ausgerichtet hat.

An der Stelle des Mordes, in Gevelsberg, wurde ein Kloster errichtet, das, zwischendurch protestantisch geworden, bis 1812 bestand. Die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hat eine Ballade über seinen Tod verfaßt, die aber ziemlich langweilig und ohne Kenntnis der historischen Hintergründe überhaupt nicht zu verstehen ist. Sie zeigt aber, daß selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Erinnerung an die Tat noch nicht vergessen war.

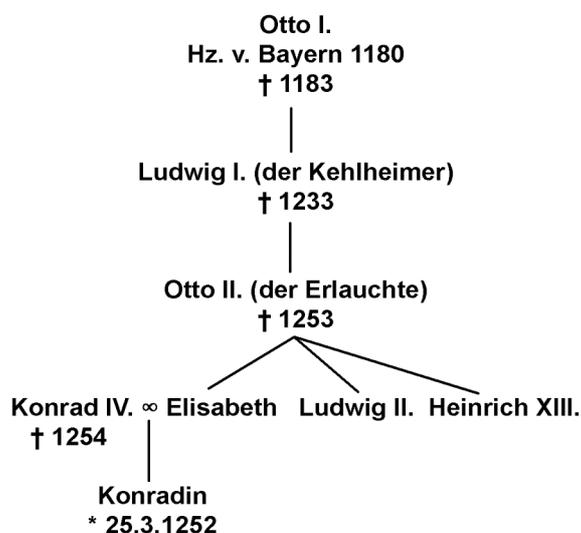
18. KAPITEL: FRANZÖSISCHES KALKÜL UND WITTELSBACHISCHER JÄHZORN: DER TOD KONRADINS UND DER MARIA VON BRABANT

MIT DEM TOD PAPST Innozenz' III. waren die Probleme, die seine staufisch-welfische Schaukelpolitik hervorgerufen hatte, nicht beseitigt. Er hatte ja, in dem Bemühen, der Kurie die politische Bewegungsfreiheit zurückzugewinnen, genau das Gegenteil bewirkt: erneut waren Reichsitalien und das Königreich Sizilien in einer Hand vereinigt, derjenigen Friedrichs II. In der *Deliberatio super tribus electis* hatte der Papst auch die Frage gestellt, ob Friedrich es ihm und der Kurie möglicherweise nachtragen könne, daß er ihm durch die

Entscheidung für Otto das deutsche Königtum und die Anwartschaft auf die Kaiserwürde wegnahm, und er hatte sich eingeredet, das werde nicht der Fall sein.

Auch in diesem Punkt hat Innozenz sich getäuscht. Selbst wenn sich der *puer Apulie* äußerlich als devoter Sohn des Heiligen Vaters gab, hat er innerlich nie vergessen, wie er da um sein Erbe betrogen wurde. Umgekehrt hat die Kurie mit allen Mitteln versucht, die verhaßte Personalunion zwischen Deutschland und Sizilien wieder aufzulösen. Wir können hier natürlich nicht die gesamte Entwicklung nachzeichnen, zumal sie auch nicht mehr durch deutsche Texte literarisch begleitet wird; es genügt zu sagen, daß die Auseinandersetzung – manche Autoren sprechen geradezu vom Endkampf – zwischen dem Kaiser und dem Papst in der zweimaligen Exkommunikation Friedrichs II. 1227 und 1239 und seiner schließlichen Absetzung auf dem Konzil von Lyon 1245 gipfelte. Friedrich ist dann, zum Glück für den Papst, schon im Dezember 1250 gestorben.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Papsttum und den Staufern ist aber selbst mit dem Tode des Kaisers noch nicht zu Ende, und auch als des Kaisers Sohn und designierter Nachfolger, Konrad IV., auch schon 1254 stirbt, geht das Drama weiter. Noch lebt nämlich ein Hoffnungsträger für alle Stauferanhänger und alle Gegner des Papstes: der Enkel Friedrichs II., Konrad, den später vor allem die italienischen Damen gern mit der Verkleinerungsform Konradin nennen. Wir werden ihn gleich noch als Verfasser von Minneliedern kennenlernen; im Augenblick ist er aber noch zu klein dazu, denn er ist erst am 25. März 1252 geboren, und zwar auf der heute verschwundenen Burg Wolfstein bei Landshut. Dort und in Wasserburg am Inn ist er dann aufgewachsen. Seine Mutter ist die Schwester der beiden Herzöge von Bayern, Ludwig II. und Heinrich XIII., der Enkel des wendigen Ludwig I., den wir im Zusammenhang mit den Andechs-Meraniern und dem Mord an Philipp von Schwaben kennengelernt haben.



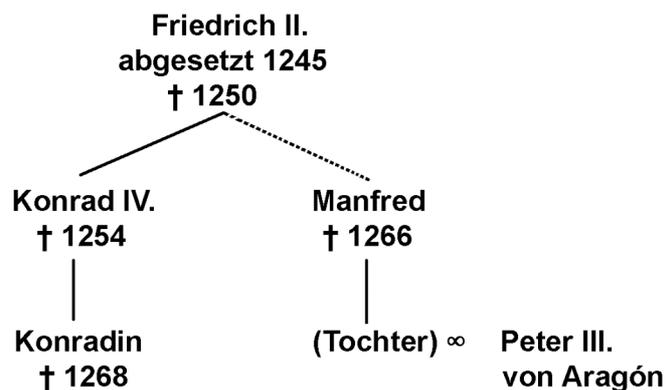
Während Konradin heranwächst, ändert sich in Süditalien die Situation gründlich. Als der Papst 1245 Friedrich II. als Kaiser ab-

setzte, erklärte er ihn gleichzeitig des Königreichs Sizilien für verlustig. Für dieses Reich werde er, heißt es nur ganz unbestimmt am Ende des Textes, auf andere Weise Vorsorge treffen. Es spricht einiges dafür, daß Innozenz IV. Teile Süditaliens dem Kirchenstaat zuschlagen und den Rest in mehrere Einzelfürstentümer aufspalten wollte. Dazu war der Papst als Lehnsherr Siziliens zwar berechtigt, aber es erwies sich nicht als praktikabel.

Deshalb ging die Kurie auf die Suche nach einem neuen König. Man versuchte es zunächst in England, dann in Frankreich, dann wieder in England, was aber sehr peinlich ausging, denn der Kandidat, der Sohn des englischen Königs, geriet zusammen mit seinem Vater in die Gefangenschaft seiner eigenen Barone – also jene Art typisch englischer Konflikte, die ein halbes Jahrhundert zuvor zur Magna Charta geführt hatten. Man kam deshalb wieder auf die französische Option zurück und wurde schließlich mit Karl von Anjou, dem jüngsten Bruder König Ludwig IX. des Heiligen, handels-einig. So sah er aus:



König von Sizilien zu werden war eine spannende Aufgabe gerade für einen nachgeborenen Prinzen, aber auch ein Himmelfahrtskommando, denn Karl mußte sein neues Königreich erst einmal erobern. Mit dem Tode Konrads IV. 1254 brach die staufische Macht dort nicht etwa zusammen, auch wenn der Erbe Konradin erst zwei Jahre alt und außer Landes war, denn ein unehelicher Sohn Friedrichs II., Manfred, übernahm die Regentschaft für Konradin und ließ sich 1258 aus unbekanntem Gründen sogar selbst zum König ausrufen:



Diesen König Manfred, der unangefochten im Königreich Sizilien herrschte und sogar begann, in die oberitalienischen Verhältnisse einzugreifen, mußte Karl von Anjou also aus seinem Reich hinauswerfen. Und das gelang ihm tatsächlich in einer einzigen Schlacht Ende Februar 1266 bei Benevent, in der Manfred Reich und Leben verlor.

In Folge richteten sich die Augen aller Stauferanhänger noch mehr als zuvor auf Konradin als Hoffnungsträger. Aber lassen wir ihn zunächst einmal heranwachsen. Über seine Jugend wissen wir fast

nichts, wie überhaupt irgendwelche persönlichen Züge gänzlich unbekannt bleiben. Auch später läßt sich nie entscheiden, inwieweit er selbst handelte oder von anderen zum Handeln veranlaßt wurde. Konradin erhielt eine gute Ausbildung. In Italien wurden seine Lateinkenntnisse wohlgefällig vermerkt. Auch in den ritterlichen Kenntnissen wurde er unterrichtet, wenn er auch so jung war, daß er erst kurz vor seiner Katastrophe bereits in Italien den Ritterschlag erhielt. Auch einige sehr konventionelle Minnelieder sind von ihm überliefert. Das führt dazu, daß auch er, wie sein Urgroßvater Heinrich VI., in der Manesseschen Liederhandschrift auftaucht:



Und hier die Seite mit den Texten dazu:



Das ist nicht sehr gut zu lesen, aber nicht alle Handschriften aus dem Mittelalter sind durchgängig in Fotoqualität überliefert. Deshalb gleich die Übertragung der letzten Strophe rechts unten:

"So oft ich von der Liebsten geh,
Auch meiner Freuden Ende naht,
Dann sterb' ich fast vor Leid, o weh,
Daß ich sie je um Liebe bat.
Nicht weiß ich, Herrin, wie man minnt:
Die Liebe läßt mich's büßen schwer,
Daß ich an Jahren noch ein Kind."

Ob der Text wirklich von ihm stammt, ist ungewiß. Mir scheint gerade die Schlußzeile eher das zu sein, was ein Erwachsener einem Kind in den Mund legt, als das, was ein Kind selber sagt.

Mit dem Tode seines Vaters Konrad IV. erbte Konradin dessen Titel eines Königs von Jerusalem und Sizilien und eines Herzogs von Schwaben sowie auch das gesamte staufische Hausgut, also den Allodialbesitz der Familie. Darüber hinaus erwarb er auch einen gewissen Anspruch darauf, zu gegebener Zeit zum deutschen König gewählt zu werden, wenn dies auch zunächst kein konkreter Rechtstitel war. Da Konrad IV. in Sizilien als Konrad I. gezählt werden muß, ist Konradin dort der zweite König dieses Namens; entsprechend bezeichnet er sich selbst in seinen Urkunden als *Conradus secundus dei gratia Ierusalem et Sycilie rex*. Und hier gleich auch noch sein Siegel:



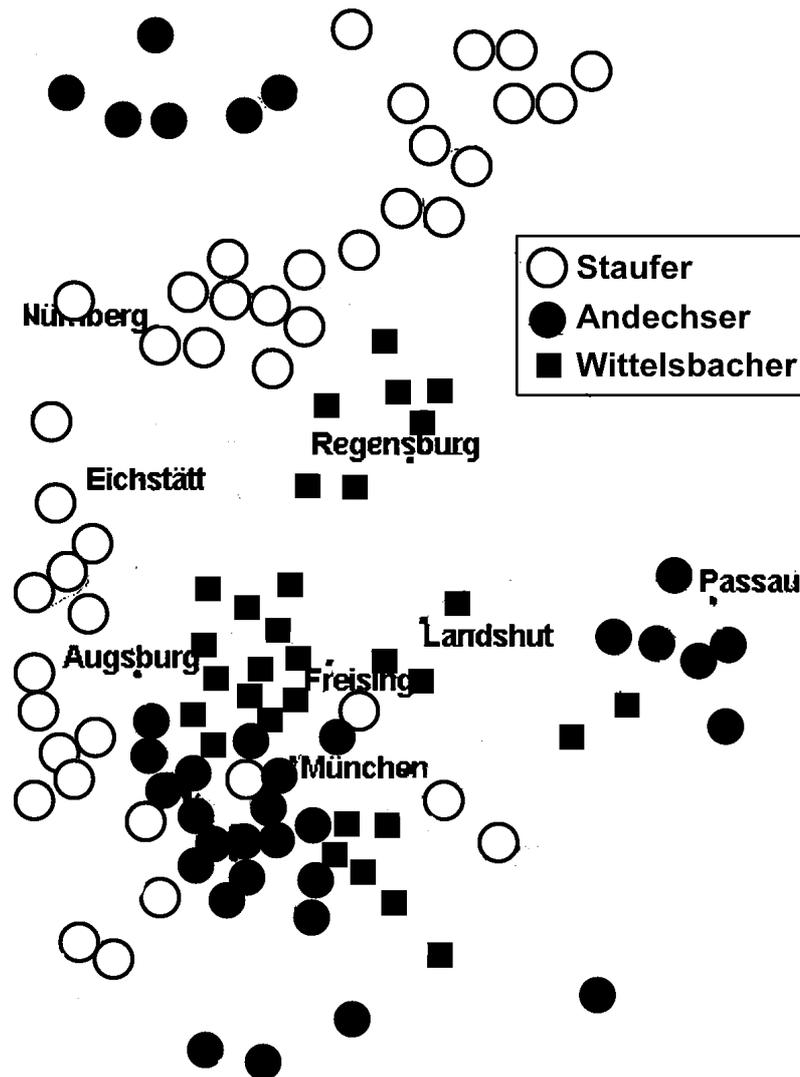
Seine bayerischen Oheime fungierten als Vormünder und betrieben eine vorsichtige Politik, die in erster Linie darauf zielte, seine deutschen Ansprüche zu wahren. Sie wären allerdings keine Wittelsbacher gewesen, wenn sie ihre Vormundschaft aus völlig uneigennütigen Motiven geführt hätten. Auch wenn man es zunächst nicht

voraussehen konnte, hat sich Konradins Untergang im Nachhinein als lukratives Geschäft erwiesen. Überhaupt darf man sich die Verhältnisse am bayerischen Hof nicht allzu idyllisch vorstellen: Konradins älteste Jugenderinnerung dürfte gewesen sein, daß seine Tante Maria, die Frau Ludwigs II., 1256 plötzlich nicht mehr da war; aber dazu später.

Zu Pfingsten 1262 ließen seine Vormünder Konradin einen Hoftag in Ulm abhalten, auf dem er förmlich Besitz vom Herzogtum Schwaben ergriff. Vier Wochen nach der Schlacht von Benevent wurde Konradin am 25.3.1266 vierzehn Jahre alt. Das bedeutete nach damaligem Recht seine Volljährigkeit und das Ende der Vormundschaft seiner Onkel. Damit verstärkte sich der Zustrom italienisch-staufischer Exulanten, die ihn aufforderten, nach Italien zu ziehen und dort sein Erbrecht auf Sizilien durchzusetzen. Die Exulanten drängten zweifellos auch mit dem Argument zur Eile, man dürfe nicht warten, bis sich Karl in seinem neuen Reich festgesetzt habe, sondern müsse ihn attackieren, solange seine Position noch ungesichert sei.

Im Oktober 1266 fand in Augsburg ein Hoftag statt, um über den Italienzug zu beraten. Die bayerischen Herzöge, vor allem Heinrich XIII., warnten vor dem Unternehmen, konnten sich aber nicht durchsetzen. Vielmehr wurde der Zug beschlossen und der Aufbruch für den Herbst nächsten Jahres festgesetzt. Konradin verteilte auch gleich die obersten Hofämter seines noch gar nicht eroberten Königreichs an seine italienischen Anhänger. Das hatte allerdings auch Karl von Anjou bereits vor seinem Aufbruch nach Italien getan. Im Gegensatz zu Karl fällt aber auf, daß Konradin seinem Hof ein eindeutig italienisches Gepräge geben wollte; Karl dagegen stützte sich auf die Franzosen, die mit ihm ins Land gekommen waren.

Konradins wichtigste Aufgabe war aber zunächst die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Die Exulanten versprachen die Unterstützung der italienischen Bankiers, aber es war unsicher, ob sich das würde realisieren lassen. Konkreter war die Hilfe der bayerischen Herzöge, die allerdings auch mit der Möglichkeit rechneten, daß der Zug scheitern könnte und sich deshalb praktisch den gesamten Besitz Konradins nördlich der Alpen als Sicherheit verpfänden ließen. Da Konradin später nicht mehr in der Lage war, die Pfänder wieder einzulösen, führte diese Transaktion auf die Dauer zu einer vorteilhaften Abrundung des wittelsbachischen Besitzes. Hier noch einmal die Karte aus dem 15. Kapitel, wobei Sie daran denken müssen, daß auch die Andechser inzwischen weggefallen waren:



Auf dem Augsburger Hoftag wurde auch ein politisches Manifest erlassen, in dem Konradin die Ziele seiner Politik offenlegt. Es ist zwar nicht sicher, ob diese *protestatio* jemals publiziert wurde, aber ihr Inhalt ist dennoch wichtig für unsere Kenntnis seiner Ziele – oder der Ziele, die er nach Ansicht seiner Ratgeber verfolgen sollte. Zugleich ist es das letzte der großen Manifeste, die die Auseinandersetzung zwischen den Staufern und dem Papsttum seit den Zeiten Gregors IX. begleiten. Konradin schildert darin alles Unrecht, das die Päpste im Laufe der Vergangenheit ihm zugefügt haben, betont aber dennoch, daß sich der Zug nicht gegen den Papst richte, sondern nur gegen den Räuber seines Erbes, Karl von Anjou. Daß der Papst es war, der Karl nach Italien gerufen hatte, wird dabei nicht erwähnt. Das Manifest gipfelt in der rhetorischen Frage des Staufers an den Papst: "Wodurch haben wir dich verletzt, heiliger Vater, daß du wie ein Stiefvater so vielfältig und ungerecht gegen uns vorgehst – es sei denn, du hältst es bereits für eine schwere Beleidigung, daß wir überhaupt auf Erden leben?" – *verum tamen gravem offensam reputas, quod sumus super terram?*

Diese Frage trifft den Nagel auf den Kopf, denn die Kurie hatte sich von Gregor IX. an so sehr ihre apokalyptische Feindschaft ge-

gen die gesamte staufische Familie hineingesteigert, daß sie selbst die bloße Existenz eines Mitgliedes dieser Familie als Bedrohung empfand, der sie sich nur die physische Vernichtung dieses Mitgliedes erwehren konnte. In der Politik der Kurie lag eine furchtbare Konsequenz und zugleich eine Zwangsläufigkeit, der sich selbst die besonnenen Kardinäle im entscheidenden Augenblick nicht entziehen konnten.

Auf die Beschlüsse des Augsburger Hoftages reagierte Clemens IV. denn auch mit einem Prozeß gegen Konradin. Er lud ihn für das nächste Frühjahr zur Verantwortung nach Rom vor und drohte für den Fall des Ungehorsams mit der Exkommunikation. Desungeachtet brach Konradin planmäßig im September 1267 von Augsburg aus nach Italien auf. Am 21. Oktober 1267 traf er in Verona ein. In seiner Begleitung befand sich ein relativ kleines Heer, dem auch einige deutsche Fürsten angehörten. Die beiden wichtigsten von ihnen, Herzog Ludwig von Bayern und der reiche schweizerische Graf Rudolf von Habsburg, kehrten aber bereits in Verona wieder um. Konradin selbst saß dort erst einmal 3 Monate fest, weil es Finanzprobleme gab.

Während dieser Zeit verhängte der Papst tatsächlich die Exkommunikation über ihn. Am 17. Januar 1268 konnte Konradin schließlich aus Verona abreisen, am 20. Januar war er in Pavia. Von dort brach er am 22. März auf und gelangte zu Schiff nach Pisa, wo er am 7. April 1268 eintraf. Das Heer kam zu Lande nach und langte am 2. Mai ebenfalls in Pisa an. Von dort aus durchquerte er die Toskana. Während der ganzen Zeit wurde er in den staufisch gesinnten Städten begeistert empfangen, während die päpstlich gesinnten Kommunen sich gleichgültig verhielten und ihm keine Hindernisse in den Weg legten.

Der Papst sagte allerdings in einer Predigt vom 27. Mai 1268: "Fürchtet euch nicht, denn wir wissen, daß dieser Jüngling von nichtswürdigen Menschen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird." Er hatte im Endeffekt recht, und wir werden uns noch fragen müssen, wie weit er auf die Erfüllung seiner Prophezeiung Einfluß genommen hat. Konradin selbst kam am 24. Juni in Siena an, das er am 7. Juli in Richtung auf Rom wieder verließ. Er zog in Sichtweite an der päpstlichen Residenz Viterbo vorbei. Die Kurie attackierte er jedoch nicht, gemäß seinem Grundsatz, er kämpfe nicht gegen den Papst, sondern nur gegen Karl von Anjou. Am 24. Juli zog er in Rom ein, wo er mit den einem römischen Kaiser zustehenden Ehren empfangen wurde.

Damit war gewissermaßen die Bühne vorbereitet für den letzten Akt der Auseinandersetzung zwischen Karl von Anjou und Konradin – ich sage nicht: der Auseinandersetzung zwischen Karl von Anjou und den Staufern, denn dieses Drama fand seinen Höhepunkt erst 14 Jahre später, 1282, sondern nur zwischen Karl und Konradin. Es dürfte klar geworden sein, daß Konradins Zug nach Italien alles andere war als ein aussichtsloses Unternehmen eines träumerischen Jünglings, wie man das früher gesehen hat und wie es selbst heute noch immer wieder behauptet wird.

Karls Lage war überaus schwierig. Seine Machtstellung war von allen Seiten gefährdet, und ein einziger Stoß hätte sie zum Einsturz bringen können. Es liegt eine gewisse Ironie der Geschichte darin, daß offenbar gerade dieser Umstand ihn gerettet hat. Für Konradin, der in Rom wie ein König, ja geradezu wie ein Kaiser empfangen worden war, gab es jetzt zwei mögliche Strategien: er konnte zu Schiff nach Sizilien fahren, was mit Hilfe der pisani-schen Flotte kein Problem gewesen wäre. Sizilien hätte ihn mit offenen Armen empfangen; es stand ohnehin schon zu 90% auf seiner Seite, und dem persönlich anwesenden König hätten sich auch die bisher noch Zögernden unterworfen. Die psychologische und propagandistische Wirkung einer Krönung in Palermo darf auch nicht unterschätzt werden. Von Sizilien aus hätte er dann den festländischen Teil seines Reiches von Süden her aufrollen können.

Die zweite mögliche Strategie bestand darin, sofort auf dem Festland die Entscheidungsschlacht zu suchen und Karl so mit **einem** Schlag zu beseitigen. Daß dies möglich war, hatte Karl selbst vorexerziert, als er König Manfred bei Benevent ebenfalls in einer einzigen Schlacht vernichtet hatte. Für diese zweite, heroischere Möglichkeit entschied man sich im Hauptquartier Konradins.

Ich möchte Sie mit den militärischen Einzelheiten jetzt nicht behelligen. Die Schlacht selbst fand am 23. August 1268 in der Nähe von Tagliacozzo statt. Tagliacozzo liegt nur 65 km von Rom entfernt und sogar noch ein wenig nördlich von Rom. Damit vermied Karl den taktischen Fehler, der 1266 König Manfred unterlaufen war. Dieser hatte Karl 1266 bis nach Benevent in sein Reich eindringen lassen; Karl fing nun Konradin kurz hinter der Grenze möglichst weit im Norden ab. Karl bediente sich einer Kriegslist und staffierte einen seiner Ritter mit den königlichen Insignien aus, die er selbst nicht trug.

Der erste Teil der Schlacht endete mit der Niederlage von Karls Truppen; ein Teil von ihnen suchte sein Heil in der Flucht. Unter den Toten war auch der vermeintliche König. Konradins Truppen begannen, wie das im Mittelalter üblich war, mit der Plünderung der Gefallenen. Sie taten das mit umso größerer Sorglosigkeit, als sie ja glauben mußten, der gegnerische Feldherr sei gefallen und sie hätten die Schlacht gewonnen. Dem war aber nicht so, denn Karl hatte unter seinem eigenen Kommando eine Abteilung zurückgehalten und für die Feinde unsichtbar aufgestellt, mit der er jetzt über die sorglos Plündernden herfiel. Außerdem war die vorhin erwähnte Flucht nur eine Scheinflucht gewesen, die die Kräfte des Gegners zersplittern sollte. Mit einem Wort: der schon sicher geglaubte staufische Sieg verwandelte sich in eine vollkommene Niederlage, und nun war es an Konradin, seinerseits die Flucht, und diesmal eine echte Flucht, anzutreten.

Am Abend der Schlacht diktierte Karl einen Siegesbericht an den Papst, der auch vom Stil her sehr charakteristisch für ihn ist: "Die schon zu lange erwartete und von allen Gläubigen des ganzen Erdkreises ersehnte Freude opfere ich demütig Euch, allermildester Vater, und der hochheiligen römischen Kirche, meiner Mutter, wie einen Weihrauch der Süßigkeit und bitte, daß der Vater sich erheben und, indem er von der Jagdbeute seines Sohn kostet, dem Höchsten

die geschuldete Dankbarkeit erweise und daß sowohl der Vater als auch die Mutter von nun an von ihren Mühen ausruhen möge. Ihr möget also wissen, daß ich, wobei die Hand des Herrn, welche meine Beschützerin und die Patronin der Gerechtigkeit ist, meine Schritte glücklich und heilbringend lenkte, nachdem Konradin und seine Anhänger sich den Grenzen meines Reiches näherten und Schlupflöcher suchten, durch die sie heimlich eindringen und sich mit den Sarazenen verbinden könnten, ihnen Schritt für Schritt drei Tage und ebenso viele Nächte lang folgte." Dann kommt eine relativ nüchterne und objektive Darstellung der Vorgeschichte der Schlacht. Am Schluß heißt es dann: "Über Konradin aber und über den römischen Senator Heinrich, ob sie in der Schlacht gefallen sind oder entfliehen konnten, vermochte ich zum jetzigen Zeitpunkt, wo ich diesen Brief, der sofort nach dem Sieg verfaßt ist, schreibe, keine Gewißheit erlangen."

Was Karl von Anjou damals nicht wußte, können wir heute rekonstruieren: den Fluchtweg Konradins. Détails sind entbehrlich, jedenfalls kam er am 28. August 1268 in Rom an. Die Aufnahme dort war aber eine ganz andere als einen Monat zuvor. Für einen gescheiterten Thronprätendenten hatte man dort keine Verwendung mehr. Konradin verließ deshalb Rom am 31. August wieder, zog zur Küste und bestieg in Astura, etwa 50 km südlich von Rom, ein Schiff, das ihn wohl nach Sizilien bringen sollte, wo seine Anhängerschaft noch ungebrochen war. Der örtliche Machthaber, Giovanni Frangipani, ließ ihn aber verfolgen und gefangennehmen und lieferte ihn am Karl von Anjou aus.

Was sollte Karl mit seinem prominenten Gefangenen nun machen? Wir wissen, was geschah: Karl verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn am 29. Oktober 1268 auf dem Marktplatz von Neapel öffentlich köpfen. Konradin war sechzehneinhalb Jahre alt, als er starb. Diese Exekution hat aber eine politische und eine rechtlich-moralische Seite, mit der wir uns jetzt befassen müssen. Die politische Frage lautete ganz brutal: konnte Karl es sich leisten, Konradin am Leben zu lassen? Die Antwort auf diese Frage lautete, zumindest aus seiner Sicht, ebenso brutal: nein, er konnte es nicht. Selbst ein noch so gut bewachter, lebenslang gefangen gehaltener Konradin wäre eine ständige Gefahr für ihn gewesen, ein Kristallisationspunkt aller anjoufeindlichen Bestrebungen – ganz abgesehen davon, daß eine absolut sichere Bewachung im Mittelalter ebensowenig möglich war wie heute. Selbst wenn der gefangene Konradin schließlich gestorben wäre, hätte man seinen Tod denn geglaubt? Oder wären nicht falsche Konradine aufgetreten, mit dem Vorgeben, sie hätten aus der Haft fliehen können? So gesehen, mußte Konradin beseitigt werden, und zwar auf eine Weise, die an seinem Tod keinen Zweifel ließ, also durch die öffentliche Hinrichtung. Heute nennt man so etwas wohl "alternativlos", um das Unwort des Jahres 2009 zu zitieren.

Man muß aber doch die Frage stellen, ob sich die Erfüllung dieses politischen "Sachzwanges" mit der Rolle eines christlichen Königs vertrug, die Karl ausdrücklich für sich in Anspruch nahm. Wäre er als solcher nicht zu einem Gnadenakt verpflichtet gewesen, auch wenn dies politische Gefahren in sich barg? Und hätte nicht der

Lehnsherr Karls, Papst Clemens IV., für ihn eintreten müssen? Über die Rolle des Papstes ist viel gerätselt worden. Wir wissen nicht, ob er Konradins Tod gewünscht oder nur geduldet hat oder ob er nicht damit gerechnet hat, daß Karl das Todesurteil tatsächlich würde vollstrecken lassen. Wir wissen nur, daß er den verurteilten Konradin von der Exkommunikation losgesprochen hat. Davon, daß er zu seinen Gunsten interveniert hat, ist in keiner Quelle in irgendeiner Form die Rede. Ich fürchte daher, daß die Kurie so sehr in ihrem Haß gegen die Staufer gefangen war, daß sie tatsächlich die physische Vernichtung des jungen Mannes wünschte. Dies war auch schon den Zeitgenossen bewußt; ich erinnere Sie an das Manifest Konradins vor seinem Aufbruch, in dem er den Papst fragt, ob er denn seine bloße Existenz bereits als Verbrechen ansehe.

Trotzdem muß man überlegen, ob die Hinrichtung Konradins nicht auch aus politischer Sicht, langfristig gesehen, ein Fehler war. Karls Herrschaft in Süditalien und vor allem auf Sizilien konnte nach dieser Maßnahme nur eine Gewalt- und Fremdherrschaft sein; es war unmöglich, daß er in ein normales Verhältnis zu seinen Untertanen trat. Fast automatisch rückte die vorhergehende Herrschaft der Staufer dadurch in ein nostalgisches Licht.

Eine abschließende Wertung und Würdigung Konradins ist überaus schwer. Wir wissen praktisch nichts Persönliches über ihn. Ein Autor hat es so formuliert: er liege wie in einem gläsernen Sarg, d.h. wir können ihn anschauen, aber zu ihm selbst vordringen können wir nicht. Das gilt vor allem für das Problem, festzustellen, wie groß sein eigener Anteil an den Entscheidungen war oder wie weit andere für ihn entschieden haben; eine Antwort darauf ist bei allen mittelalterlichen und auch noch neuzeitlichen Herrschern schwierig, bei Konradin ist sie praktisch unmöglich.

Die Reaktion auf Konradins Hinrichtung war in Italien sehr lebhaft, und auch in den Kreisen, die den Staufern ablehnend gegenüberstanden, fiel sie keineswegs zugunsten Karls aus. Offenbar hatte niemand so recht daran glauben mögen, daß Karl tatsächlich bereit war, bis zum äußersten zu gehen. Und auch damals fehlte die Überlegung nicht, wer die größere Schuld trage, Konradin selbst oder seine Ratgeber? Es scheint, daß vor allem die einfache Bevölkerung Sympathie für Konradin zeigte; jedenfalls mußten in dem zum Kirchenstaat gehörigen Perugia Strafbestimmungen gegen diejenigen erlassen werden, die Lieder gegen Karl von Anjou verfaßten und verbreiteten. In Deutschland war das Echo dagegen merkwürdig schwach, was wiederum den Zorn der ghibellinischen Partei in Italien hervorrief. Nur im schwäbischen Raum zeigte sich größere Anteilnahme.

Die Haltung der deutschen Könige war zunächst von reiner Realpolitik gekennzeichnet, ganz abgesehen davon, daß 1266 bzw. 1268 gar kein anerkannter König regiert: wie sind ja im Interregnum nach Friedrich II. Rudolf von Habsburg, König seit 1273, stimmte einer Art Aussöhnung mit den Anjou zu, welche durch eine Ehe seiner Tochter mit einem Mitglied von Karls Familie bekräftigt werden sollte. Der Papst verlangte dies als Voraussetzung für die Kaiserkrönung,

zu der es dann bekanntlich doch nicht kam; militärische Maßnahmen gegen Karl von Anjou standen nicht zur Debatte.

In diese Zeit fällt ein Spruch des sog. Schulmeisters von Eßlingen, von dem außer dem Namen nicht wirklich etwas bekannt ist.

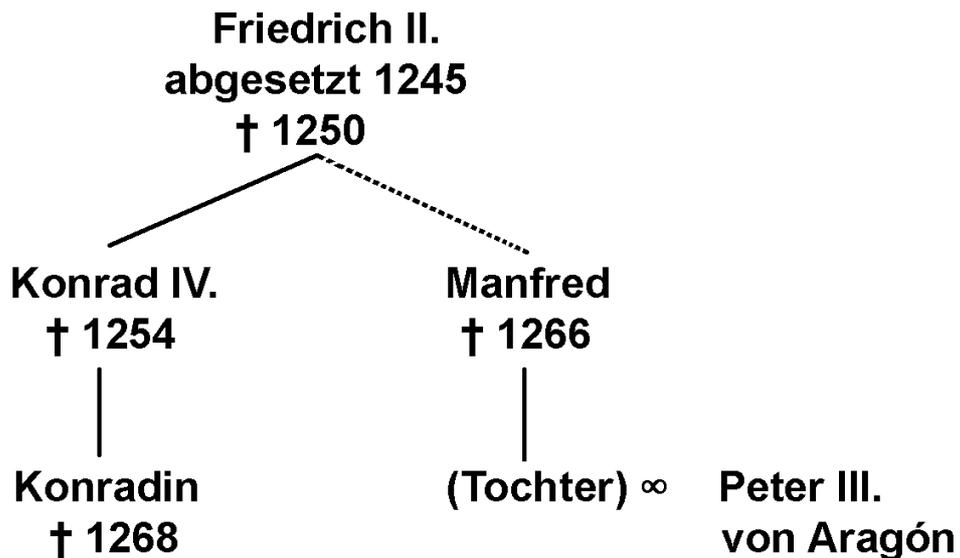


Er beschreibt die Situation als Spielaufforderung Karls (der mit der französischen Namensform Charles erscheint) um das Königreich Sizilien; der Spieleinsatz ist das eigene Leben:

*Der Scharle hât driu spil verpfliht:
swer der deheinz verliurt, des leben ist ein wiht.
Ez gilt der lîp und anders niht.
Des will daz lant Cecilie bürge sîn.
Das êrst spil ist "buf" genant.
Das flôr der prinze. Er brach die bunde sâ zehant,
des gab er leben unde lant.
Daz ander spil verlôr künec Kuonradîn.
Daz heizet wol "von houbte": owê.
Zem dritten spil sost Roudolf niht ze gâch:
ez mag wol heizen "hackâ nâch".
Ich wæen, der Scharle kunne es im ze vil.*

"Der Karl hat drei Spiele ausgerichtet: wer eines davon verliert, der hat sein Leben verwirkt – es gilt das Leben und sonst nichts. Der Preis dafür soll das Land Sizilien sein. Das erste Spiel wird 'Buff' genannt. Das verlor der Prinz [König Manfred]. Er [Karl] durchbrach sogleich seine Sperren, daher gab er Land und Leben dahin. Das andere Spiel verlor König Konradin. Das heißt 'Kopf ab' – o weh, das konnte er nicht verschmerzen. Zum dritten Spiel hat es Rudolf nicht allzu eilig. Es kann wohl 'Hacke nach' heißen. Ich glaube, der Karl ist ihm darin überlegen."

Die wichtigste politische Folge von Konradins Verschwinden war, daß nun gewissermaßen der Weg frei war für die konkurrierende staufische Linie, diejenige König Manfreds.



Seine Tochter war mit Peter III. von Aragón verheiratet. Und so kam es, daß diese beiden 1282 ins Land gerufen wurden, als die Sizilianer einen erfolgreichen Aufstand gegen Karl von Anjou unternahmen, die sog. Sizilische Vesper. Seitdem war die Anjou-Herrschaft auf den festländischen Teil des Reiches beschränkt, was diese aber erst nach einem 90jährigen Krieg endgültig akzeptierten.

Anders verhielt sich der erste Kaiser aus dem Hause der Luxemburger, Heinrich VII., der 1312 in Rom die Kaiserkrone empfing, als erster nach Friedrich II. Er plante den Zug nach Süditalien, und seine Truppen wollten sogar die Abtei *S. Maria della Vittoria* zerstören, die Karl von Anjou auf dem Schlachtfeld errichtet hatte. Kaiser Heinrich VII. war aber politisch und militärisch zu schwach, als daß er etwas Ernsthaftes gegen die Anjou hätte ausrichten können. So mußte er sich mit einem juristischen Akt begnügen: aus kaiserlicher Gewalt erklärte er den Enkel Karls, König Robert von Neapel, für abgesetzt und verurteilte ihn zum Tode durch Enthauptung. Der Spruch konnte aber nicht ausgeführt werden, zumal Heinrich VII. im folgenden Jahr selber starb und in Pisa begraben wurde. Mit dem Tode Heinrichs VII. endet dann jeglicher Einfluß deutscher Herrscher auf Süditalien.

Wir kommen nun als letzten Teil des Kapitels kurz zu dem, was man als Konradins Nachleben bezeichnen könnte, d.h. zu dem Interesse, das seine Gestalt bei Politikern und Schriftstellern gefunden hat, vor allem in der Neuzeit. Dieses Interesse entzündet sich vor allem an zwei Aspekten: einmal daran, daß hier ein deutscher Fürst von einem Franzosen in den Tod geschickt wurde, und zweitens daran, daß hinter diesem Franzosen der Papst stand. Die Perspektive verschiebt sich dabei so weit, daß schließlich der Papst wie in einem Inquisitionsprozeß das Urteil fällt und Konradin dann der weltlichen Gewalt zur Hinrichtung ausliefert. Dieser Aspekt wird selbstverständlich in der konfessionellen Polemik der Reformationszeit hervorgehoben. Es gibt ein Flugblatt, das von Lucas Cranach gezeichnet und von Martin Luther mit Text versehen ist, auf dem Clemens IV. Konradin den Kopf abschlägt.



Vom 19. Jahrhundert an tritt der nationalistische Aspekt in den Vordergrund: der ruchlose gallische Thronräuber, der den edlen deutschen Jüngling, der nur sein gutes Recht verlangt, heimtückisch fängt und ermorden läßt. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an verbindet sich die Konradin-Frage zudem mit dem berühmten Sybel-Ficker-Streit, also mit der Kontroverse über Wert oder Unwert des deutschen Engagements in Italien. Unter diesem Gesichtspunkt wird Konradins Zug zur politisch-historischen Torheit, zu einem von vornherein aussichtslosen Unternehmen und zu einer Episode ohne weltgeschichtliche Bedeutung. Daß diese Sicht falsch ist, habe ich Ihnen, so denke ich, hinlänglich gezeigt.

Schließlich hat Konradin auch in der Literatur Karriere gemacht. Es sind für die Zeit vom 16. Jahrhundert bis 1962 120 Dramen und Romane vornehmlich in deutscher, teils auch lateinischer Sprache ermittelt worden. Autoren ersten Ranges fehlen allerdings, und auch die Werke der zwar nicht erstklassigen, aber doch bekannteren Autoren sind in der Regel Fragment geblieben. Konradin ist nämlich – dramaturgisch gesehen – eine sehr unpraktische Titelfigur: er begeht ja keine Heldentaten, sondern er unterliegt gleich im ersten Anlauf. Die Schlacht von Tagliacozzo ist auf der Bühne schwer darstellbar, und mit einer Hinrichtungsszene allein läßt sich kein Drama bestreiten. Konradins Schicksal böte also allenfalls einen Opernstoff, wobei es auf den Inhalt ja nicht so sehr ankommt; eine solche Oper ist meines Wissens bisher aber nicht geschrieben worden.

Dafür ist er Thema mehrerer Balladen. Hier ein Beispiel von Agnes Miegel, einer Autorin, die in der Zeit von 1933 bis 1945 hoch im Kurs stand:

"Ihr Staufer wart das Königshaus,
Wie es träumen die deutschen Herzen,

Nie loschen in deutschen Landen aus
Eure Totenkerzen.

...

Und wieder klingt es wie deutsches Lied
Aus reisigem Kriegeshaufe,
Und wieder über die Alpen zieht
Zum letztenmal ein Staufe.

...

Und wo an des Südmeeres blauer Flut
Auf Napels Pflaster geflossen
Unterm Henkerschwert das Königsblut
Des letzten Staufensprossen,
Da sind noch heute die Fliesen feucht
Von der deutschen Sehnsucht Weinen.
Nie trocknet der Südlandsonne Geleucht
Die Tränen von jenen Steinen."

Oder von Gustav Schwab, der uns Konradin eingangs als Minnesänger vorführt:

"Es hat zu leben kurz der Knabe –
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blütenduft.

...

Was ist's? Er läßt die Leier fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert,
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!
Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen –
Und wandelt auf das Blutgerüst.

...

Ihr schmücket euch zu seiner Wonne,
Hin ist er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufeu ist nicht mehr."

Ich schlage vor, wir beschäftigen uns wieder mit mittelalterlicher Literatur. Konradins älteste Jugenderinnerung dürfte es gewesen sein, daß Herzog Ludwig am 18. Januar 1256 seine Frau Maria von Brabant auf einen bloßen Verdacht hin hinrichten ließ, was ihm in der Neuzeit (wohl erstmals durch Aventin) den Beinamen Ludwig "der Strenge" einbrachte; zur Sühne mußte er übrigens das Kloster Fürstenfeld stiften. Meister Stolle, ein sonst wenig bekannter mitteldeutscher Minnesänger, hat die Tat mit folgendem Spruch der Nachwelt festgehalten:

*O we, hiute unde immermere 'wafen' si geschrit,
so we dem tage, so we der naht, so we der veigen zit,
so we dir, gar verschamte vruht
zu Beierlant: wie hastu dich geschendet!
An einer hoch gelobeten vrouwen, diu was wite erkant,
von küniges künne was sie geborn unt heizen von Brabant:
ir wiplich ere, ir wipliche zuht,
ir wipliche vröude, die hastu erwendet.
Sie ist an der merterære stat,
alsam diu guote sante Katerine,
diu bot sich vlehten an ein rat,
durch den süezen got leit si vil manige swære pine:
so ist der edelen herzoginnen sele vor got erkorn,
wan si gar ane schulde an rehtem morde hat ir lip verlorn.*

Der Text ist nicht ganz einfach zu verstehn; ich muß ein paar Erläuterungen geben. Das *wafen* in der 1. Zeile bedeutet so viel wie "zu den Waffen" oder französisch "Alarm". Das *verschamt* in der 3. Zeile bedeutet nicht etwa "verschämt", sondern im Gegenteil "schamlos"

oder auf gut Bairisch "ausgeschamt". Die *vruht* ist der Sproß, Sprößling, Nachkommenschaft; wir sprechen ja auch von "Früchtchen". Das *wite* der 5. Zeile bedeutet "weithin", Das *künne* in Zeile 6 ist das Geschlecht, die Familie; ein König ist eben jemand, der aus einer berühmten Familie stammt; in diesem Sinne werden noch im Nibelungenlied alle drei Brüder als Könige bezeichnet. Das Wort *lip* in der letzten Zeile bedeutet "Leben". Der ganze Text wäre also etwa so zu übersetzen:

"O weh, heute und immerzu sei 'Hilfe' geschrieen. So weh dem Tag, so weh der Nacht, so weh der bösen Zeit, so weh dir, ganz schamloser Sproß aus Bayernland: wie hast du dich geschändet! Einer hochgelobten Frau, die weithin bekannt war, aus königlichem Geschlecht war sie geboren und war geheißten von Brabant: ihre weibliche Ehre, ihre weibliche Zucht, ihre weibliche Freude hast du ihr entwendet. Sie ist jetzt an der Statt der Märtyrerinnen wie die gute Sankt Katharina; die ließ sich auf ein Rad flechten, um des süßen Gottes willen erlitt sie viel schwere Pein. So ist der edlen Herzogin Seele von Gott auserwählt, denn sie hat ohne Schuld durch einen wahrhaftigen Mord ihr Leben verloren."

Die vierte Zeile wird gerne, aber meist falsch zitiert: "Bayernland, wie hast du dich geschändet", so, als ob das Land Bayern Schande über sich gebracht hätte. Tatsächlich ist es konkret der Herzog, die "Frucht aus Bayerland", der durch seine Handlungsweise infam geworden ist.

EPILOG

19. KAPITEL:

KEIN HISTORISCHER HINTERGRUND: DER GRAL, DIE KATHARER UND DIE TEMPLER

IM JAHRE 1964 ERSCHIEN EIN BUCH von Otto Rahn mit dem Titel "Kreuzzug gegen den Gral": es geht darin um das militärische Vorgehen der Kirche gegen die Katharer in Südfrankreich. Der Titel verbindet also die Legende vom Heiligen Gral mit der Auseinandersetzung zwischen dem Christentum und der häretischen Bewegung der Katharer oder Albigenser, wozu dann meistens auch noch die Tempel kommen, an die sich wiederum die Freimaurer anhängen lassen. Zwischen den drei historischen Phänomenen besteht keinerlei Zusammenhang, wie Sie im weiteren Verlauf der Darstellung sehen werden, obwohl das in zweitklassiger Fachliteratur und den einschlägigen Fernsehsendungen immer wieder suggeriert wird. Man hat schon im Mittelalter darüber diskutiert, wie man sich als Wissenschaftler in so einem Fall verhalten soll: ist es besser, zuerst die Wahrheit vorzuführen und danach den Irrtum zu widerlegen, oder soll man zuerst den Irrtum ausrotten, um dann die Wahrheit umso leuchtender hervortreten zu lassen? Ich entscheide mich in diesem Fall für die zweite Variante und frage zunächst einmal: was ist eigentlich der "Gral"?

Diese Frage wird in allen Gralsromanen gestellt, deren es im späten 12. und 13. Jahrhundert eine ganze Reihe gibt. Derjenige mit der intensivsten gedanklichen Durchdringung ist dabei der Parzival des Wolfram von Eschenbach, dem ich im Wesentlichen folgen werde. Der Gral ist demnach jener Kelch, in dem auf Golgatha das Blut des Gekreuzigten aufgefangen worden sei. Die Evangelien berichten nichts dergleichen. Es heißt nur bei Johannes (19,34): "Einer der Soldaten stieß ihm seine Lanze in die Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus." Das bedeutet lediglich, daß Christus bereits tot ist und die Trennung der festen und flüssigen Bestandteile des Blutes bereits eingesetzt hat.

Wir müssen daher einen andern Zugang suchen. Im Mittelalter gibt es didaktische Bilddarstellungen, die die Lehre von der Eucharistie zu erläutern versuchen: hier steht dann die *ecclesia*, die Kirche, unter dem Kreuz und fängt mit dem Kelch das Blut Christi auf, das aus der Seitenwunde strömt. So etwa eine Darstellung aus einer Handschrift der Werke Hildegards von Bingen:



Aus solchen allegorischen Darstellungen entsteht die Legende vom Gral, der dann auch noch mit dem Kelch gleichgesetzt wird, den Christus selbst beim letzten Abendmahl verwendet hat. Wolfram von Eschenbach deutet in seinem Epos an, der Gral sei von Templern (*templeisen*) ins Abendland gebracht worden; das bedeutet aber nur, daß es sich um Mitglieder eines Ritterordens gehandelt habe. Die moderne Konnotation mit dem schrecklichen Ende der Templer fehlt noch völlig, denn dies erfolgte erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts, also lange nach der Lebenszeit Wolframs.

Es ist kein Zufall, daß diese Legende, die es vielleicht schon vorher gab, gerade gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Interesse der Dichter findet. Das Thema wurde damals heiß diskutiert, und auf dem 4. Laterankonzil wurde 1215/6 die Lehre von der Transsubstantiation dogmatisiert, daß nämlich das Brot und der Wein sich in der Wandlung während der Messe in den wahren Leib und das wahre Blut Christi verwandeln – auch wenn ihre sichtbare Gestalt unverändert bleibt. Es ist kein Zufall, daß kurz danach wundertätige Hostien auftauchen und daß von Hostienfreveln berichtet, deren man üblicherweise die Juden beschuldigt. Die Gralsromane greifen also ein brandaktuelles Thema auf.

Um diese Superreliquie des Heiligen Grals herum wird dann die Gralsburg mit den Gralsrittern erfunden, die ggf. ausreiten, um unschuldig in Not geratenen Christen zu Hilfe zu kommen, z.B. jener Elsa von Brabant, die Lohengrin vom Verdacht des Ehebruchs reinigt, die dann aber – typisch Frau – den Mund nicht halten kann. Die Gralsburg wird an den Abhang der Pyrenäen lokalisiert, obwohl sie eigentlich keinen konkreten Ort in der Realität hat; wer sie als Nichteingeweihter bewußt sucht, wird sie nicht finden. Sie heißt "Berg des Heiles", katalanisch "Mont Salvatge" und davon abgeleitet auf mittelhochdeutsch *Munsalvæsche*. Sie liegt demnach, und das ist der ein-

zige Berührungspunkt, in jenem Gebiet, in dem die Katharer ihren Schwerpunkt hatten.

Die religiöse Idylle auf der Gralsburg erweist sich aber als trügerisch, denn ausgerechnet der Gralskönig Amfortas sündigt, indem er die Ehe bricht. Die göttliche Strafe besteht darin, daß er während eines Kampfeinsatzes an den Genitalien verletzt wird und diese äußerst schmerzhafteste Wunde einfach nicht heilen will. Dahinter steht das Prinzip der spiegelnden Strafe: die Ahndung des Verbrechens erfolgt an dem Körperteil, der es begangen hat. So wird z.B. dem Dieb die Hand abgeschlagen, dem Gotteslästerer die Zunge herausgerissen usw.

Hier kommt nun Parzival ins Spiel. Über seinen Vater, den Halldri Gahmuret, haben wir schon im 9. Kapitel gesprochen. Desessen Witwe Herzeloide zieht sich nach dem vorzeitigen Tod des Ehemannes in die Einsamkeit zurück, um ihren Sohn Parzival vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren; auf keinen Fall soll er Ritter werden und ebenfalls in den Kampf ziehen. Das gelingt natürlich nicht, und Parzival landet nach einigen Komplikationen als Gast auf der Gralsburg. Kurz zuvor hat ihm allerdings Gurnemanz einen Crashkurs in ritterlichem Verhalten verpaßt. Insbesondere hat er ihm eingetrichtert, daß er nicht in einem fort reden soll – vielleicht war das eine Folge der rein weiblichen Erziehung. Das führt dazu, daß Parzival zwar sieht, wie sehr Amfortas leidet, sich aber nicht traut, nach der Ursache zu fragen. Genau das hätte er aber tun sollen, um den Gralskönig zu erlösen.

Am folgenden Tag wird er deshalb aus der Gralsburg hinausgeworfen, und erst nach einer längeren Periode der Reifung – man könnte auch sagen: nach Überwindung der Pubertät – kann er dort hin zurückkehren, nunmehr die entscheidende Frage stellen, Amfortas erlösen und selbst Gralskönig werden.

Mit den Katharern hat das alles, wie gesagt, nichts zu tun. Das Wort Katharer kommt vom griechischen καθαρος (rein), von dem sich auch der Vorname Katharina ableitet. Im Deutschen ist daraus durch die hochdeutsche Lautverschiebung das Wort „Ketzer“ entstanden. Die Bezeichnung „Albigenser“ leitet sich von ihrem Zentrum in Albi in Südfrankreich ab. Die Katharer oder Albigenser waren eine religiöse Bewegung, die, abweichend von der christlichen Lehre, eine dualistische Weltansicht hat, in der das Gute und das Böse einander geradezu gleichmächtig gegenübersteht.

Woher kommt diese Bewegung? Dualistische Vorstellungen gab es schon in frühchristlicher Zeit; sie waren nie ganz erloschen, und für die These, daß die sichtbare Welt schlecht und von einem bösen Prinzip beherrscht sei, sprach und spricht die tägliche Erfahrung. Dies war der Inhalt der Predigt eines mazedonischen Dorfpriesters namens Bogomil, im 2. Viertel des 10. Jahrhunderts. Er und seine Anhänger, die Bogomilen, ziehen daraus die Konsequenz und verlassen die Welt, um ein asketisches und einfaches Leben zu führen. Besonderen Anklang finden die Bogomilen in Bulgarien, wo ihre Lehre, in Opposition zu den etablierten Kirchen sowohl in Rom als auch in Byzanz, regelrecht zur Staatsreligion erhoben wird. Entlang den Handelswegen gelangt die Lehre nach Italien und Südfrankreich,

wo sie im Gebiet der Grafen von Toulouse und der Vizegraven von Béziers besonders erfolgreich war; eines ihrer Zentren war wie gesagt Albi.

Die Lehre der Bogomilen bzw. der Katharer sieht die Welt also dualistisch, beherrscht von einem guten und einem bösen Prinzip, der guten Welt des Geistes und der bösen Welt der Materie. Man unterscheidet dabei zwischen gemäßigten und radikalen Dualisten. Die radikalen Dualisten postulieren zwei gleichgestellte Götter, einen Gott des Guten und einen des Bösen. Die gemäßigten Dualisten sehen zwar nur **einen** Gott als obersten Herrn der Welt, aber dieser Gott hat **zwei** Söhne: Christus und Luzifer. Luzifer hat sich gegen Gott empört und ist gestürzt worden; dabei hat er eine Menge Engel mit sich gerissen, aus denen die Seelen der Menschen entstanden. Die sichtbare Welt, die böse ist, ist nicht von Gott geschaffen worden, sondern von Luzifer; Gott ist der Schöpfer des neuen Himmels und der neuen Erde, von denen die Apokalypse spricht.

Da Luzifer die sichtbare Welt geschaffen hat, ist er, laut Genesis, der Gott des Alten Bundes, Jahwe. Dies führt zur Ablehnung des Alten Testaments. Angenommen wird dagegen das Neue Testament, denn Christus, der Gott des Neuen Bundes, hat gesagt: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Abgelehnt wird aber auch die christliche Kirche, die, mit der Welt verstrickt, nicht die Kirche Gottes, sondern die des Satans ist; die eigentliche Kirche Gottes sind die Katharer. Da Christus der Welt nicht angehört hat, ist er auch nicht wirklich am Kreuz gestorben, sondern höchstens scheinbar; vielleicht ist aber auch Simon von Cyrene an seiner Statt gekreuzigt worden. Die Verehrung des Kreuzes ist also sinnlos.

Die Aufgabe des Menschen besteht nun darin, die Seele aus dem materiellen Kerker zu befreien, damit sie in die gute, geistige Sphäre zurückkehren kann. Der Weg dahin ist die konsequente Abschottung von der materiellen Welt, insbesondere der Verzicht auf den Geschlechtsverkehr, denn dadurch würden dem bösen Gott ja neue Diener zugeführt; ferner der Verzicht auf alle Nahrung, die durch Zeugung entstanden ist, also kein Fleisch, keine Milch, keine Eier (also das, was man heute Veganer nennt), und selbstverständlich der Verzicht auf materiellen Besitz, also freiwillige Armut.

Diese konsequente Handlungsweise schaffen freilich nur wenige, die *perfecti*, die Vollkommenen. Die breite Masse der Gläubigen ist noch nicht so weit und muß deshalb damit rechnen, daß ihre Seele nach ihrem Tode erneut in einem materiellen Körper wiedergeboren wird, bis es ihr gelingt, diesem Kreislauf zu entkommen. Die katharische Lehre führt konsequenterweise zu einer völligen Ablehnung der christlichen Sakramente, bei denen ja eine materielle Komponente wesenhaft ist. Das gilt auch für die Taufe, denn wie sollte materielles Wasser eine geistige Wirkung entfalten? Wirksam ist nur das *consolamentum*, die Taufe mit dem Heiligen Geist, wie sie auch die Apostel am Pfingstfest empfangen haben. Selbstverständlich werden auch die Eucharistie und die Lehre der Transsubstantiation abgelehnt.

Nun könnte man fragen: was störte Kirche und Gesellschaft an diesen Spinnern, die es ja geradezu darauf anlegen, von selbst

auszusterben? Darauf gibt es zwei Antworten. Zum einen fühlte sich die mittelalterliche Obrigkeit – und das gilt noch mindestens bis ins 17. Jahrhundert hinein – persönlich verantwortlich für das Seelenheil ihrer Untertanen, über das sie beim Jüngsten Gericht Rechenschaft ablegen muß, und zwar für jede einzelne Seele. Sie kann also nicht einfach zulassen, daß jemand der Ketzerei verfällt, sondern muß alles daran setzen, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen. Mit welchen Mitteln und ob auch gegen seinen ausgesprochenen Willen, das ist eine andere Frage. Die zweite Antwort ist irdischer: die Armut und Bescheidenheit der Katharer wirkten sehr attraktiv auf die Bevölkerung, denn sie stand in schreiendem Gegensatz zur äußerlichen Prachtentfaltung und Gewinnsucht der *établierten* Amtskirche.

Das hauptsächliche Verbreitungsgebiet der Katharer war im 12. Jahrhundert das südöstliche Frankreich, das Languedoc. Warum dies so war, darüber gibt es verschiedene Thesen. Es wird auf die Kunst der Troubadours hingewiesen, deren Minnellyrik die Achtung vor der Ehe zerstört habe. Weiterhin wird der Antiklerikalismus des niederen Adels angeführt, der die usurpierten Kirchenzehnten nicht zurückgeben wollte. Das ist alles aber nicht sehr überzeugend.

Die Sorge für die Reinheit des christlichen Glaubens war in erster Linie Aufgabe der Bischöfe, im Falle der Katharer speziell derjenigen von Toulouse, Albi, Carcassonne und Narbonne. Darüber hinaus war es aber, nach Auffassung der Zeit, Pflicht der christlichen Fürsten, die Ketzer aus ihren Staaten zu vertreiben, notfalls mit Gewalt. An erster Stelle waren hier die Grafen von Toulouse angesprochen: Raimund V. war zwar ein treuer Sohn der Kirche, aber seine Machtmittel waren so begrenzt, daß er sogar den französischen König um Hilfe anging, freilich vergeblich. Sein Nachfolger Raimund VI. stand schon im Verdacht, selbst der Häresie zuzuneigen, weswegen er zweimal exkommuniziert wurde. Noch unzuverlässiger waren die Vizegrafen von Béziers. Die eigentlichen Beschützer und Förderer der Katharer aber waren die niedrigen Adligen, die in den kleineren Burgorten, den *castra*, des Languedoc herrschten und über die die Grafen keine effektive Herrschaft ausüben konnten.

Zunächst versuchte die Kirche eine Bekehrung der Ketzer durch die Predigt. Berühmt ist die Predigtreise des hl. Bernhard von Clairvaux 1145, den wir schon als mitreißenden Kreuzzugsprediger von König Konrad III. kennen.



In zwei größeren Städten, Toulouse und Albi, hat er überraschende Erfolge; in einem der *castra*, in *Verfeil*, aber ergeht es ihm wie folgt: „Als er begann, in der Kirche gegen die Herren dieses Ortes zu predigen, verließen jene die Kirche, und das Volk schloß sich ihnen an. Der heilige Mann folgte ihnen und begann, auf dem Platz vor der Kirche ihnen das Wort Gottes auszulegen. Jene aber verbargen sich überall in den Häusern, er aber fuhr nichtsdestoweniger für das kleine Volk in seiner Predigt fort. Aber sie lärmten derart und schlugen an die Türen, daß auch das Volk seine Stimme nicht vernehmen konnte.“ Ähnlich erging es ein halbes Jahrhundert später

dem hl. Dominikus. Im 12. Jahrhundert wurden außerdem öffentliche Streitgespräche zwischen den Häuptionern der Katharer und den christlichen Bischöfen abgehalten, bei denen aber keine Seite die andere überzeugen konnte.

Wie erfolglos die Predigtstätigkeit war, zeigt sich daran, daß die Katharer 1167 in St.-Félix, 40 km südöstlich von Toulouse, ein förmliches Konzil abhalten konnten, auf dem eine Einteilung des katharischen Gebietes in Südfrankreich in vier Diözesen Albi, Toulouse, Carcassonne und Agen vorgenommen; daneben gab es eine Diözese Nordfrankreich sowie mehrere Diözesen in Italien; es ist allerdings nicht ganz sicher, ob dieses Konzil überhaupt stattgefunden hat, da es darüber nur Quellen aus dritter Hand gibt. Die Katharer-Bischöfe residierten gewöhnlich nicht in diesen Städten, wo die katholischen Bischöfe doch Möglichkeiten hatten, gegen sie vorzugehen, sondern in einem der benachbarten *castra*. Dem Bischof standen der *filius maior* und der *filius minor* zur Seite; beim Tode des Bischofs wurde der *filius maior* neuer Bischof, der *filius minor* rückte zum *filius maior* auf, und ein neuer *filius minor* wurde bestimmt. Außerdem gab es an verschiedenen Orten der Diözese noch Diakone. Alle diese Amtsträger spielten aber bestenfalls die Rolle eines *primus inter pares*, denn zur Vornahme der gottesdienstlichen Handlungen war jeder *perfectus* berechtigt.

Deren wichtigste war die schon mehrfach erwähnte Geisttaufe, das *consolamentum*, das äußerlich durch Auflegung des Evangelienbuches auf das Haupt des Kandidaten vollzogen wurde; Raimund [dem] VI. wurde z.B. vorgeworfen, er trage immer ein Neues Testament bei sich, um jederzeit das *consolament* empfangen zu können, falls er in Todesgefahr geriete. Eine Art Vorstufe zum *consolament* bildet die Überreichung des Vaterunser, das der so ausgezeichnete Gläubige erst dann beten darf, aber auch beten muß, z.B. vor jeder Mahlzeit. Der normale Gläubige, der ja, wie wir gehört haben, noch der bösen Welt angehört, hat eigentlich gar nichts zu tun: er kann bei den Zeremonien lediglich passiv anwesend sein; wenn er einem *perfectus* begegnet, wird von ihm erwartet, daß er sich vor ihm niederwirft und seinen Segen erbittet.

Da die friedlichen Bekehrungsversuche fehlschlügen, reifte in den führenden Köpfen der Kurie der Plan, das Problem gewaltsam anzugehen. Zunächst forderte Papst Innozenz III. den französischen König Philipp II. auf, gegen die Katharer vorzugehen, aber dieser lehnte ab, ebenso der lokal zuständige Graf Raimund VI. von Toulouse. Den konkreten Auslöser des Unternehmens, das als Kreuzzug deklariert wurde, bildete dann aber die Ermordung des päpstlichen Legaten Pierre de Castelnau am 14. Januar 1208. Der Kreuzzug begann 1209 und zog sich jahrelang hin; die Teilnehmerzahl schwankte stark. Der Reihe nach wurden die Zentren des Katharertums belagert und erobert, zunächst am 22. Juli 1209 Béziers – der Vizegraf von Béziers war ja der eifrigste Förderer der Katharer –; dann Mitte August 1209 Carcassonne, das die Belagerten aber heimlich durch unterirdische Gänge verließen, so daß die Kreuzfahrer in eine weitgehend menschenleere Stadt einzogen; dann Albi, Castelnaudary, Castres, Fanjeaux, Limoux, Lombers und Montréal; dann 1210 Minerve;

dann 1211 Lavant. Die ergriffenen Katharer wurden in der Regel umgebracht, was etwa im Falle Béziers zu einem allgemeinen Massaker führte – sofern wir den Quellen vertrauen können.

Als weltlicher Anführer des Katharerzuges tritt immer mehr Simon de Montfort hervor, der das eroberte Gebiet auch als Vizegraf zu Lehen erhielt. Die Brutalität der Kreuzfahrer brachte viele lokale Adlige, die für die eigentlichen Katharer keine Sympathien hegten, auf deren Seite, zumal auch die politische Dimension immer deutlicher wurde. Schließlich griff sogar König Peter II. von Aragón zugunsten der Katharer ein, erlitt aber 1214 eine Niederlage durch Simon de Montfort. Jedoch kam dieser 1218 bei der Belagerung von Toulouse ums Leben, wodurch der ganze Kreuzzug ins Stocken geriet.

Nunmehr wird das Unternehmen vollends zu einem weltlichen Vorgang, denn der französische Kronprinz, der spätere König Ludwig VIII., übernimmt die Leitung der Kriegsführung, die sich aber noch über 10 Jahre hinzieht und mit der Niederlage der Katharer endet. Am Ende ist es der französische König, der 1229 im sog. Frieden von Paris die Herrschaft über das Krisengebiet übernimmt und so erstmals auch in Südfrankreich wirklich Fuß zu fassen vermag. Dies bedeutet auch, daß die kulturelle Identität Südfrankreichs, die sich z.B. in der eigenen Sprache, dem *Langue d'oc*, dem Okzitanischen, zeigte, immer mehr zugunsten des nordfranzösischen Einflusses zurückgedrängt wird. Das hatte selbstverständlich auch Auswirkungen auf die okzitanische Literatur.

Der Albigenser-Kreuzzug hat die Katharer nicht vernichtet, aber er hat ihnen den Rückhalt am Adel in den *castra* genommen, so daß jetzt ihre gerichtliche Bekämpfung beginnen konnte, die Inquisition. Die Protokolle der Inquisition sind in großem Umfang erhalten, so daß wir über sie recht gut unterrichtet sind. Ihren Namen hat sie daher, daß das Gericht von sich aus eine Untersuchung (*inquisitio*) durchführt und nicht darauf warten muß, daß jemand als öffentlicher Ankläger auftritt.

Unsere Vorstellungen von der Inquisition beruhen meistens auf den Verhältnissen in Spanien im späten 15. Jahrhundert, wo der Großinquisitor Torquemada nun wirklich ein blutrünstiges Terrorregime aufgerichtet hat. Die Listen für die Inquisition des 13. Jahrhunderts zeigen, daß sie mindestens ebenso oft freigesprochen wie verurteilt hat, und unter den Urteilen waren wiederum nur ein kleiner Teil Todesurteile. Freilich glaubte man, angesichts der Gefährlichkeit der Häresie auf einige Rechtskautele verzichten zu dürfen – eine Gefahr, die ja immer (auch heute noch!) besteht, wenn eine Bedrohung als besonders gefährlich eingestuft wird. Die ausgesprochenen Strafen waren Pilgerfahrten oder ein Aufenthalt im Heiligen Land, auch Geldbußen und Gefängnis. Wenn die Todesstrafe ausgesprochen wurde, was bei hartnäckigen und rückfälligen Ketzern nicht zu vermeiden war, wurde sie durch Verbrennen vollzogen. Diese Todesart ist übrigens nicht von der Kirche vorgeschrieben, sondern geht zurück auf ein Gesetz Kaiser Friedrichs II., den man so gern als den ersten modernen Menschen bezeichnet.

Was hat das alles mit dem Gral zu tun? Gar nichts. Eine materielle Reliquie, die der Gral nun einmal darstellt, paßt nicht in die rein

geistigen Vorstellungen der Katharer, die, wie Sie sich erinnern, sogar die christliche Taufe ablehnen, weil diese mit materiellem Wasser gespendet wird. Ebenso abwegig ist die Idee, daß die Katharer einen großen Schatz besessen hätten, den sie bei der Räumung von Carcassonne mitgenommen und versteckt hätten.

Einen solchen materiellen Schatz zu postulieren, ist noch absurder, aber er liefert uns den Übergang zu dem dritten Thema, das wir in diesem Kapitel behandeln wollen, den Templern. Die Templer gingen, wie die ebenfalls 1120 gegründeten Johanniter und der 1198 gegründete Deutsche Orden aus einer Hospitalbruderschaft hervor, die im Falle der Johanniter sogar schon vor den Kreuzzügen, seit 1070, bestanden hatte. Mit der Entstehung der Kreuzfahrerstaaten kam der aktive Schutz der Pilger hinzu, also die militärische Komponente, die allmählich das Übergewicht gewann. Die militärische Bedeutung der Ritterorden war beträchtlich. Die idealtypische Kreuzfahrerburg *Krak des Chevaliers* war im Besitz der Johanniter.

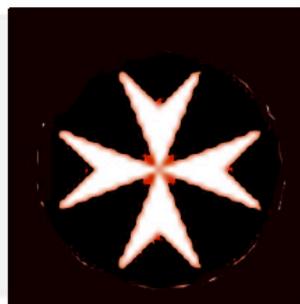


Aufgrund dieser militärischen Bedeutung waren die Ritterorden bei den muslimischen Gegnern auch besonders verhaßt. Sie erinnern sich, daß nach der Schlacht von Hattin alle gefangenen Ordensritter sofort getötet wurden. Allerdings unterstanden die Ritterorden nur und direkt dem Papst, bildeten im Königreich Jerusalem also einen Staat im Staate und trieben oft genug ihre eigene Politik, die derjenigen des Königs durchaus zuwider laufen konnte. Nicht selten war ihre Haltung "heroischer" als diejenige des weltlichen Herrschers und durchkreuzte dessen Verhandlungsbemühungen.

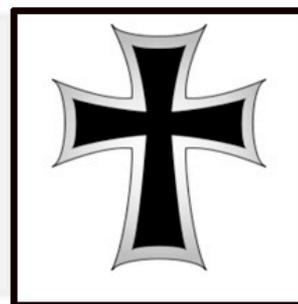
Die Ritterorden hatten eine spezielle Ordenstracht, zu der immer auch das auf dem Ordensmantel angebrachte Kreuz gehörte, das sich nach Farbe und Form unterschied und so auch in das Wappen der Orden überging:



Templer



Johanniter



Deutscher Orden

Nach dem Ende der Kreuzfahrerstaaten im Jahre 1290 hatten die Ritterorden im Grunde ihre Existenzberechtigung verloren, zumal um diese Zeit praktisch auch die spanische Reconquista, also die Wiedereroberung der 711 an die Moslems verlorenen Gebiete, abgeschlossen war. Sie bestanden aber weiter, weil sie durch fromme Stiftungen ein beträchtliches Vermögen auch im Abendland ange-

sammelt hatten und weil weiterhin der Eintritt in einen solchen Orden für die nachgeborenen Söhne des Adels eine attraktive Lebensperspektive bildete.

Generell waren sie aber nicht sehr beliebt, weder bei den weltlichen Herrschern noch bei den geistlichen Stellen wie etwa den Bischöfen und auch den Pfarrern. Mit dem Ende ihrer eigentlichen Aufgabe gab es ja auch keinen wirklichen Grund mehr für ihre Privilegien; als besonders anstößig wurden ihre Vorrechte auf dem Gebiet des Begräbnisrechtes empfunden: jeder, der den Orden eine Spende gegeben hatte oder sie in seinem Testament bedachte, konnte sich in ihren Kirchen bzw. auf ihren Friedhöfen beisetzen lassen; dadurch entgingen vor allem den eigentlich zuständigen Pfarrern die Gebühren für diese Handlungen. Versuche, sie zu reformieren und zeitgemäßer zu gestalten, die etwa von der Kurie ausgingen, verliefen aber im Sande.

Das weitere Schicksal der Ritterorden bis heute verlief unterschiedlich; teilweise bestehen sie in umgewandelter Form als karitative Organisationen weiter wie etwa die Johanniter. Am beklagenswertesten war das Schicksal der Templer. Als überwiegend französischer Orden war er vor allem in Frankreich, aber auch auf der Iberischen Halbinsel begütert. Hier seine französischen Niederlassungen:



Zudem hatte er beträchtliches Geschick bei Finanztransaktionen entwickelt; bargeldlose Übereisungen ins Heilige Land waren ohne weiteres möglich. Sein Besitz war erheblich und erregte das Interesse des französischen Königs Philipp IV. Als dieser während eines Aufstandes der Pariser Bevölkerung im "Temple", also dem Pariser Ordenshaus der Templer, Zuflucht suchte, war der Großmeister offenbar unklug genug, dem König die dort aufbewahrten Schätze zu zeigen. Der König ließ daraufhin alle Templer in seinem Reich an einem Tag verhaften und unter der Folter zu der Aussage zwingen, diese Schätze seien auf unrechtmäßige Weise erworben. Er konnte dabei auf eine gewisse Akzeptanz in der Öffentlichkeit spekulieren, denn ein geschickter Umgang mit Geld, der zu dessen Vermehrung führt, war der statischen Denkweise des Mittelalters verdächtig; es handelt sich um dieselben Wurzeln, aus denen sich die Feindschaft gegenüber den zinsnehmenden Juden speist.

Zu diesem Zweck setzte Philipp eine Rufmordkampagne in Gang, die bis heute nachwirkt und in Fernsehsendungen nachgeplappert wird oder sich in einschlägigen Computerspielen austobt. Einen Ansatzpunkt bot das Ordenssiegel. Es zeigt zwei Reiter auf einem Pferd



und verweist auf die Mildtätigkeit des Ordens (der Ordensritter hilft einem Bedürftigen, indem er ihn mit auf sein Pferd nimmt) oder auf die persönliche Bedürfnislosigkeit der Ritter (nur zwei Ritter zusammen haben ein Pferd). Man kann das Bild aber auch mißdeuten im

Sinne einer homosexuellen Beziehung. Die einmal in Gang gesetzte Phantasie schreitet weiter zum Vorwurf abergläubischer und gotteslästerlicher Praktiken beim Aufnahme ritual bis zur Idee des Götzendienstes und der Teufelsanbetung.

Eine andere Idee, die aber mehr die neuzeitliche und gegenwärtige Phantasie nährt, hängt mit dem Sitz des Ordens in Jerusalem zusammen: in den Ruinen des jüdischen Tempels, daher ja auch ihr Name. Dort sollen die Templer die alttestamentliche Bundeslade aufgefunden und ihr magische Nachrichten, vielleicht sogar die Weltformel entnommen haben. Tatsächlich ist die Bundeslade schon bei der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier 587 v. Chr. verloren gegangen; das Allerheiligste des zweiten jüdischen Tempels war leer. Eine konkurrierende Legende besagt, die Bundeslade sei nach Äthiopien gebracht worden, wo die aus der Liaison zwischen Salomo und der Königin von Saba entsprossenen abessinischen Könige herrschten, in denen man im Mittelalter den sagenhaften Priesterkönig Johannes vermutete.

Die Verleumdungskampagne gegen die Templer beruhte aber hauptsächlich auf der Unterstellung sexueller Abartigkeit und gotteslästerlicher Praktiken. Die erzielten "Geständnisse" präsentierte Philipp IV. Papst Clemens V. und verlangte die Aufhebung des Ordens und die Verurteilung der Ordensmitglieder als Häretiker. Der Papst versuchte auch in dieser Frage, die Entscheidung hinauszuzögern, aber der König kam ihm zuvor. Als der Großmeister und andere Mitglieder der Ordensleitung die erfolgten Geständnisse widerriefen, ließ Philipp sie kurzerhand am 18.3.1314 als rückfällige Ketzer verbrennen. An der Stelle, wo dieser Justizmord geschah, findet sich heute folgende Gedenktafel:



Dem Papst blieb nichts anderes übrig, als den Orden aufzuheben. Dies geschah mit der Bulle *Vox in excelso* vom 22.3.1313. Darin wird zunächst auf geheime und geheimgehaltene Aufnahme ritualen verwiesen, ohne daß diese näher spezifiziert werden. Dann heißt es: *Contra ipsum dominum Jesum Christum in scelus apostasie nefande, detestabile idolatrie vitium, execrabile facinus Sodomorum et hereses varias erant lapsi.* (Wider den Herrn Jesus Christus sind sie in das Verbrechen des fluchwürdigen Abfalls, das beklagenswerte Laster der Götzenanbetung, das scheußliche Verbrechen der Sodomie und etliche Glaubensirrtümer verfallen.) Beweise oder Zeugen für diese Behauptung sind nicht angegeben, auch nicht in Form des Hinweises, daß es solche Zeugnisse gebe, wie das sonst immer üblich ist. Dann verweist der Papst darauf, daß schon oft Orden aus viel geringerer Ursache aufgehoben worden seien. Und dann: *non sine cordis amaritudine et dolore, non per modum definitive sententie, sed per modum provisionis seu ordinationis apostolice prefatum templi ordinem ... tollimus ...* (nicht ohne Bitterkeit und Schmerzen heben wir diesen Templerorden auf, nicht durch ein Prozeßurteil, sondern durch päpstliche Verfügung). Die Güter des Ordens reserviert er der

Verfügungsgewalt des apostolischen Stuhles mit der Absichterklärung, sie zugunsten des Heiligen Landes zu verwenden.

Wir haben nicht die Zeit, den Text im einzelnen zu analysieren, aber wer sich etwas näher mit dem *stilus curiae*, der typischen Sprache der päpstlichen Kanzlei, auskennt – und ich kann das für mich in Anspruch nehmen –, dem fällt sofort auf, daß gerade das Wesentliche unpräzise formuliert ist. Das Ganze ist ein Dokument des schlechten Gewissens, wobei es für Clemens V. typisch ist, daß er am Schluß doch gegen den König nachtarockt, indem er die Aktion nicht als Ergebnis des Prozesses, sondern als freie Entscheidung des päpstlichen Stuhles hinstellt.

Es wird berichtet, der sterbende Großmeister habe König und Papst verflucht und vor das Gericht Gottes geladen. Tatsächlich sind Clemens V. am 20.4., Philipp der Schöne am 29.11.1314 gestorben, also binnen Jahresfrist nach dem Justizmord an den Templern. Die Güter der Templer wurden nicht für einen neuen Kreuzzug nach Palästina verwendet, sondern in Frankreich nahm der Staat sie an sich. Das Ordenshaus in Paris, der Temple, diente später als Gefängnis; zur Zeit der Französischen Revolution wurde dort der Dauphin, also Ludwig (XVII.), gefangen gehalten und vermutlich ermordet. So sah der Temple damals aus:



Auf der iberischen Halbinsel wurden die Besitzungen der Templer anderen Ritterorden übergeben, so in Portugal dem Christusorden, dessen späterer Großmeister Prinz Heinrich der Seefahrer aus diesen Einnahmen die Entdeckungsfahrten nach Afrika finanzierte.

Soweit die Fakten. Aber es setzt sofort die bis heute verbreitete Legende ein: einige Templer seien entkommen, es sei ihnen sogar gelungen, den Schatz der Templer in Sicherheit zu bringen und an einem geheimen Ort zu verstecken – wobei zu diesem Schatz ja möglicherweise auch der Schatz der Katharer und vielleicht sogar der Heilige Gral gehörte. Die Schatzsuche dauert bis heute an – ähnlich wie beim Nibelungenhort –, und jedesmal, wenn ein südfranzösischer Landpfarrer überraschend zu Geld kommt und seine Dorfkirche damit renoviert, wird er sofort zum Finder dieses Schatzes stilisiert.

20. KAPITEL: GESCHICHTE UND ANDERWELT: EIN BLICK AUF DEN KÖNIG ARTUS

KÖNIG ARTUS IST DIE NAMENGEBENDE Leitfigur einer ganzen Literaturgattung, eben der Artusepik. Dabei gibt es im Grunde zwei Artusse: einmal die keltische Sagengestalt, die, wenn auch letztendlich vergeblich, das keltische England gegen die angelsächsische Invasion verteidigt und in Darstellungen wie der Chronik des Geof-

frey von Monmouth geschildert wird, und zum andern den König des Artushofes der mittelalterlichen Epen.

Dieser zweite Artus tut im Grunde gar nichts. Er ist einfach da; sein Hof ist eine Art Adresse, zu der die Helden kommen und einander treffen, bevor sie wieder auf *âventiure* reiten. Soweit ich die Literatur überblicke, ist kein einziger Satz aus Artus' Munde überliefert, und es wird auch keine einzige Heldentat von ihm geschildert. Es gibt seine Tafelrunde, an der außer ihm zwölf Teilnehmer sitzen, aber selbst deren Namen sind in der Mehrzahl unbekannt. Namentlich tauchen im Wesentlichen nur Herr Lancelot auf, der die Königin Ginevra verehrt und beschützt, wobei die Verehrung möglicherweise über das erlaubte Maß der Hohen Minne hinausgeht, und der Truchseß Keyie, der böse, hinterhältig und geizig ist. Es scheint auch eine Fluktuation zu geben, und ein Platz scheint besonders gefährlich zu sein, so daß nicht etwa jeder beliebige sich dort hinsetzen darf.

Die Story von Lancelot und Ginevra war außerordentlich beliebt. Ein Reflex der Story begegnet noch in Dantes Divina Comedia. Dort begegnet der Dichter im 4. Höllenkreis zwei Liebenden namens Francesca da Rimini und Paolo Malatesta, die gemeinsam diese Geschichte lesen (Inf. 5, 127f.):

*Noi leggiamo un giorno per diletto
Di Lancialotto, come amor lo strinse.*

(Wir lasen eines Tages zum Zeitvertreib von Lancelot, wie die Liebe ihn ergriff.)

Es bleibt nicht nur bei der gemeinsamen Lektüre, aber Francesca ist leider bereits verheiratet mit Paolos Bruder Gianciotto, der die beiden erwischt und tötet.

In dieser Tafelrunde ist Artus natürlich der *typus Christi*, das Abbild Christi mit seinen zwölf Aposteln, als welches ja jeder mittelalterliche König betrachtet wurde. Und insofern muß es an dieser Tafel auch einen Platz des Judas Iskariot geben. Im späteren Mittelalter, als die Artusrunde längst definitiv zur Literatur geworden ist, wird sie nicht selten von regierenden Herrschern nachgespielt. In England ist sogar die Tafel erhalten, die – etwas bedrohlich – im Schloß von Winchester über dem Portal aufgehängt ist:



Auch die meisten der fürstlichen Ritterorden des Spätmittelalters orientieren sich folkloristisch an der Artusrunde, so natürlich der Hosenbandorden in England und in Burgund der Orden vom Goldenen Vlies. Insofern wird dieser König Artus eigentlich erst in der nostalgischen Erinnerung wirklich lebendig. Es kommt auch vor, daß Könige ihre Söhne Artus oder Arthur nennen, aber interessanterweise ist keiner dieser Arthure jeweils an die Regierung gekommen, sondern alle sind jung gestorben. Der bekannteste Arthur in diesem Sinne war der ältere Bruder des englischen Königs Heinrich VIII., der mit Katharina von Aragón verlobt wurde:



Aber er starb noch vor seinem Vater, so daß Heinrich VIII. als Thronfolger nachrückte und gleich auch die Braut mit übernahm. Diese Quasi-Geschwisterehe diente Heinrich bekanntlich später als Vorwand dafür, sich von Katharina zu trennen, und weil der Papst dem nicht zustimmte, gleich noch die englische Kirche von Rom loszulösen.

Historisch interessanter und auch von der Sage her abwechslungsreicher ist aber der originär keltische Artus. Gleich seine Geburt ist vom Geheimnis umwoben. Seine Eltern sind das Herzogspaar Gorlois und Ingraine, aber das stimmt nicht ganz, denn die Mutter wird auch vom König Uther Pendragon verehrt. Und weil sie sich als gar zu tugendhaft erweist, greift dieser zu einer List: während der Herzog auf einem Kriegszug abwesend ist, nimmt der König mit Hilfe des Zauberers Merlin die Gestalt des Herzogs an, besucht die Herzogin überraschend bei Nacht in der Burg Tintagel,



schwängert sie und verläßt sie noch vor Morgengrauen wieder. Am nächsten Tag wird der Herzog tot in sein Schloß gebracht; er ist, während er angeblich seiner Frau beiwohnte, im Kampf gefallen.

Auch der König fällt im Kampf gegen die angelsächsischen Eindringlinge, und so ruhen die Hoffnungen der Kelten auf der Frucht seiner letzten Heldentat. Artus wird aber vorsichtshalber zu einem Handwerker gebracht, bei dem er unbekannt aufwächst und nicht einmal selbst wirklich weiß, wer er ist. Es treten etliche falsche Artuse auf, die aber an der entscheidenden Probe, nämlich das Schwert Excalibur aus einem Stein zu ziehen, scheitern. Das ist einer der Riten, die ein neuer keltischer König bei seinem Regierungsantritt vollziehen muß; man fühlt sich entfernt auch an die Probe erinnert, die Prühnilt von ihren Bewerbern verlangt.

Mehr zum Spaß – aber natürlich hat Merlin das eingefädelt – versucht sich auch der echte Artus an dem Schwert und besteht die Probe ohne weiteres. Damit ist er als König erwiesen und kann die Kelten zum Kampf gegen die Angelsachsen einigen, gegen die er Erfolge erzielt und so dem Land eine Weile den Frieden garantiert. Jetzt hat er auch Zeit, seine Tafelrunde einzurichten und auf der Burg Camelot Hof zu halten.

Das geht so lange gut, bis ihm ein gleichstarker Gegner gegenübertritt, Mordred. Ein solcher gleichstarker Gegner kann eigentlich nur ein Bruder oder Sohn des Artus sein, oder am besten beides. In der Tat hat Artus selbst ihn einst beim Beltraine-Fest (1. Mai, das positive Gegenstück zu Halloween) mit seiner Schwester Morgane gezeugt, ohne zu wissen, mit wem er sich vereinigte. Dieser Mordred verbündet sich verräterischer Weise mit den Sachsen und besiegt Artus, der in der Schlacht von Camlann ums Leben kommt. Oder in einer anderen Version tödlich verwundet ein Boot besteigt, das ihn in die Anderwelt, nach Avalon, bringt, wobei er als letzten Akt das

Schwert Excalibur in den See wirft, womit die keltische Epoche in England endgültig zu Ende geht.

Soweit zusammengefaßt die Sage, die Sie in vielen Büchern lesen und aufwendig gemachten Filmen betrachten können. Auch dahinter stehen historische Ereignisse, die in der Person des Artus zusammengezogen werden.

England geriet, nachdem zwei frühere Versuche Cäsars und Caligulas kläglich gescheitert waren, unter Kaiser Claudius unter römische Herrschaft, wobei dieser zur Schlußphase des Feldzugs in Person anreiste, um anschließend in Rom den Triumph feiern zu können. Unter Kaiser Nero versuchten die Römer, auch Wales zu erobern; das mißlang aber zunächst, weil es im Rücken des Invasionsheeres im eigentlich schon „befriedeten“ englischen Gebiet zu einem Aufstand unter Königin Boudicca kam, der sich als ziemlich gefährlich erwies; in seinem Verlauf wurde z. B. die Siedlung *Londinium* vollständig zerstört. Eine zweite Varusschlacht konnte nur haarscharf vermieden werden. Erst im Jahre 78 konnte dann der Statthalter *Cn. Iulius Agricola* Wales wirklich erobern, das vor allem aufgrund der Bodenschätze für Rom interessant war. Dieser Statthalter war übrigens der Schwiegervater des Tacitus, weshalb wir über seine unsterblichen Leistungen intensiv informiert sind.

Schottland entging der römischen Eroberung. Vielmehr sicherten die Römer ab dem Jahr 122 die englische Provinz durch den Bau eines Befestigungswalles, also eines Limes, von Küste zu Küste ab.



Dieser Hadrianswall hielt bis zum Ende des 4. Jahrhunderts. Ein interessantes Zeugnis römischer Kultur in Britannien sind die Schrifttafeln von Vindolanda, private Briefe, die mit Tinte direkt auf ganz dünne Holztafeln – wir würden heute sagen: Fournier – geschrieben sind:



397 wurde der Hadrianswall erstmals überrannt; daraufhin zog Kaiser Honorius I. die römischen Truppen ab und ließ den Bewohnern mitteilen, sie müßten hinfort selbst für ihre Verteidigung sorgen.

Ob der keltische Bevölkerungsanteil den Abzug der Besatzung mit einem Aufatmen begrüßte, wissen wir nicht. Falls ja, war die Freude verfrüht, denn nun begann eine germanische Einwanderung aus Südkandinavien und Norddeutschland; der erste dieser Besuche läßt sich auf 410 datieren. Angeln, Jüten und Sachsen kamen auf die Insel, die jetzt also von der Völkerwanderung betroffen war. Die Kelten wichen, soweit sie nicht unterworfen wurden, vor dieser Einwanderung zurück in die Randgebiete wie Cornwall und Wales, vor allem aber übers Meer in die Bretagne, die auf diese Weise einen viel stärker keltischen Charakter erhielt, als sie ihn zur Römerzeit je besessen hatte.

Über die germanische Einwanderung berichtet etwa Beda Venerabilis in seiner englischen Kirchengeschichte (Buch 1 Kapitel

14f.), wobei er sie als die Strafe Gottes für den Rückfall der Briten ins Heidentum nach dem Abzug der Römer hinstellt: "Deshalb kam schnell danach eine noch schlimmere Strafe über das sündige Volk für seine bösen Vergehen. Sie beratschlagten nämlich, was zu tun sei, wo man Schutz finden könne vor den wilden und häufigen Einfällen der Völker aus dem Norden" – gemeint sind die Schotten nach dem Fall des Hadrianswalls – „alle, einschließlich König Vortigern, stimmten zu, daß man das Volk der Sachsen aus Übersee zu Hilfe rufen solle. ... So kamen die Angeln oder Sachsen, auf Einladung des besagten Königs, in drei Langschiffen herbei und erhielten von diesem König ein Landgebiet zugewiesen, wo sie gewissermaßen für das Land kämpfen sollten, tatsächlich aber als Eroberer eintrafen. Zunächst kämpften sie wirklich gegen den Feind, der von Norden her angriff, und die Sachsen errangen den Sieg. Als das aber in ihren Heimatländern bekannt wurde, wobei zugleich über die Fruchtbarkeit des Landes und die Schlawheit seiner Bewohner berichtet wurde, kann sofort eine weitaus größere Flotte mit einer noch stärkeren Gruppe von Kriegerern. Zusammen mit denen, die bereits anwesend waren, ergab dies eine unbesiegbare Armee. ... Sie entstammten aber drei sehr mächtigen Germanenstämmen, nämlich den Sachsen, den Angeln und den Jüten.“

Ob die Einwanderung tatsächlich in einem Zug, so wie von Beda beschrieben, erfolgte, wird in der Forschung diskutiert. Als wahrscheinlicher gilt eine allmähliche Übersiedlung, die sich über einen längeren Zeitraum hinzog und in kleinen Gruppen erfolgte. Beda hat sich in seiner Darstellung wohl allzusehr an den Zügen der Germanen in Südeuropa orientiert, etwa am Einmarsch der Langobarden nach Italien. Eine länger dauernde Infiltration wird auch durch die Ergebnisse der Archäologie und der Ortsnamenforschung nahegelegt. Es bildeten sich kleine, ursprünglich durch die Abstammung ihrer Mitglieder definierte Herrschaftsbezirke, die einem *lord* unterstanden; erfolgreiche Lords konnten im Rahmen der Gefolgschaft andere Freie an sich binden und so ihre Macht vergrößern.

Im Laufe der Zeit bildeten sich größere Einheiten, die dann als Königreiche bezeichnet werden. Auch wenn das römische Militär die Insel am Anfang des 5. Jahrhunderts verlassen hatte – was zweifellos als zusätzliche Einladung an die Germanen zur Invasion Englands gewirkt hat –, bedeutete dies nicht, daß die Eindringlinge auf keinen Widerstand stießen. Dieser Widerstand erwies sich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts sogar als recht erfolgreich und konnte die Invasoren wieder ein ganzes Stück zurückdrängen. Eine Schlacht am *mons Badonicus* endete mit einem keltischen Sieg, der für etwa ein halbes Jahrhundert für stabile Verhältnisse sorgte, bis ab ca. 550 eine neue Eroberungswelle einsetzte, die bis ca. 600 zur vollständigen angelsächsischen Herrschaft über England führte. Diese Zeit, in der es Erfolge gegen die Eindringlinge gab, die sich dann aber doch als nur vorübergehend erwiesen, dürfte die Zeit sein, in die König Artus lokalisiert werden kann, wobei in seiner Person wohl mehrere Gestalten zusammenfließen.

Literatur:

Die Dichtungen

- Werner Hoffmann, Das Nibelungenlied, Kudrun. Texte, Nacherzählungen, Anmerkungen und Worterklärungen (Darmstadt 1984) S. 1–379
- Michael Curschmann, 'Nibelungenlied' und 'Klage'; in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. 6 (1987) Sp. 926–969
- Joachim Heinzle: Das Nibelungenlied (München 1987; Artemis Einführungen 35)
- Hans und Irmtraud Pörnbacher, Spielmannsepen. I: König Rother, Herzog Ernst. Texte, Nacherzählungen, Anmerkungen und Worterklärungen (Darmstadt 1984) S. 223–461
- Hans Szklenar/Hans-Joachim Behr, 'Herzog Ernst'; in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. 3 (1981) Sp. 1170–1191
- Günther Schweikle, Walther von der Vogelweide. Gesamtausgabe. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, 2 Bde. (Stuttgart 2. Aufl. 1994/1998; RUB 819/820)
- Friedrich Maurer, Die Lieder Walthers von der Vogelweide. Unter Beifügung erhaltener und erschlossener Melodien, 2 Bde. (Tübingen 4. Aufl. 1974/3. Aufl. 1969)
- Kurt Ruh, Walther von der Vogelweide; in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. 10 (1999) Sp. 665–698
- Gottfried Weber, Gottfried von Straßburg, Tristan. Texte, Nacherzählungen, Anmerkungen und Worterklärungen (Darmstadt 1967)
- Gottfried Weber, Wolfram von Eschenbach, Parzival. Texte, Nacherzählungen, Anmerkungen und Worterklärungen (Darmstadt 1967)
- Manessesche Liederhandschrift: <http://www.manesse.de>

Zu den Kapiteln:

- Ernst, Herzog von Schwaben. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland, hg. v. R. Richter (Bielefeld 1918; Deutsche Schulausgaben 64)
- Joachim Bumke, Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1100 – 1300 (München 1979)
- zum Pelzmantel Walthers von der Vogelweide: Egon Boshof, Die Regeste der Nischöfe von Passau I, 731 – 1206 (München 1992; Regesten zur Bayerischen Geschichte 1) S. 330 Nr. 1095 [mit weiteren Literaturangaben]
- Walter Pohl, Die Awarenkriege Karls des Großen 788–803 (Wien 1988)
- Roger-Xavier Lanteri, Brunehilde. La première reine de France (Paris 1995)
- A lberto Magnani, Brunilde, regina dei Franchi (Mailand 2006)

- Bruno Dumézil, *La reine Brunehaut* (Paris 2008)
- Hermann Kamp, *Burgund. Geschichte und Kultur* (München 2007; Beck'sche Reihe 2414)
- Arthur Kleinclausz, *Histoire de Bourgogne* (Paris 1909; ND Paris-Genf 1987)
- Laetitia Boehm, *Geschichte Burgunds. Politik – Staatsbildungen – Kultur* (Stuttgart 2. Aufl. 1979)
- Johan Huizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden* (Stuttgart 10. Aufl. 1969)
- Steven Runciman, *Geschichte der Kreuzzüge* (München 1968)
- Georg Ostrogorski, *Geschichte des Byzantinischen Staates* (München 3. Aufl. 1963)
- Hans-Eberhard Mayer, *Geschichte der Kreuzzüge* (Stuttgart 2000)
- Thomas Frenz, *Geschichte der Kreuzzüge* (Vorlesungsskript Passau SS 2011)
- Hans Walter Klewitz, *Die Festkrönungen der deutschen Könige*, ZRG kan. 28(1939)48-96 [auch separat]
- Percy Ernst Schramm, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert*, 3+1 Bde., Stuttgart 1954/6)
- Josef Deer, *Kaiser Otto der Große und die Kaiserkrone*; in: Hermann Fillitz (Hg.), *Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Frühmittelalters*, Graz/Köln 1932, S. 261–277
- Reinhart Staats, *Theologie der Reichskrone*, Stuttgart 1976
- Heinz Biehn, *Die Kronen Europas und ihre Schicksale*, Wiesbaden 1957
- Alois Schütz, *Die Andechs-Meranier in Franken und ihre Rolle in der europäischen Politik des Hochmittelalters*. In: *Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter*. Ausstellungskatalog Bamberg 1998 (Mainz 1998) S. 3–54
- Hubert Glaser (Hg.), *Witterlsbach und Bayern. Katalog und Kommentarband der Ausstellung 1980* (München/ Zürich 1980), Bd. I, 1+2: *Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern*
- Kurt Reindel, *Bayern im Mittelalter* (München 1970)
- Theodor Nolte/Volker Schupp, *Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch* (Stuttgart 2011; RUB 18733)